Biogr. 770 d

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

<36612039930012

<36612039930012

Bayer. Staatsbibliothek

Biogr. 770 d

SOCRATES · MENDELSSOHN
Lowe inv et del.
Berlin 1831.
Laurens sc.

Moses Mendelssohn.

Sammlung

theils noch ungedruckter, theils in andern Schriften zerstreuter Aufsätze und Briefe von ihm, an und über ihn.

Herausgegeben

von

J. Heinemann,

Dr. der Philosophie.

Mit einem Titelkupfer

(Mendelssohn und Sokrates im Medaillon).

Leipzig, 1831.

G. Wolbrecht'sche Buchhandlung.

7. D.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Allen

Freunden und Verehrern

des

verewigten Weisen

die wie Er der Wahrheit huldigen.

Das Kriterium der Wahrheit hat jedermann in sich. Weder die Einbildung giebt es, noch die Spekulation; im Gemüth, im innersten Bewußtsein wohnt die Summe aller Wahrheit —.

Herder.

Das Titelkupfer.

„Vermuthlich kennst du diese Silhouette? Ich „kann dir's kaum verhehlen! Sie ist mir gar zu „lieb! gar zu sprechend!.... Kannst du sagen, „kannst du einen Augenblick anstehen, ob du sa„gen wolltest: „„Vielleicht ein Dummkopf! Eine „rohe geschmacklose Seele!"" „Der so was sagen „könnte, ertragen könnte, daß ein anderer es sag„te, der schließe mein Buch zu, werf' es von sich „— und erlaube mir, meinen Gedanken zu verweh„ren, daß ich nicht über ihn urtheile! Ich weide „mich an diesem Umrisse! Mein Blick wälzt sich „von diesem herrlichen Bogen der Stirne auf den „scharfen Knochen des Auges herab... In dieser „Tiefe des Auges sitzt eine sokratische Seele! „Die Bestimmtheit der Nase — der herrliche „Uebergang von der Nase zur Oberlippe — die „Höhe beider Lippen, ohne daß eine über die an„dere hervorragt, o wie alles dieß zusammen„stimmt, mir die göttliche Wahrheit der Physi„ognomie fühlbar und anschaulich zu machen...„

Lavater, Physiognomische Fragmente.

Das Mittelfenster.

Vorwort.

Der Zweck dieser Sammlung ist zunächst: den jungen Glaubensgenossen des verewigten Moses Mendelssohn, die sich den Studien widmen, Materialien zu einem ausführlichen Gemälde des Weisen zu liefern, der in jeder Beziehung ihr Muster und Vorbild sein soll. — Sein hellblickender Geist, seine Liebe zur Wahrheit, sein reger Trieb sie zu verbreiten, seine sittliche Güte, seine ächte Frömmigkeit, seine liebenswürdige Bescheidenheit, sein untadelhafter Wandel mit dem ganzen schönen Gefolge seiner übrigen Tugenden offenbaren und entfalten die vortrefflichste Harmonie und vollenden ein Bild menschlicher Vollkommenheiten, wie es keine Meisterhände getreu und wahr darzustellen vermögen.

„Bei der näheren Zergliederung der Eigenschaften „dieses großen Mannes" — sagt sein vieljähriger Freund

und Schüler, David Friedländer — *) „dürfen wir „auch das genaueste Detail nicht fürchten. Er ist keiner „von den Männern, bei welchen einige glänzende Eigen= „schaften mehrere Schwachheiten vor den Augen der Welt „bedecken müssen; keiner von den Karakteren, die nur von „einer gewissen Seite betrachtet werden dürfen, wenn sie „Wohlgefallen erregen sollen: gleicht keiner von denjeni= „gen kolossalen Figuren, die in einer gewissen Weite zwar „Bewunderung erwecken, aber in der Nähe voller Uneben= „heiten und Flecken sind. Nein, wir können mit Zuver= „sicht sein öffentliches und sein Privatleben, seinen Karak= „ter als Mensch und als Bürger, als Hausvater und „als Ehemann, als Lehrer und als Freund, der streng= „sten Untersuchung unterwerfen: überall werden wir ihn „musterhaft, überall gleich groß, gleich liebenswürdig „finden. —"

Von diesem Zwecke ausgehend, dürfte diese Schrift auch den Besitzern der größeren Werke Mendelssohns, aus denen mancher Aufsatz ganz oder im Auszuge entlehnt werden mußte, nicht ohne Interesse sein; in so fern aber

---

*) Vorlesung, gehalten in der Gesellschaft zur Beförderung des Edlen und Schönen, am 9ten Januar 1794.

unentbehrlich werden, als sie Mehreres enthält, was theils in den Werken anderer Gelehrten und Zeitschriften zerstreut sich befindet, und daher nicht immer zur Kenntniß eines Jeden kommt, theils aber bisher noch nie im Druck erschienen war. — Auch die kleinsten Aufsätze, Briefe, Anekdoten, sinnreiche Worte von ihm sind des Aufbewahrens werth; denn auch das Mindeste trägt das Gepräge seines hellen Verstandes, seines liebevollen Herzens, seines brennenden Eifers für Wahrheit und Tugend. Nicht minder verdienet Alles, was seine Freunde in Beziehung auf ihn gesprochen und geschrieben haben, dankbar aufgenommen und der Vergessenheit entrissen zu werden, weil es auf ihn hinweiset, und weil es den jüngern Freunden Colorit und Manier darbietet, um die Zeichnung des verehrten Musters würdig auszuführen.

Berlin, am Geburtstage Moses Mendelssohns,
12. Elul 5590 (31. August 1830.)

Der Herausgeber.

Inhalt.

Vorwort.

Einleitung: Friedrich Nicolai. . . . . Seite 1

Moses Mendelssohns Leben. . . . . = 9

Andachtsübung. . . . . = 29

Schreiben an einen deutschen Erbprinzen. . . . . = 31

Aufsätze: Giebt es natürliche Anlagen zum Laster? . . . = 39

Von der Herrschaft über die Neigungen. . . = 48

Zufällige Gedanken über die Harmonie der inneren und äußeren Schönheit. . . . . = 57

Vorbericht zu den Morgenstunden. . . . . = 67

Vorrede zu Menasseh ben Israel's Rettung der Juden. . . . . = 71

Unterhaltungen mit Mendelssohn. Aus der Erinnerung niedergeschrieben von David Friedländer. . . . . = 104

Ueber die Einrichtung einer Volkslehre. . . . . = 147

Mendelssohns Antwortschreiben an Charles Bonnet. Mit einem Vorworte von David Friedländer. . . . . = 155

Schreiben von Mendelssohn während seines Streits mit Lavater. = 172

Eine Anekdote aus dem Leben Moses Mendelssohns. . . . = 177

Ausgewählte Briefe von und an Lessing. . . . . = 182

Fragment aus einem Briefe von Mendelssohn an v. P. . . = 331

Mendelssohns Antwortschreiben an D*). . . . . = 331

Fragment eines Briefes von Mendelssohn an einen Staatsrath in D. . . . . = 336

Fragment eines Briefes von Mendelssohn an den Münzdirektor Lessing, wenige Wochen nach des großen Lessings Tode. . = 339

Ausgewählte Briefe von und an Abbt. . . . . = 344

Briefe von und an Hamann. . . . . = 414

Wieland an Mendelssohn. . . . . = 423

Mendelssohn an Nicolai. . . . . = 425

Ueber Mendelssohn, seinen Karakter, seinen Wirkungskreis und seine Verdienste um die Israeliten. . . . . = 430

Friedrich Nicolai

zeigt am 7. Januar 1786 der gelehrten Welt den Tod unsers Weltweisen an*).

Als Einleitung hier im Auszuge.

„Die gelehrte Welt hat einen unersetzlichen Verlust er-
„litten durch den Tod des berühmten Philosophen
„Moses Mendelssohn, welcher den 4ten Jänner
„1786 im 57sten Jahre seines Alters früh um 7 Uhr
„sanft entschlief. Er war zu Dessau 1729 geboren...**)
„Im Jahre 1754 ward Moses Mendelssohn mit
„Lessing bekannt, welches der größte Schritt zur Aus-
„bildung seines philosophischen Geistes und zur zweckmäßi-
„gen Anwendung seiner so seltenen Geistesgaben ward...
„Kurz nachdem beider Bekanntschaft vertraut zu werden

---

*) Allg. deutsche Bibliothek 65r Bd. 2s Stck. S. 624—31.

**) Hier erzählt Hr. Nicolai die Lebensgeschichte des M. bis zu dessen Bekanntschaft mit Lessing, die weiter unten ausführlicher erzählt ist.

„angefangen hatte, ward ich beiden bekannt. Was ich „diesen beiden Männern von so seltenen Talenten, welche „die ungeschminkteste Wahrheitsliebe besaßen, und beide „den edelsten Karakter hatten, verdanke, empfinde ich „im Innersten meines Herzens, und kann es Niemanden „deutlich darstellen, am wenigsten in dieser Stunde, wo „meinem Herzen der Schmerz der Trennung von einem „dreißigjährigen vertrauten Freunde noch so neu ist. Unser „Umgang war verschiedene Jahre lang so innig, so „lehrreich!"

„Lessing machte den Philosophen Moses zuerst „auf die Natur der neuern Sprachen und des Vortrags „in denselben aufmerksam. Die Briefe über die Em„pfindungen waren die erste Frucht der Uebung des „hebräischen Philosophen in der deutschen Sprache. „Wenn man überlegt, daß die deutsche Sprache ihm „eigentlich eine fremde Sprache war; wenn man zurück„denkt, in welchem Zustande die deutsche Prosa im „Jahre 1755 war, so sieht man die Größe des Ta„lents, und wie sein Geist dieses Talent zu bearbeiten „wußte."

„Als ich die Bibliothek der schönen Wissen„schaften anfing, war er es zuerst, und nach ihm

„Lessing, der mich in meinem Vorsatze, durch freimü-
„thige Beurtheilung neuer Schriften der deutschen Lite-
„ratur einen stärkern Schwung zu geben, befestigte.
„Moses lieferte so manchen thätigen Beitrag zu den
„ersten vier Bänden, die wir mit gemeinschaftlicher
„Bemühung herausgaben. Von seinem wichtigen An-
„theile an den Briefen die neueste Literatur be-
„treffend, habe ich schon an einem andern Orte etwas
„gesagt. Der Gedanke, die allgemeine deutsche
„Bibliothek herauszugeben, erschreckte ihn anfänglich
„wegen der Größe des Unternehmens, und wegen der
„Schwierigkeiten, die er damals beinahe für unüberstei-
„lich hielt. Da er mich aber entschlossen sah, so unter-
„stützte er mich freundschaftlich. Die ersten Bände die-
„ses Werkes, worin einige sehr vorzügliche Recensionen
„von ihm stehen, sind Zeugen davon."

„Seine vortrefflichen philosophischen Werke, die
„mit dem simpelsten Vortrage so viel Anmuth und mit
„der Anmuth so viel Deutlichkeit und Gründlichkeit ver-
„binden, hier nach Verdienst zu rühmen, ist wirklich in
„dieser Stunde meine Fassungskraft allzuschwach. Ich
„empfinde, welche Wohlthat sie unserm Zeitalter waren.
„Die Entwickelung ihrer unbeschreiblichen Verdienste und
„der außerordentlichen Verdienste ihres Verfassers sei einer

„ruhigern Zeit vorbehalten. Besonders hat Phädon „nicht wenig beigetragen, die Unsterblichkeit der „Seele, eine zum Glücke aller vernünftigen Menschen „so nöthige Wahrheit, näher ans Herz zu bringen. „Dieses Buch allein schon ist genug, daß mein Freund „der spätesten Nachwelt, so lange deutsche Sprache und „Philosophie noch Werth haben, verehrungswürdig blei„ben muß."

„Eine schwere Krankheit machte ihn verschiedene „Jahre lang, erst zu allen Arbeiten, nachher wenigstens „zu allen gelehrten Arbeiten ganz untüchtig. Ich ziehe „gern den Vorhang über die Veranlassung zu dieser „schweren Krankheit und überhaupt über diese traurige „Zeit, weil jetzt noch mein Herz allzuwund ist. Welche „heroische Philosophie, welche Besonnenheit und Hoffnung „er in diesen unglücklichen Umständen zeigte, da er alle „Stärke des Geistes behielt, und sie doch nicht Viertel„stunden lang brauchen durfte, ohne am Körper empfind„lich dafür zu leiden, kann ich nicht erzählen; eben so „wenig, wie wichtige psychologische Aufschlüsse die Ge„schichte seiner Krankheit selbst darbietet."

„Durch die strengste Diät genas er nach und nach, „und er benutzte beinahe jeden Augenblick, um Ideen zu

„fassen und auszuschreiben. Endlich erwarb er neue „Kräfte des Körpers, denn sein Geist hatte nie gelitten, „vielmehr in dem stärksten körperlichen Leiden hatte er „sich größer als je gezeigt. Er versuchte nun wieder „ein zusammenhängendes Werk zu schreiben. Bei einer „geringen Veranlassung legte er in seinem Jerusalem „herrliche Ideen der Welt vor, die zum Theil deswegen „so schief verstanden wurden, weil sie Vorurtheile, die „seit Jahrhunderten befestigt waren, direkt angriffen. „Er war dabei sehr gleichmüthig. Er wollte seinem Zeit„alter noch nützlicher werden. Er faßte den Gedanken, „die Lehre vom Dasein Gottes, welche in unsern „Zeiten so verkannt und verstellt wird, in ein neues Licht „zu setzen. Ihm war es sehr angelegentlich gewesen, „seinen ältesten Sohn Joseph, einen Jüngling von aus„gezeichneten Fähigkeiten, und den er mit der zärtlichsten „Vaterliebe liebte, von dieser Seite sicher zu setzen. Er „hatte ihm und einigen andern jungen hoffnungsvol„len Leuten seiner Nation in einigen Morgenstun„den die Anfangsgründe seines philosophischen Systems „mündlich erklärt, und besonders auf Gott und auf die „richtige Auseinandersetzung unsers Begriffs von ihm „und von seinen Eigenschaften wichtige Wahrheiten ge„gründet. Schon vor anderthalb Jahren entdeckte er

„mir, zu meiner großen Freude, umständlich seine Idee,
„auf welche Art er darüber ein ausführliches Werk her-
„ausgeben wollte. Der erste Theil ist unter dem Titel
„Morgenstunden in der Michaelismesse vorigen Jah-
„res erschienen, und von allen unbefangenen Wahrheits-
„freunden gewiß mit Theilnehmung gelesen worden. —
„Hr. G. R. Jacobi in Düsseldorf hatte in einer zu-
„fälligen Unterredung mit Lessing etwas mit ihm über
„des Spinoza Begriff von Gott gesprochen, und
„Lessingen sicherlich nicht verstanden, welches ich am
„gewissesten sagen kann, da ich so oft mit Lessing und
„Moses zugleich über diese Materie differirt habe. Er
„glaubte Lessings Meinung erschöpft zu haben, und
„darin, ich weiß nicht was, Gefährliches zu sehen. Er
„fand für gut, etwas hierüber an Moses, der Lessings
„vieljähriger Freund war, gelangen zu lassen. Mißver-
„ständnisse häuften sich immer mehr, und Hr. Jacobi
„schrieb, vielleicht ehe er die Materie genug durchge-
„dacht hatte, ein Buch über Lessing und Spinoza.
„Kann er wohl den Gegenstand recht durchgedacht haben,
„wenn er uns vorbilden will, alle Philosophie führe zum
„Atheismus, und wenn er den Glauben zum ersten
„Principium aller menschlichen Erkenntnisse machen will?
„Es scheint mir, wenn er vorher hätte den ersten

„Theil der Morgenstunden abwarten wollen, wür=
„de er es nicht geschrieben haben. Moses, der seinen
„Freund Lessing kannte, und gewiß doch besser als
„Hr. Jacobi, suchte diese Materie ein wenig näher
„auseinander zu setzen. Dieses Buch ward wenige Tage
„vor seinem Tode fertig, und wird in kurzem erschei=
„nen. Mit demselben wurden die letzten Kräfte seines
„schwachen Körpers erschöpft. Er entschlief nach einer
„leichten Unpäßlichkeit von wenigen Tagen, wie ein mü=
„der Wanderer nach wohl zurückgelegten Tagereisen sanft
„entschlummert."

„Der eigentliche zweite Theil der Morgen=
„stunden, in welchem er den im ersten Theile ent=
„wickelten Begriff von Gott auf die menschliche Gesell=
„schaft näher anwenden, und bis zu den ihm ganz
„eigenen festen Begriffen von Naturrecht und Sit=
„tenlehre fortführen, das heißt, die Rechte und die
„Pflichten eines jeden Menschen mit der göttlichen
„Vollkommenheit in der innigsten Verbindung zeigen
„wollte, ist leider noch nicht geschrieben. Welcher wich=
„tiger Verlust dies ist, kann ich mir am lebhaftesten
„vorstellen, da er von dem Plane so oft mit mir ge=
„redet, und die Anwendung auf einzelne Materien so
„oft der Gegenstand unsers Gesprächs gewesen ist."

„Soll ich etwas von dem großen Werthe sagen,
„den dieser große Gelehrte als Mensch hatte? Ich habe
„ihn seit 30 Jahren in so vielen Vorfällen des mensch-
„lichen Lebens thätig gesehen. Ich habe die außeror-
„dentlichsten Beispiele seines Edelmuths, seiner unerschüt-
„terlichen Redlichkeit, seiner Wohlthätigkeit, seiner Un-
„eigennützigkeit, seiner Menschenliebe, seiner Bereitwilligkeit,
„Feinden zu vergeben, seiner Sanftmuth, seiner Freund-
„schaft gesehen. Ach! das Herz bricht mir — — . . .

Berlin, den 7. Jänner 1786.

Friedrich Nicolai.

Moses Mendelssohn's Leben.

Mendelssohn (Moses) wurde zu Dessau 1729 am 6. September (den 12. Elul 5489 nach jüdischer Zeitrechnung) von israelitischen Aeltern geboren. Sein Vater, Mendel, war öffentlicher Schreiber bei der dortigen jüdischen Gemeine, und schrieb die biblischen Bücher auf Pergamentrollen ab, deren man sich in den Synagogen bedient. Er hatte zugleich eine Elementarschule, und wandte die größte Sorgfalt auf die Erziehung seines Sohnes, der ausgezeichnete Anlagen zeigte. Die lyrische Dichtkunst der Hebräer begeisterte den jungen Mendelssohn so sehr, daß er schon in seiner frühesten Jugend Verse machte. Der dortige Rabbiner David Fränkel unterrichtete ihn im Talmud, und ließ ihn die Werke des Maimonides lesen, denen er seine Neigung zur Philosophie verdankte. Sein anhaltender Fleiß zog ihm in seinem zehnten Jahre eine Nervenkrankheit zu, die nicht allein seinen Körper verunstaltete, sondern ihm auch eine Schwäche und Reizbarkeit zurückließ, deren Folgen er sein ganzes Leben hindurch empfand. Nach zurückgelegtem dreizehnten Jahre, wo die jungen Israeliten eingesegnet werden, und von wo an sie selbst für ihr religiöses Betragen stehen, und nach damaliger Sitte, in der Regel auch selbst für ihren Unterhalt sorgen müssen, trennte eine eiserne Nothwendigkeit Mendelssohn von seinem armen Vater. Er begab sich 1745 nach Berlin, wo er

mehrere Jahre hindurch in der größten Dürftigkeit lebte. Einige mitleidige Menschen gaben ihm die Wohnung und freien Tisch an gewissen Tagen der Woche*), und der Rabbi Fränkel, der um diese Zeit als Oberlandrabbiner in Berlin aufgenommen wurde und unserm M. sehr gewogen war, gebrauchte ihn als Abschreiber. Hiedurch bekam er gründlichere Kenntnisse des Talmuds, der Gesetzgebung und der kirchlichen Gebräuche der Juden; zugleich machte er schnelle Fortschritte im Studium der Weltweisheit. Nur mit einem Glaubensgenossen aus Galizien, einem armen Schulmeister, aber einem eifrigen Anhänger der Wissenschaften gelang es ihm, in freundschaftliche Verhältnisse zu treten. Dieser gab ihm den Euclides in einer hebräischen Uebersetzung, wodurch er den Trieb desselben zur Mathematik erregte. Dieser geistvolle Mann (Israel Moses), der durch seinen durchdringenden Verstand sich bis zum Studium der Algebra emporschwang, oft aber der Ketzerei angeschuldigt wurde, war aus verschiedenen Städten vertrieben worden, wo er einen Zufluchtsort gegen die Verfolgungen seiner Feinde gesucht. In tiefe Schwermuth versunken fand er nirgends Ruhe, und starb in der bittersten Armuth. Mendelssohn machte späterhin Freundschaft mit einem Prager Juden, der in Berlin die Arzneikunde studirte, Kisch genannt, der ihn während eines halben Jahres im Lateinischen unterrichtete. Aber die Schwierigkeit, in seiner Armuth so viel zu sammeln, und sich davon eine Grammatik und ein Lexikon zu kaufen, hemmte seine Fortschritte. Locke's Werk über den

---

*) Seine Wohnung war ein Dachstübchen, und seine Nahrung an den übrigen Tagen der Woche bestand in trockenem Brode, das er mit Einschnitten bezeichnete, um damit nach Verhältniß seiner Kasse auszureichen. Sabbath speiste er beim Oberlandrabbiner, seinem Lehrer.

menschlichen Verstand war eins der ersten lateinischen Bücher, die ihm in die Hände fielen, und was er nicht verstand, suchte er zu errathen. Endlich 1748 lernte er den Salomon Gumperz kennen, einen andern jüdischen Arzt, der besonders in den neueren Sprachen eingeweihet war, und ihm nähere Veranlassung gab, mit der neuesten Literatur bekannt zu werden. Er verschaffte ihm auch die Bekanntschaft mit einigen jungen Leuten aus dem Joachimsthalischen Gymnasium, unter welchen sich Ludwig von Beausobre befand, der die Philosophie sehr liebte. Von diesem Augenblicke an studirte Mendelssohn die neuern Sprachen; und seine ersten Versuche in deutscher Sprache waren die Briefe über die Empfindungen, und die Uebersetzung von J. J. Rousseau's Rede von dem Ursprunge der Ungleichheit unter den Menschen, welche Schriften späterhin gedruckt worden sind. Er hatte damals (1750) das Glück, daß ihn ein reicher Seidenfabrikant, Namens Bernhard, in sein Haus als Erzieher aufnahm. Friedrich II., der die Manufakturen begünstigen wollte, gab den Juden einige Privilegien, die welche errichteten, und Mendelssohn bekam bei dieser Gelegenheit eine Stelle, die ihm mehr als 250 Thaler einbrachte. — Mendelssohn wußte sich auch die den meisten Gelehrten unbekannten Kenntnisse von der kaufmännischen Rechenkunst und Buchhaltung zu verschaffen; und diese erwarben ihm 1753 bei seinem Prinzipal die Beförderung zum Buchhalter und endlich zum Disponenten der Handlung, was ihn von nun an von allen Nahrungssorgen befreiete.

1754 kam Lessing nach Berlin und der Doktor Gumperz nannte ihm Mendelssohn als einen vortrefflichen Schachspieler. Dieser Umstand gab bald Veranlassung zu einem

vertrauten Umgange zwischen diesen beiden ausgezeichneten Männern. Man behauptet, daß Lessing seinem jungen Freunde einigen Unterricht in der griechischen Sprache ertheilte, und daß sie zusammen Plato's Werke studirten. Das Manuskript der Briefe über die Empfindungen fiel dem Lessing auf; er verbesserte es, sagt man, und ließ es ohne Vorwissen des Verfassers drucken. Dübos hatte seine kritischen Bemerkungen über Dichtkunst und Malerei herausgegeben; nach ihm erschien Batteux. Baumgarten war der erste, der es in Deutschland versuchte, die Philosophie der schönen Wissenschaften nach Wolfischer Methode unter dem Namen Aesthetik zu bearbeiten, aber die Schreibart Wolf's und seiner Nachahmer war nachlässig, steif und pedantisch. Mendelssohn hatte diese Fehler in seinem Werke vermieden. Er untersuchte den Ursprung der angenehmen und unangenehmen Empfindungen, und zergliederte den Begriff der Vollkommenheit. Sie ist wohl, seiner Meinung nach, eine besondere Nachahmung der Natur; aber diese Natur ist immer eine und dieselbe in ihrer Mannigfaltigkeit; überdieß mischt sich dabei in unserer Einbildungskraft irgend eine Vorliebe für das individuelle Talent des Künstlers, und einiger Vorzug für die richtigen, dem Zwecke des Werks entsprechenden Verhältnisse. Die Art der Entwickelung dieser Ideen war neuer und merkwürdiger, als der Hauptbegriff originell war; er brachte darin eine Klarheit, eine Bestimmtheit, eine Feinheit und einen Geschmack, wie sie damals in Deutschland noch unbekannt waren. Man war ganz für die mathematische Methode eingenommen, die Wolf sogar auf Geschmackssachen ausdehnte, und deren Werth man durch eine lächerliche, von einigen französischen Schriftstellern entlehnte, gezierte Schreibart zu erhöhen suchte. Dieser Kontrast,

dieses bunte Gemisch verschiedener Schreibarten konnte den schönen Wissenschaften nicht günstig sein. Lessing, dem diese falsche Tendenz auffiel, beschloß eine bessere einzuführen. Durch Freundschaftsverhältnisse mit Abbt, einem jungen gefühl- und geistvollen Gelehrten, und mit Nicolai, einem jungen, kenntnißreichen und nach Wahrheit strebenden Buchhändler verbunden, gab er gemeinschaftlich mit ihnen die neue Bibliothek der schönen Wissenschaften, und vorzüglich die Briefe, die neueste Literatur betreffend (von 1761 —1765) heraus, welche große Aufmerksamkeit erregten, und viel dazu beitrugen, der deutschen Sprache einen neuen Karakter zu geben. Mendelssohn nahm thätigen Antheil an diesen Unternehmungen, und man muß bedauren, daß die Eifersucht, welche in der Nation durch die Vorliebe Friedrichs des Großen für die französische Sprache entstand, die Idee geltend machte, daß man diese Sprache nicht zum Muster nehmen müsse. Unser Philosoph scheint nicht diese Abneigung gebilligt zu haben. Es ist wenigstens gewiß, daß er selbst der erste war, der seinen Kindern französische Bücher in die Hände gab. Die allgemeine deutsche Bibliothek, welche von 1765 — 1792 erschien, zählte ihn gleichfalls unter ihren Mitarbeitern. Indessen waren seine Gedanken vorzüglich auf die Weltweisheit gerichtet. Schon im Jahre 1755 hatte er mit Lessing das kleine Werk: Pope, ein Metaphysiker herausgegeben. Da die Berliner Akademie der Wissenschaften 1763 eine Frage über die Evidenz in den metaphysischen Wissenschaften aufwarf, so beantwortete sie Mendelssohn, und erhielt den Preis im Februar 1771. Merian und Sulzer trugen bei der Akademie darauf an, ihn auf eine Liste von neuen zu erwählenden Mitgliedern zu setzen. La-

grange unterstützte diesen Antrag, und die ganze Akademie genehmigte ihn. Man legte Friedrich II. die Liste vor, welcher den Namen, als ihm nicht gefallend, ausstrich, ohne irgend einen andern Grund anzugeben. „Nur dann würde mich dieß schmerzen", sagte Mendelssohn, „wenn mich die Akademie nicht hätte annehmen wollen". Er fuhr fort, metaphysische Gegenstände zu behandeln; vielleicht bewog ihn der Vorwurf, daß das Judenthum sich zu wenig mit den Begriffen eines zukünftigen Lebens beschäftige, seine Gedanken vorzüglich auf die Ideen vom Dasein Gottes und der Unsterblichkeit der Seele zu richten. 1767 gab er seinen Phädon heraus, das erste philosophische Werk, wo ein Gegenstand dieser Art in einer zierlichen und sprachgerechten Prosa vom Anfange bis zum Ende vorgetragen wurde. Plato's Gespräch diente ihm zum Muster. Die Einleitung enthält das Leben des Sokrates; im ersten Gespräche trägt der Verfasser die Philosophie der Griechen vor, und benutzt in seinen Beweisen alle Hülfsmittel der Dialektik, indem er seinen Helden als einen in den verborgensten Geheimnissen der Pythagoräer eingeweiheten Weltweisen darstellte. Zu diesen Beweisgründen fügt er mit einer bewundernswürdigen Kunst die tiefen Vernunftschlüsse von Leibnitz und Wolf für das Dasein Gottes hinzu. Um die Unsterblichkeit der Seele zu beweisen, stellte er als das Axiom den Satz auf, daß, da die Seele eine Urkraft sei, sie nicht vernichtet werden könne. Obgleich seine Schlüsse nicht immer als streng beweisend anerkannt werden, so ist von der andern Seite ausgemacht, daß er die Argumente, welche er für die Unsterblichkeit der Seele aus der Harmonie der moralischen Wahrheiten, und insbesondere aus dem Systeme unserer Rechte und Pflichten entlehnte, mit dem

regen Feuer und der Beredtsamkeit entwickelt hat, welche mit einer solchen Untersuchung vereinbar sind. Durch den Phädon wurde Mendelssohn so berühmt, daß kein ausgezeichneter Fremder nach Berlin kam, ohne ihn zu besuchen. Lavater, den die Neugierde bei einer seiner physiognomischen Reisen ebenfalls zu ihm führte, war verwundert, den Philosophen in dem Waarenlager des Herrn Bernhard mit Abwiegen der Seide beschäftigt zu finden. *) Mendelssohn empfing ihn mit aller möglichen Achtung. Als sie unter vier Augen waren, fing Lavater an, der immer mit Bekehrungsprojekten umging, Glaubenslehren zu erörtern, und war nicht wenig verwundert, Mendelssohn von dem moralischen Karakter Christi mit der ausgezeichnetsten Ehrfurcht sprechen zu hören. Lavater arbeitete damals an einer Uebersetzung von Bonnets Palingenesie, worin der Genfer Philosoph gelegentlich die Aechtheit der christlichen Religion aus dem Evangelium selbst bewies. — 1769 eignete er diese Uebersetzung dem Moses Mendelssohn zu, und beschwor ihn in seiner Zueignungsschrift auf das dringendste, entweder seine Beweisgründe zu widerlegen, oder zu thun, was Sokrates gethan haben würde, wenn er sie

---

*) Professor Müchler erzählt in einer Zuschrift an den Herausgeber: Als ich Mendelssohn zuerst kennen lernte, traf ich ihn sehr geschäftig im Hause des Seidenhändlers Bernhard. Neben ihm stand im Comptoir eine kleine Handbibliothek, in ihr Klopstocks Messias und eine Bibel mit dem neuen Testamente. Ich fragte ihn, ob er denn den Messias gelesen habe? Warum nicht? meinte er. Wie den Homer und Virgil, so lese ich den Messias wegen der Schönheiten, die ich in ihm bemerke, und in dem neuen Testamente gefallen mir besonders die Briefe des Apostels Paulus, weil sie voll von sittlich-religiösen Ideen sind.

unwiderlegbar gefunden hätte, nemlich die Religion seiner Väter zu verlassen. Mendelssohn beantwortete diese Auffoderung mit eben so vieler Sanftmuth als Freimüthigkeit.

Mirabeau hat einen Auszug dieses merkwürdigen Antwortschreibens in seinem Werkchen: über Moses Mendelssohn abdrucken lassen. Er fügte in einem Privatschreiben hinzu, daß nach dem Urbegriffe des Judenthums das mosaische Gesetz ein Erbtheil des Hauses Jakob sei; daß andere Völker auch versucht hätten, dem Gesetze der Natur und ihren Patriarchen zu folgen, und daß diejenigen, welche diesem Gesetze treu geblieben, von den andern Nationen als tugendhafte Menschen betrachtet würden, die ein Jude nicht das Recht hätte, bekehren zu wollen. Diese Art, der weiteren Erörterung auszuweichen, machte einen solchen Eindruck auf das Publikum, und auf Bonnet selbst, daß Lavater sich genöthigt sah, dem Mendelssohn, seiner Zudringlichkeit wegen, öffentliche Abbitte zu thun.

Diese Korrespondenz erregte beim Publikum die lebhafteste Theilnahme. Von diesem Zeitpunkte an schien Mendelssohn sich nur dem zu widmen, was dazu beitragen konnte, seine Nation zu bilden, und sie den Christen zu nähern, ohne ihre Religion anzunehmen.

In Folge einer Auffoderung der preußischen Regierung, gab er im Jahre 1778 gemeinschaftlich mit dem Oberrabbiner Hirsch Löbel zu Berlin, die Sammlung der jüdischen Ritual-Gesetze in Betreff der Ehen u. s. w. heraus; aber, was ihm noch wichtiger schien, war, eine deutsche Uebersetzung des Pentateuchs auszuarbeiten, welche von der polnischen verderbten Sprechart gesäubert wäre, und den Sinn der heiligen Bücher verdeutlichen sollte. Da-

mit diese neue Bibel von denjenigen Juden vorzüglich gelesen würde, die einer solchen Belehrung besonders bedürftig wären, ließ er das Deutsche mit hebräischen Lettern drucken. Er fügte dieser Uebersetzung den Auszug der geschätztesten Auslegungen und seine eigenen Bemerkungen hinzu, um solche dadurch klassisch zu machen. Späterhin gab er eine deutsche Uebersetzung der Psalmen heraus, worin er die Schönheiten der morgenländischen Dichtkunst mit ihrem Rhythmus und ihrem Wohllaute fühlen ließ, indem er zugleich hinreichend die Einwendungen beantwortete, die man gegen die Auslegung einiger Stellen machen könnte. Ein besonderer Umstand begünstigte diese Unternehmungen. Die jüdischen Banquiers, welche Friedrich II. während des siebenjährigen Krieges gebraucht hatte, erwarben dadurch glänzendes Vermögen; man ertheilte ihnen einige Privilegien, unter der Bedingung, daß sie Manufakturen gründeten, große Häuser baueten, und mancherlei Aufwand machten. Dieses brachte sie mit unterrichteten Menschen, Künstlern und ausgezeichneten Personen in Verbindung, welche ihre Wohlhabenheit in ihren Prunkzimmern vereinigte. Mendelssohn hatte zum Theil die Erziehung der reichsten Kinder seiner Nation geleitet, und auf seine Anstiftung machten sie sich eine Pflicht daraus, bedeutende Hülfe denjenigen ihrer Glaubensgenossen zufließen zu lassen, die sich durch Talente oder Kenntnisse auszeichneten, welche nicht in dem rabbinischen Geschmacke waren, den man damals schon sorgfältig zu vermeiden suchte.

Ungefähr im Jahre 1778 schenkte einer dieser reichen Juden, Itzig der Vater, ein Haus, um darin eine Freischule für arme Kinder zu errichten. Der älteste Sohn des Itzig, und sein Schwiegersohn David Friedländer übernahmen es,

den Plan dieser Stiftung anzulegen, und das Werk auszuführen. Eine Druckerei wurde damit verbunden, und man suchte vorzüglich die neueren Kenntnisse darin auszubilden. Fünf bis sechshundert Zöglinge sind in zehn Jahren in diesem Hause unterrichtet worden, und haben sich in ganz Europa verbreitet. Man versuchte auch, aber oft ohne Erfolg, junge Juden in die Werkstätten der Handwerker unterzubringen, um sie dem kleinen Handel zu entziehen, während die Zünfte alles anwendeten, um sie daraus zu entfernen. Es gelang etwas leichter, sich gegen die Unduldsamkeit mancher Rabbinen zu bewaffnen. Die Zahl der Juden, die allerlei Studien gewählt, und die beständig Mendelssohn umgaben, trugen bedeutend dazu bei. Wessely bearbeitete in hebräischer Sprache die hohe Dichtkunst; A. Wolf, J. Swa, L. Bendavid, Ensheim, Maimon zeichneten sich in der Mathematik und Weltweisheit aus; Bloch, Hirschel und Herz in der Arzneikunde; und M. H. Homberg, einer dieser Veteranen, sitzt noch zu Prag im Rathe des öffentlichen Unterrichts. Die Neigung zur Verbesserung breitete sich auch in den Provinzen aus; und während David Friedländer, ein Freund Mendelssohns, (1780) moralische Elementarbücher für die Juden schrieb, und die Gebete der Juden übersetzte, stiftete J. Euchel zu Königsberg, mit dem Beistande der Häuser worin er Erzieher war, eine Gesellschaft der Freunde des Guten und der Tugend, welche in hebräischer und deutscher Sprache eine Zeitschrift, der Sammler genannt, herausgab, Versuche und Uebersetzungen der Mitglieder der jüdischen Nation enthaltend, welche sich durch ihre Kenntniß der neueren Sprachen, oder durch ihren kritischen Geist auszeichneten. Mendelssohn hatte vielen Antheil an diesen Stiftungen. Ihre

Ausbreitung wurde von der andern Seite durch den Hrn. v. Dohm begünstiget, der im Jahre 1781 sein Werk: über die bürgerliche Verbesserung der Juden herausgab, ihre Rechte wahrnahm, und den Impuls zu allen dem gegeben hat, was seit dieser Zeit zu Gunsten dieses Volks geschehen ist. *)

Im Jahre 1782 gab Mendelssohn eine Uebersetzung des Werks von Menasse Ben Israel über die Rettung der Juden heraus. **) Dieser Rabbiner war durch die Amsterdamer Juden nach London gesendet worden, um mit Cromwel wegen der Aufnahme einer jüdischen Kolonie in England in Unterhandlung zu treten. Die heutigen Bedürfnisse waren damals sehr fühlbar; unmöglich konnte diese Nation aus ihrem verächtlichen Zustande treten, wenn man ihr nicht die Freiheit gewährte, nicht mehr auf den nemlichen Kreis der Beschäftigungen beschränkt zu sein. Von allen Seiten standen Widersacher auf; außer denen, die von Haß oder Eifersucht geleitet wurden, wollte man beweisen, daß die jüdische Religion sich nicht mit der Ausübung der bürgerlichen Pflichten vereinigen ließe. Mendelssohns Bemühungen gingen dahin, alle diese Einwendungen zu bekämpfen. Ein gewisser Kranz hatte 1782 gemeinschaftlich mit dem Prediger Mörschel ein intolerantes Werk: das Forschen nach Licht und Recht betitelt, herausgegeben; dies veranlaßte ihn, im Jahre 1783 sein Jerusalem, oder: über religiöse Macht und Judenthum, zu schreiben. Dieses Werk erregte das Geschrei der Juden und Christen. Im ersten Theile stellte der

---

*) Hierüber geschieht weiter unten nähere Mittheilung.

**) Eine Vorrede dazu ist in dieser Sammlung abgedruckt.

Verfasser den Grundsatz auf, daß die Verschiedenheit der Religion Niemanden von öffentlichen Aemtern ausschließen dürfe; und im zweiten entwickelt er den Karakter der jüdischen Religion, um zu beweisen, daß sie die Denk- und Gewissensfreiheit befördere.

Weder die Rabbinen, noch die, welche mit der Bekehrung der Juden umgingen, waren mit einer Lehre zufrieden, welche Mendelssohn mit allen Hülfsmitteln der Logik und der ihm eigenen Beredsamkeit zu vertheidigen wußte.

Im Jahre 1785 gab er seine Morgenstunden *) heraus, die einzigen, wo seine schwächliche Gesundheit ihm noch erlaubte, etwas zu arbeiten. Es waren philosophische Lehren, die er seinen Kindern und Freunden über das Dasein Gottes, über die verschiedenen Systeme der Idealisten, Skeptiker, Spinozisten ꝛc. ertheilte. Der zweite Theil, welcher von dem Einflusse der Beweise des Daseins Gottes auf die Gesellschaft, und von dem Natur- und moralischen Rechte handeln sollte, ist nicht erschienen. Dies war ungefähr der Zeitpunkt, wo Lessing starb. Da Jakobi erklärte, daß dieser berühmte Mann, nach den ihm gemachten Mittheilungen, in dem Spinozismus gestorben wäre, so glaubte Mendelssohn die Ehre seines Freundes in einem Briefe retten zu müssen, den er drucken ließ. Jakobi seiner Seits machte auch die Briefe bekannt, welche Mendelssohn ihm über diesen Gegenstand geschrieben hatte. Dieser Kampf wirkte so nachtheilig auf die Gesundheit unseres Philosophen, daß er bei der geringsten Geistesanstrengung in Ohnmacht fiel. Endlich machte eine leichte Erkältung am 4ten Januar 1786, im nemlichen Jahre,

---

*) Eine Vorrede hiezu enthält gegenwärtige Sammlung.

wo Friedrich der Große starb, seinem Leben ein Ende. An seinem Todestage schlossen alle Juden in Berlin ihre Waarenlager, Comptoire, um ihre Trauer zu bezeigen, obgleich sie dieses sonst nur bei dem Tode ihres Ober-Rabbiners thun.

Mendelssohn war von kleiner Statur, und verwachsen, aber sein Gesicht war voll Ausdruck und Lebendigkeit. Seine schwarzen Augen, seine gewölbte Stirn verkündigten eine seltene Einbildungskraft und ausgezeichnete Geistesgaben. Er trug einen kleinen Bart, nach dem Gebrauche der Juden seiner Zeit, und seine patriarchalischen Sitten vereinigten sich auf eine höchst angenehme Weise mit der Urbanität, und, so zu sagen, mit dem feinen attischen Geschmacke, den er dem Studium der Griechen verdankte. Bescheiden bis zur Blödigkeit, aber seine Gedanken mit Freiheit und Freimüthigkeit ausdrückend, übte er durch seine Mäßigung und seinen sich immer gleich bleibenden Karakter eine eben so sanfte, als ausgebreitete Gewalt über die zahlreichen Freunde aus, die er um sich vereinigte. Seinen natürlichen Hang zum Spotte wußte er mit dem ihm eigenen Zartgefühle im Zügel zu halten, oder dessen Bitterkeit zu mildern. Sein gottesfürchtiger Karakter, durch seine Menschenliebe bestärkt, bewog ihn, treu alle Zeremonial-Gesetze seiner väterlichen Religion zu beobachten. *)

---

*) Der Herausgeber hörte nachstehende Thatsache aus dem Munde des Schulraths J. H. Campe und dessen Frau in Braunschweig: „Es „war ein Freitag am Nachmittage, als wir mit Berliner Gelehrten „bei Mendelssohn zum Besuche waren und mit Kaffe ꝛc. bewirthet „wurden. M., immer der freundliche Gesellschafter und feine „Hauswirth, stand etwa eine volle Stunde vor Sonnenuntergang „von seinem Sitze auf, trat auf uns zu und sagte: „„Meine Damen „und Herren! ich gehe nur in mein Nebenzimmer um meinen Sab„bath zu empfangen und bin dann gleich wieder in Ihrer Mitte; „unterdeß wird meine Frau Ihre Gegenwart um so mehr genie-

Obgleich er ein Zögling von Wolf und Baumgarten war, deren Deutlichkeit und mathematische Methode er sich anzueignen gewußt hatte, so gehörte er übrigens zu den Eklektikern, und nahm von jedem Systeme dasjenige an, was ihm am besten schien, indem er diese Lehren zugleich mit dem gehörigen Anstriche von Zierlichkeit und gutem Geschmacke vorzutragen wußte. Von enthusiastischem Eifer für die Untersuchung der metaphysischen Wahrheiten belebt, lieh ihm Plato seine Feder, und Lessing's Kritik trug wahrscheinlich dazu bei, daß er die deutsche Sprache mit der Korrektheit und dem Wohlklange bearbeitete, welche ihn zu einem der ersten Klassiker seines Landes machten. Wenn man ihm eine Art von Nachgiebigkeit vorwerfen kann, um sich über widersprechende Meinungen dahin zu vergleichen, daß er sie als Wortstreite betrachtete, statt die Vernunft allein als die Richtschnur der allgemein angenommenen Meinung zu betrachten, so wiederfuhr es ihm niemals von der andern Seite, mit zu viel Freiheit Zweifel über Glaubenslehren aufzustellen, welche moralische Wahrheiten begründeten, obgleich er sonst mit Kraft die Freiheit des Denkens vertheidigte. In der Welt zwischen Unduldsamkeit der Juden und Christen gestellt, verstand er es, die rabbinische

---

„ßen.““ Mit einem unnennbaren heiligen Gefühle begleiteten un„sere Blicke den liebenswürdigen Philosophen in seine Andachts-Stu„be, von wo er nach einer halben Stunde mit derselben Freundlich„keit zu uns zurückkehrte. Indem er sich niedersetzte, sagte er zu „seiner Frau: ““Jezt bin ich wieder in meinem Amte und ich will „es nun auch einmal versuchen an deiner Stelle die Honneurs zu ma„chen, da dich Geschäfte abrufen; unsere Freunde werden entschul„digen.““ Die brave Hausfrau, streng religiös, empfahl sich, „ging zur Familie, weihete den Sabbath durch Lichtanzünden ein, „und kam erst spät wieder in die Gesellschaft. Wir blieben noch „einige Stunden beisammen.“

Hierarchie in den Gränzen zu halten, und dem Geiste der Proselytenmacherei sich entgegen zu stellen. Er glaubte nicht, daß man mit den Glaubenslehren auch die Tugend zugleich einimpfen könne, aber gleichwohl war er ein Feind der zu dreisten Philosophie seiner Zeit. Der Gedanke, allein ausgezeichnet zu sein, und hinter sich, den unglücklichsten Theil seiner Nation, in der Schande, ohne Leitung und Kenntnisse, zu lassen, füllte diese erhabene Seele mit Abscheu. Um eine bessere Erziehung seines Volkes herbeizuführen, suchte er die Gewalt über die Gemüther durch eine selbst gewissenhafte Beobachtung der Zeremonien zu behaupten; und alle seine Bemühungen gingen dahin, seine Nation zu der bürgerlichen Freiheit vorzubereiten, ohne welche alle Sittenverbesserung unmöglich wird, und sie ihr wünschenswerth zu machen. Aber die Denkfreiheit, welche er als einen entscheidenden Karakter des Judenthums betrachtete, schien ihm zugleich ein schätzbares Erbtheil. Der Kampf dauert noch, und wir wagen nicht zu entscheiden, ob es eine Ehre für unser Jahrhundert ist, daß die Revolutionen und Kongresse demselben noch kein Ende gemacht haben. Ohne Zweifel ist es Mendelssohn allein, dem wir diese Annäherung zwischen Juden und Christen, die wir heute bemerken, zu verdanken haben. Da ein großer Theil der Juden im nördlichen Deutschland seit dieser Zeit die Kinder in christlichen Schulen hat erziehen lassen, so ist daraus eine Verminderung der Anhänglichkeit an die Religion ihrer Vorältern entstanden, welche auch die Folge der ersten Eindrücke war.

Man muß den Geist und die Anstrengungen eines Mannes bewundern, der in der größten Dürftigkeit, mitten unter zahlreichen Vorurtheilen, und in einer Kolonie erzogen, die

nicht einmal die Sprache der Völker kannte, die sie umgaben, dennoch auf die Vervollkommnung der deutschen Sprache und Literatur einen solchen Einfluß gehabt hat, daß er eine ausgezeichnete Epoche in der Geschichte bildet; so wie er auf seine Glaubensgenossen so sehr wirkte, daß sie in kurzer Zeit ihre alte Sprache verlassen haben, und zu einem Grade der Sittenverbesserung vorbereitet worden sind, der von Tage zu Tage zunimmt. Die Juden sagten, daß nach Moses, dem Gesetzgeber, und Moses Maimonides sie nur Moses Mendelssohn gehabt hätten.

Christliche Weltweise haben ihn mit den ausgezeichneten Männern im Alterthume verglichen. Ramler ließ auf seine Büste, die in der jüdischen Freischule steht, folgende Inschrift setzen: M. M. weise wie Sokrates, dem Glauben seiner Väter treu, wie er die Unsterblichkeit lehrend, und sich unsterblich machend, wie er.

Mendelssohn hat zwei Söhne, Joseph und Abraham, die sehr geschätzt sind, und zwei Töchter, von welchen die jüngste sich dem Erziehungsfache gewidmet, hinterlassen. *)

Man hat von Mendelssohn zahlreiche Schriften, deren sehr ausführliches Verzeichniß man in Meusels gelehrtem Deutschland findet; wir wollen nur die vorzüglichsten derjenigen anführen, die wir noch nicht genannt haben.

1) Der moralische Prediger, ein Wochenblatt in hebräischer Sprache, Berlin, 1750 in 4.; es sind nur wenige Blätter davon erschienen.

---

*) M. verheirathete sich in s. 33. Jahre (1762) mit einer Tochter des Abraham Gugenheim aus Hamburg und hatte mit derselben 7 Kinder.

2) Ueber die Empfindungen. Berlin, 1755.; in das Französische übersetzt im Journal étranger, Mai — Dezember 1761; dann von T. Abbt, Genf, 1763.; in Berlin zum zweitenmale 1764 in 8. gedruckt; in holländischer Sprache von J. Petsch, 1769. 8.

3) Schreiben an den Herrn Diakonus Lavater in Zürich, 1770; im Französischen unter dem Titel: Jüdische Briefe des berühmten Moses Mendelssohn mit Bemerkungen und Antworten, von Kölbeln übersetzt, Frankfurt, 1771; in's Holländische 1778, Utrecht, in 8.

4) Milloth Higgajon (Hebräisch). Es ist eigentlich eine Ausgabe der Logik des Maimonides, wo er die des Aristoteles erklärte, indem er suchte, sie deutlicher und bestimmter zu machen, und einige Ideen des Wolf damit verband. Das Manuskript war dem Samson Kalir, einem armen Rabbiner zu Jerusalem gegeben worden, der das Werk zu Frankfurt im Jahre 1761 unter seinem Namen drucken ließ. Bar-Lowe Levy gab eine zweite Auflage davon zu Berlin im Jahre 1795 heraus; eine dritte von Aaron Zacharias, aus Jaroslow, trägt den Namen und enthält eine Vorrede des wahren Kommentators; die vierte erschien zu Berlin im Jahre 1793, unter Aufsicht des Rabbi Isaak Levi, aus Sattanow.

5) Philosophische Schriften. 2 Theile in 8. 1761, 1771 und 1777; sie enthalten die Briefe über die Empfindungen, philosophische Gespräche und einige Abhandlungen, die in periodischen Schriften erschienen waren. Diese Sammlung ist in's Holländische, Lateinische und Italienische übersetzt worden.

6) Phädon über die Unsterblichkeit der Seele, in 3 Gesprächen, Berlin, 1767, in 8.; wieder gedruckt im Jahre 1768, 1769, 1776. Vor der fünften Auflage 1814 ist eine Vorrede von David Friedländer; im Jahre 1820 erschien die sechste Auflage, in's Holländische übersetzt 1769; in's Italienische 1773; in's Französische von A. Junker, Paris, 1774; von A. Búrja, Berlin, 1772; in's Russische, in einer Zeitschrift; in's Ungarische, Dänische 1774; in's Englische von Collin 1788, in 8. —

7) Anmerkungen über einen schriftlichen Aufsatz, die Wunderthaten des berüchtigten Schröpfer betref-

fend, (Allgemeine deutsche Bibliothek, 1. Heft, S. 177.) mehrmals wieder abgedruckt. —

8) Ritualgesetze der Juden, betreffend: Erbschaften, Vormundschaftssachen, Testamente, Ehesachen, Eigenthumssachen, entworfen auf Veranlassung und unter Aufsicht R. Hirschel Levin, Oberrabbiners zu Berlin, 1778; wieder gedruckt im Jahre 1793, 1799, 4te Auflage. (S. Oberdeutsche allgemeine Lit. Zeit., Th. 3., S. 1 — 20.)

9) Uebersetzung der fünf Bücher Moses *), mit hebräischen Buchstaben und mit dem hebräischen Texte, Berlin, 1780 — 1783, mit einem Kommentar in rabbinischer Sprache vom Rabbi Salomon von Dubno, Hartwig Wessely u. A., einem Auszuge von verschiedenen Kommentaren und Anmerkungen von Moses Mendelssohn **).

10) Die Rettung der Juden, aus dem Englischen, vom Rabbi Menasse Ben Israel übersetzt, mit einer Vorrede von Mendelssohn und als Anhang zu Dohms Schrift: über die bürgerliche Verbesserung der Juden, Berlin, 1782; in's Holländische, Haag, 1782, in 8.; in's Italienische, Venedig, 1790 übersetzt. (Man sehe des Konsistorialraths Zöllner Schrift: über Moses Mendelssohns Jerusalem, Berlin, 1784).

11) Die Psalmen, in's Deutsche übersetzt, Berlin, in 8. 1783 — 1788.***) Man hat dieser Uebersetzung den Vorwurf gemacht, daß sie oft unrichtig sei, indessen ist im Ganzen der Geist des Dichters mit vieler Zierlichkeit und Harmonie und einer vollkommenen Kenntniß der morgenländischen lyrischen Dichtkunst darin ausgedrückt.

---

*) Die Uebersetzung des 1sten Theils erschien nachmals 1780 mit deutschen Lettern, durch den General-Superintendenten D. Löffler in Gotha besorgt.

**) Sowohl die Uebersetzung als auch der Kommentar sind seitdem mehrmals abgedruckt worden, ohne jedoch die Korrektheit der ersten Ausgabe, unter Aufsicht Mendelssohns besorgt, zu haben. Der Herausgeber dieser Sammlung hat eine neue ganz korrekte Ausgabe unternommen und mit Anmerkungen versehen.

***) Sind späterhin auch mit hebräischen Lettern und mit einem Kommentar von Joel Löwe erschienen.

12) Morgenstunden, oder Vorlesungen über das Dasein Gottes, *) 1 Theil, Berlin, 1785; zweite Auflage, ebendaselbst 1786, in 8. (Man sehe L. H. Jakobi Prüfung der Mendelssohnschen Morgenstunden, und aller speculativen Beweise für das Dasein Gottes, Leipzig, 1786). Die zahlreichen Schriften, welche bei Gelegenheit der Streitigkeiten zwischen Mendelssohn und Jakobi herausgekommen, sind im allgemeinen Repertorium der Literatur im Jahre 1785 — 1790, Jena, 1793, Nr. 336 — 366 angezeigt.

13) Mendelssohn hat mehrere Auszüge und Beurtheilungen von Schriften in die Bibliothek der schönen Wissenschaften; in die Briefe, die neueste Literatur betreffend; (seine Artikel sind gewöhnlich gezeichnet: D. K. M. P. Z. —) in die allgemeine deutsche Bibliothek; in die berlinische Monatsschrift; in Archenholz's Literatur und Völkerkunde 1783; in Moritz's Magazin der Erfahrungsseelenkunde; in Marpurg's historisch-kritische Beiträge zur Aufnahme der Musik; in Engel's Philosoph für die Welt, einrücken lassen.

Herr David Friedländer hat eine kleine Abhandlung über die Unsterblichkeit der Seele, zum Gebrauche der obern jüdischen Klassen, geschrieben, welche alle Beweise aus dem Phädon und andern Werken seines Freundes in summarischer Uebersicht enthält. Tassart hat die marmorne Büste von Mendelssohn für die jüdische Freischule gemacht. Lavater hat in seiner Physiognomik Moses Bildniß stechen lassen; indessen ist doch Bausens Kupferstich nach einem Portrait von Graf die beste Abbildung, die wir von ihm haben. Abramson hat ihn auf einer Denkmünze vorgestellt. Verschiedene Monumente sind ihm in Privat-Gärten errichtet worden, besonders zu Bayreuth; sie sind in der berlinischen Monatsschrift beschrieben. Der General-Major von Schollen hat verschiedene Umstände

---

*) Eine Vorrede dazu enthält vorliegende Sammlung.

aus seinem Leben in der berlinschen Monatsschrift (März, 1786, S. 204 —216) gesammelt, und Mirabeau hat gesucht, ihn in Frankreich in einer Schrift bekannt zu machen, welche betitelt ist: Ueber Moses Mendelssohn, London, 1787. Brüssel und Paris bei Buisson 1788 in 8. — Mit diesem Werke ist eine Abhandlung über die bürgerliche Verbesserung der Juden, nach Dohm, und insbesondere über die zum Besten derselben im Jahre 1753 in England vorgefallene Veränderung, verbunden. Auch hat man Mendelssohns Leben in hebräischer Sprache von Isaak Euchel, Berlin, 1788 in 8. — Die Rede, welche von David Friedländer am Jahrestage seines Todes gesprochen worden, ist in der berlinischen Monatsschrift (März, 1791) abgedruckt; und mehrere Fragmente sind in der Zeitschrift Jedidja, herausgegeben von Dr. Heinemann, Berlin, 1819 und folgende Jahrgänge, gesammelt worden. Die zahlreichen Werke, welche bei Gelegenheit seiner Streitigkeiten mit Lavater erschienen sind, findet man in den Inhaltsverzeichnissen der Jenaer und anderer Literatur-Zeitungen.

Andachtsübung. *)

Unendlicher! Urheber aller Welten! Vater aller Geister! Des Engels, des Menschen, und auch des Wurmes Vater! Dir verdanken alle Naturen ihr Wesen, ihr Dasein, und ihre Erhaltung. Von deinen göttlichen Eigenschaften theilest du dem Endlichen mit; verleihest dem Erdklos Wirklichkeit, der Pflanze Leben, dem Viehe Genuß, und dem Menschen das Vorrecht, Gutes vom Bösen zu unterscheiden, und dich, Vater! zu erkennen! — — — Aber deine Allgütigkeit erhält und ernährt auch den, der Gutes mit Bösem verwechselt, und auch den noch Unglücklichern, der dich verleugnet, und spricht: Es ist kein Gott! — Denn mit zwingender Allgewalt, regierst du nur die willenlose Natur; der Geisterwelt aber ließest du Freiheit und willkührliche Thätigkeit, die du mit väterlicher Gelindigkeit sanft zum Ziele lenkest.

Zwar die Ordnung in seiner Seele, den innern Frieden stört der Lasterhafte, der seiner Leidenschaft Sklave ist, und macht sich selbst unglückselig, denn Harmonie und Eintracht ist die Seligkeit der Geister. Aber umsonst ist sein Bemühen, die Ordnung des Ganzen zu zerrütten, die deine Allmacht mit unwiderstehlicher Strenge erhält. So sehr der Unbeson-

*) Für seinen Freund David Friedländer, Behufs eines von demselben im Jahre 1779 herausgegebenen Lesebuchs, von M. verfertigt.

nene dir widerstrebt, so müssen seine Handlungen sich endlich dennoch deinen allweisen Absichten anschmiegen. Deine Vorsehung leitet den Kampf der Leidenschaften, so wie den Streit der Elemente.

Tyrannei und Wollust vollstrecken deine göttlichen Befehle, wie Donner und unterirdisches Feuer. Zuletzt muß sich alles Uebel, das sittliche, so wie das physische, in Gutes verwandeln, und Alles, Alles in die große Harmonie einstimmen, die aus dem Ganzen des Weltalls zu deinem Lobe erschallet.

O du Urheber der Weisheit! Laß uns weise sein, damit wir glücklich sein mögen. Unser Wille komme mit unserer Bestimmung, unsere Neigung mit deinen Absichten überein, und jeder Gedanke, jede Handlung sei ein Wohlklang in jenem unermeßlichen Saitenspiel der Schöpfung. — Lehr' uns deine Allgütigkeit erkennen, deine Wohlthaten in der Milde und Fülle genießen, in welcher deine Hand sie austheilet, und die Widerwärtigkeit, die du uns zugedacht, mit Dank und Freuden übernehmen, weil du es bist, der sie zugedacht. — Laß uns deine Wahrheit suchen; unsere Brüder lieben, wenn sie mit uns suchen; verehren wenn sie finden; bedauern wenn sie irren, und ihnen von ganzem Herzen vergeben, wenn sie uns beleidigen; so wie du uns vergiebst, Quelle der Wahrheit und Liebe!

Schreiben an einen deutschen Erbprinzen ꝛc. ꝛc.

Gnädigster Herr!

Ew. Durchlaucht würde ich keinen Anstand nehmen, meine Betrachtungen über den Bonnet zu übersenden, wenn solche nicht vor der Hand immer noch mehr in mir als auf dem Papiere existirten. Was davon aufgezeichnet ist, besteht in abgerissenen Betrachtungen, die das Licht der Kenner noch scheuen müssen. Ich habe die beste Hoffnung, daß es unnöthig sein wird, sie weiter auszuführen und in Ordnung zu bringen. Um aber Ew. Durchlaucht gnädigstem Befehle zu gehorchen, werde ich zur Beantwortung der von Höchstdenselben mir vorgelegten Fragen das Nöthige aus meinen Gegenbetrachtungen ausziehen und hier anführen, in dem festesten Vertrauen zu Dero erhabenen Weisheit, daß das freimüthige Bekenntniß, welches ich nur Ihnen ablege, Niemanden zu Gesichte kommen wird, dem es zum Aergerniß oder zum Mißbrauch Gelegenheit geben könnte.

Erste Frage:

„Was hat ein unter dem mosaischen Gesetze lebender „Weltweiser für Gründe, die historischen Beweise des alten „Testaments anzunehmen, und die des neuen Testaments zu „verwerfen?

Durchlauchtigster Prinz! Ich kann kein Zeugniß gelten lassen, das, meiner Ueberzeugung nach, einer ausgemachten, unumstößlichen Wahrheit widerspricht. Nach der Lehre des neuen Testaments (wenigstens wie dieses in öffentlichen Lehrbüchern erklärt wird) müßte ich 1) eine dreieinige Gottheit, 2) die Menschwerdung einer Person dieser Gottheit, 3) das Leiden derselben, nachdem sie sich ihrer göttlichen Majestät entäußert hat, 4) Genugthuung und Befriedigung der ersten Person in der Gottheit durch das Leiden und den Tod der erniedrigten zweiten Person derselben, und andere diesen ähnliche und aus diesen fließende Sätze bei Verlust meiner ewigen Seligkeit glauben. Nun kann ich zwar, und möchte auch keinem vernünftigen Wesen meine Urtheilskraft zur Richtschnur aufdringen. Wer bin ich elendes Geschöpf, daß ich mir dieses anmaße? Aber ich selbst kann die Wahrheit nicht anders, als nach meiner Ueberzeugung annehmen, und ich gestehe, daß mir die angeführten Sätze den ersten Grundsätzen der menschlichen Erkenntniß zu widersprechen scheinen. Ich kann sie, meiner Ueberzeugung nach, mit dem was mich Vernunft und Nachdenken von dem Wesen der Gottheit und ihren Eigenschaften gelehrt haben, nicht in Harmonie bringen, und bin also gezwungen, sie zu verwerfen. —

Wenn ich diese Lehre im alten Testamente fände, so müßte ich auch dieses verwerfen, und wenn ein Wunderthäter, um sie zu bewähren, alle Todte erweckte, die seit einem Jahrhundert begraben worden, so würde ich sagen, der Wunderthäter hat Todte erweckt; aber seine Lehre könnte ich nicht annehmen. Hingegen finde ich im alten Testamente nichts, das diesen Lehren ähnlich siehet; nichts, das meiner Ueberzeugung nach mit der Vernunft streitet; und also kann ich mit

gutem Grunde auf die historische Glaubwürdigkeit mich verlassen, die wir diesen Schriften einstimmig zuerkennen.

Der Unterschied, den ich zwischen den Büchern des alten und denen des neuen Testaments mache, besteht also hauptsächlich darin: jene harmoniren mit meiner philosophischen Ueberzeugung, oder widersprechen derselben wenigstens nicht; diese hingegen fodern einen Glauben, den ich nicht geben kann. Ich weiß, daß nach der geheimen Lehre einiger vortrefflichen Männer, die es mit der Wahrheit und der Religion gut meinen, alle diese der Vernunft, wie es scheint, anstößige Lehren für menschliche Zusätze erklärt werden. Nach dem Lehrbegriffe dieser Weisen, den man in England schon auszubreiten anfängt, war der Stifter der herrschenden Religion ein Mensch, wie wir übrigen sind, aber ein Prophet und Gesandter Gottes, etwa wie der Stifter der jüdischen Religion, oder noch größer; und er hatte den Beruf unmittelbar von Gott, die alte natürliche Religion in ihre geheiligten Rechte einzusetzen, die Menschen von ihren Pflichten und von ihrer zukünftigen Glückseligkeit zu unterrichten und diese Lehren durch Wunderwerke zu bekräftigen. Herr Bonnet selbst hat seine Religion nur von dieser vortheilhaften Seite gezeigt; und obgleich daraus nicht zu beweisen ist, daß er dasjenige, was er verschweigt, nicht auch für wahr halte, so mußte ich doch dieses auf einige Zeit voraussetzen, um auch die Religion der unitarischen Christen mit der meinigen zu vergleichen. Ich mache an die Verbesserer der herrschenden Religion noch folgende Anfoderungen.

1) Sie müssen in ihrem Lehrgebäude nicht, wie Herr Bonnet gethan, den Satz zum Grunde legen, daß das Judenthum, um so viel mehr die natürliche Religion, das Licht der Vernunft, zur künftigen Glückseligkeit der Menschen un-

zureichend sei. Da die Menschen alle von ihrem ewigen Schöpfer zur Glückseligkeit bestimmt sein müssen, so kann eine ausschließende Religion nicht die wahre sein. Diesen Satz getraue ich mir als ein Kriterium der Wahrheit in Religionssachen anzugeben.

Eine Offenbarung, die allein die seligmachende sein will, kann nicht die wahre sein, denn eine solche harmonirt nicht mit den Absichten eines allbarmherzigen Schöpfers. Nach der verbesserten Form, welche diese Lehrer der Religion gegeben, haben sie auch zu dieser Ausschweifung nicht den mindesten Grund. Wenn der Stifter blos den Beruf und die Absicht gehabt, die natürliche Religion in ihre Rechte einzusetzen, und die Menschen von ihrer ewigen Seligkeit zu versichern, so muß es zu meinem Heile hinreichend sein, wenn ich nach der natürlichen Religion lebe, und die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele von ganzem Herzen annehme. — Daß ein gewisser menschlicher Lehrer einst den göttlichen Beruf gehabt, diese Lehren durch Wunder zu bekräftigen, dieses zu glauben — kann keine nothwendige Bedingung meiner Glückseligkeit sein.

2) Die Ewigkeit der Seelenstrafe wird hoffentlich in diesem gereinigtem Systeme nicht Platz finden. Allein auch die Lehre von der Genugthuung und Befriedigung der göttlichen Strafgerechtigkeit wünschte ich reformirt zu sehen. Die göttliche Gerechtigkeit heischt keine Genugthuung, sondern eine Bestrafung, eine Züchtigung, welche dem Sünder selbst zum Besten dient. Sobald in der Haushaltung Gottes die Strafe nicht mehr zum ewigen Wohle des Sünders unentbehrlich ist, so wird sie ihm erlassen.

3) Daß ein Unschuldiger die Schuld eines Andern trage, und wenn er sie auch freiwillig übernähme, kann, meinen Be-

griffen nach, in dem Staate Gottes von dem allgerechten Wesen nicht zugelassen werden. Auch aus diesen Sätzen folgen einige nöthige Verbesserungen, die sich von selbst ergeben.

4) Von der Erbsünde weiß die gesunde Vernunft nichts, und das alte Testament eben so wenig. Adam hat gesündigt und ist gestorben, seine Kinder sündigen und sterben. Aber sie sind nicht durch seinen Sündenfall dem Guten abgestorben, und in die Gewalt des Satans gekommen.

5) Von Satan und bösen Geistern möchte ich auch gern die Freiheit haben zu glauben, was meiner Vernunft gut dünkte. Das alte Testament bestimmt über diesen Punkt nichts mehr, als sich vernünftig erklären läßt.

6) Der Stifter der christlichen Religion hat niemals mit ausdrücklichen Worten gesagt, daß er das mosaische Gesetz aufheben, und die Juden davon dispensiren wolle. Ich habe dieses in den evangelischen Büchern vergebens gesucht. Die Apostel und Jünger sind sogar lange nachher in Zweifel und Streit gewesen, ob ein Heide, der sich zur christlichen Religion bekennen wolle, nicht auch das mosaische Gesetz annehmen und sich beschneiden lassen müsse; allein es wurde beschlossen, den Heiden keine so beschwerliche Last aufzulegen, (Apostel-Geschichte 15, 19.); vollkommen nach der Lehre der Rabbinen, die ich in meinem Schreiben an Lavater anführe. Aber für Juden, und wenn sie auch das Christenthum annähmen, finde ich nirgends eine gegründete Dispensation von den mosaischen Gesetzen. Vielmehr hat der Apostel selbst den Timotheus beschnitten (Apostel-Gesch. 16, 3.). Man räume mir also ein, daß ich auf keine Weise mich von den mosaischen Gesetzen befreien kann. Wenn außer der Verbesserung in der herrschenden Religion auch noch diese Sätze nebst allen ihren

Folgen zugegeben, und die Schriften des neuen Testaments nach Maßgebung aller dieser Voraussetzungen ausgelegt und erklärt werden, so bekommt man eine Religion, an welcher Christen und Juden gleichen Antheil nehmen können. Unter diesen Bedingungen können die Anhänger des Judenthums es sich gar wohl gefallen lassen, daß dereinst ein Prophet und Gesandter Gottes den Beruf gehabt, nicht das mosaische Gesetz aufzuheben, sondern dem menschlichen Geschlechte die Lehre von der Tugend und ihrer Belohnung in jenem Leben zu predigen. Von der andern Seite würde es den Nachfolgern Jesu nur darum zu thun sein, daß man die Wahrheiten annehme, die ihr Religionsstifter auszubreiten den Beruf gehabt. Will man die Göttlichkeit des Berufs selbst mit anerkennen, so ist es um so viel besser; aber es wird keinen Unterschied in der Religion machen, ob man diese erkennt oder in Zweifel ziehet, oder allenfalls auch leugnet. Ich kann es nicht genug wiederholen, es kommt hier Alles auf die logische Wahrheit der Lehren selbst, nicht auf die historische Wahrheit an.

Zweite Frage:

„Aus welchem Grunde ein solcher die Zeugnisse für den „Glauben der Christen verwerfe, die in dem alten Testamente „vorkommen, und unter dem mosaischen Gesetze selbst als „göttliche Eingebung verehrt worden sind."

Ich habe sie gelesen die Stellen alle im alten Testamente, auf welchen die Wahrheit jenes Glaubens beruhen soll, ich habe sie mit Aufmerksamkeit, und mehr als einmal im Zusammenhange gelesen. Wie unaussprechlich elend wäre das Schicksal der Menschen, wenn von der Auslegung dunkler Stellen, ja von einem Buche, das vor undenklichen Zeiten, in

einer jezt todten Sprache, für eine bestimmte Nation in Asien geschrieben worden, die ewige Glückseligkeit des ganzen Menschengeschlechts abhängen sollte! — Ich glaube die Sprache des Grundtextes so gut als irgend ein Neuerer zu verstehen, denn sie ist gleichsam meine zweite Muttersprache. Mir haben diese Stellen alle nicht die Spur eines Beweises zu enthalten geschienen. Hat mich ein Vorurtheil geblendet, oder es ist an dem, die Auslegungen der Theologen von diesen Stellen haben mir an vielen Orten falsch, und an den übrigen höchst gezwungen und willkührlich geschienen. Zu meinem Troste finde ich, daß die neuern Exegeten, die mit Geschmack und Weltweisheit zur Auslegung der Bibel schreiten, so manche Stelle aufgeben, die man sonst für überzeugend gehalten. Ich meines Orts nehme mir die Freiheit, diese Streitigkeiten über die Auslegung mancher Schriftstellen als gelehrte Spielwerke zu betrachten, und mich zuweilen damit zu belustigen. Aber Gott sei meiner armen Seele gnädig! ich kann den Grund zu meiner ewigen Glückseligkeit nicht aus einem räthselhaften Traume Daniels herausziffern, oder aus der erhabenen Poesie eines Propheten herauskommentiren. Diese Schriften sind uns zur Erweckung des Herzens, aber nicht zur Belebung des Verstandes gegeben. Durchlauchtigster Prinz! ich fürchte meiner Feder allzu freien Lauf gelassen zu haben, und würde untröstlich sein, wenn ich das Unglück hätte, mir durch allzu große Freimüthigkeit Ew. Durchlaucht Ungnade zuzuziehen. Ich breche mit Zittern hier ab, und erwarte mein Schicksal mit der quälendsten Ungeduld. Dem Allgütigen, Herzenskundigen ist's bekannt, daß ich Wahrheit aufrichtig suche, und daß es mein unveränderlicher Vorsatz bleibt, niemals mit meinem Wissen einer menschlichen Seele Ungewißheit zu geben.

Alle Gelegenheiten, über diese Materie in öffentliche oder Privat-Streitigkeiten zu gerathen, werde ich zeitlebens sorgfältig zu vermeiden suchen. Ew. Durchl. allein habe ich auf Dero gnädigsten Befehl meine Gesinnungen weder verhehlen noch verstellen können. Ich bin von Ew. Durchl. erhabenen Denkungsart versichert, daß Sie nichts als Aufrichtigkeit von mir erwarten, und mir zugleich die Redlichkeit zutrauen, von meinen Gesinnungen niemals einen schädlichen Gebrauch zu machen. Ich verachte von Herzen die kleinliche Denkungsart der Freigeister, die sich ein schadenfrohes Vergnügen daraus machen, die Unschuld in ihrer Zufriedenheit zu stören; und mit dem Eiferer — der eben dieses aus irrendem Gewissen thut — kann ich nicht anders als Mitleiden haben.

Ich sehe mich daher zu der Kühnheit genöthigt, Ew. Durchl. unterthänigst zu bitten, dieses Schreiben zu vernichten, damit es nicht dereinst in die Hände eines Menschen gerathe, der davon einen schlechten Gebrauch machen, oder der vermöge seines Standes sich für verbunden halten könnte, Streit darüber anzufangen. — Unser gemeinschaftlicher Vater wird uns nach unserm Gewissen richten. Er kann kein Herz verwerfen, das ihn inbrünstig liebt, und wenn es irret, nur aus Unwissenheit, nicht aus Bosheit irret. Dieser Geber alles Guten lasse Ew. Durchlaucht die Segens-Wünsche angedeihen, die mit allen Bewunderern großer Tugenden im Herzen heget

Ew. Durchlaucht

unterthänigster Diener

Moses Mendelssohn.

Berlin, den 25. Jan. 1770.

Aufsätze.

1.

Giebt es natürliche Anlagen zum Laster?

Die Fähigkeiten der Menschen sind entweder angeboren oder erworben; natürlich oder künstlich. Man ist sehr oft in Gefahr, diese verschiedenen Eintheilungen mit einander zu verwechseln. Gesetzt, die Amme des Mark Aurel hätte ihr Kind, gleich nach der Geburt, dem Prinzen untergeschoben; das Bürgerkind würde also dieselbe Erziehung genossen haben, die jezt Mark Aurel gehabt, dieselbe in aller Betrachtung, physisch sowohl als moralisch dieselbe. Und gleichwohl gestehet man, daß er nicht vollkommen derselbe Kaiser geworden sein würde; besser oder schlechter; genug, er würde zwar dem wahren ähnlich, aber nicht vollkommen derselbe geworden sein.

In so weit die Fähigkeiten erworben sind, mußten sie bei beiden gleich sein; denn dieselben Ursachen haben dieselben Wirkungen; in so weit sie aber angeboren sind, konnten sie einige Verschiedenheiten haben, mußten sie sich unähnlich sein. Es kann also die Frage entstehen: ob der untergeschobene Mark Aurel auch würde ein tugendhafter Mann geworden sein; oder ob er eine angeborne Anlage gehabt haben konnte, vermöge welcher er, der Erziehung ungeachtet, dennoch hätte ein Kajus Kaligula, oder so was Schändliches, werden können?

Das Erworbene selbst aber kann natürlich oder künstlich erworben sein. — Ein Produkt ist dem Boden natürlich, wenn es ohne Zuthun des Menschen hervorkommt; wozu aber mensch-

licher Fleiß und Anbau gehört, das heißt künstlich, ist ein Produkt des Kunstfleißes. Wenn vom Menschen selbst die Rede ist, so ist ihm jede Fertigkeit natürlich, die er ohne vorsätzliche Uebung und Erlernung erwirbt, die er **tanquam aliud agendo** erlangt und besitzt, ohne vorsätzlich darauf bedacht gewesen zu sein. In so weit aber zweckmäßige Anstalten, Uebung und Erlernung mit Vorsatz, in der Absicht vorgenommen werden müssen, um diesen oder jenen Grad der Fertigkeit zur Wirklichkeit zu bringen, in so weit wird die Fertigkeit künstlich genannt. Je mehr vorsätzliche Uebungen zu einer gewissen Fertigkeit gehören, je zweck- und regelmäßiger diese Uebungen angestellt werden müssen, desto künstlicher ist sie; je weniger, desto natürlicher.

Ob es Naturalisten in der Tugend gebe, das heißt: ob man ohne vorsätzliches Studium der Tugend, ohne vorsätzliche, nach Vorschrift und Regeln eingerichtete, Erlernung und Uebung ein tugendhafter Mann werden könne? ist wohl die Frage nicht. Wohl aber läßt sich untersuchen: ob die Tugend erlernt werden könne? und wenn dieses ist: ob sie mit einer Wissenschaft, oder mit einer Kunst zu vergleichen? Mit andern Worten: wie viel ist in Absicht der Sittlichkeit auf Rechnung der Erkenntnißkräfte zu setzen; und wenn diese nicht alles können, was trägt außer denselben noch dazu bei, daß man sich bemühe, Fertigkeit in der Tugend zu erlangen?

Daß der Verstand allein nicht hinreiche, beweisen die auffallenden Beispiele heroischer Bösewichter, die mit Engelsverstande teuflische Neigungen verbanden. Was stand ihren Erkenntnißkräften im Wege, daß sie sich mehr im Laster als in der Tugend übten?

Gleichwohl waren diese heroischen Bösewichter am Ende doch

Thoren; Dummköpfe zwar nicht, aber doch elende Unkluge, die sich selbst in's Verderben stürzten. Sie suchten Glückseligkeit, erkannten sie auch wohl theoretisch, und handelten praktisch, als wenn sie sie nicht suchten oder nicht kannten. Sie hatten also Einsicht, und hatten keine. Wie ist dieses Räthsel aufzulösen?

Wenn Verstandesschwäche bei heftigen Begierden die Anlage zum Laster ausmachen sollte, so müßte ein großer Verstand nebst schwacher Begierde Anlage zur Tugend sein; und gleichwohl ist keine große Tugend ohne starke Begierde.

Etwas näher kommt man dem Ziele, wenn man die Anlage zum Laster in das Uebermaß der Begierde über den Verstand setzet. Mangel des Verhältnisses zwischen Einsicht und Begierde bringet, bei Uebermaß der Einsicht stoischen Kaltsinn, bei Uebermaß der Begierde Lasterhaftigkeit hervor.

Indessen scheinen doch auch die psychologischen Eintheilungen der Seelenkräfte überhaupt noch nicht hinreichend, diese moralische Erscheinung zu erklären. Das Wort Verstand ist zu allgemein. Es giebt der Arten des Verstandes mancherlei, wovon einer diese, ein anderer eine andere Art besitzen kann; so wie es eine andere Einbildungskraft für den Dichter, eine andere für den Maler, Bildhauer und Baumeister geben muß. Der gutmüthige Dummkopf muß eine Art von Einsicht besitzen, die dem verschlagensten Schurken fehlt. Jener erkennet, daß der Mensch nicht glückselig sein kann, ohne Glückseligkeit zu befördern. Er weiß vielleicht nicht, wie er es anfangen muß, Anderer Glückseligkeit zu befördern, und wählt vielleicht die unschicklichsten Mittel. Indessen empfindet er doch, daß der Mensch nicht genießen könne, wenn Andere leiden; ja daß er selbst genieße, je mehr er genießen

läßt. Kann Cäsar Borghia mit aller seiner teuflischen Klugheit, diese Einsicht, diese sittliche Art von Verstand gehabt haben? — Gebet dem Musiker alle Einbildungskraft des Dichters; und er wird ein mittelmäßiger Tonkünstler bleiben, wenn er nicht die Art von Einbildungskraft besitzt, welche seinem Gegenstande und dem Bedürfnisse seiner Kunst angemessen ist. Der Name Einbildungskraft ist allgemein; aber jeder Virtuose bedarf der seinigen. — So auch mit der Erkenntniß.

Der Sprachgebrauch unterscheidet Verstand und Herz, Klugheit und Gutmüthigkeit. Die Philosophie kann zwar mehr Scharfsinn haben, aber selten hat sie mehr Witz, als der gemeine Sprachgebrauch. Sie sollte das nicht wieder durcheinander werfen, was jener auseinander gesetzt hat. Läuft gleich am Ende Alles auf Erkenntniß hinaus, wie sich der Determinist gestehen muß, so ist doch nicht alle Erkenntniß von einerlei Art und Beschaffenheit. Zu jeder sittlichen Handlung gehört zweierlei: Erkenntniß des Endzwecks und Erkenntniß der Mittel. Jene ist Wohlwollen, und, wenn sie nicht deutlich erkannt, sondern blos empfunden wird, gutes Herz; diese heißt Klugheit. Beides zusammen ist Weisheit. Der Weise verbindet Klugheit mit Wohlwollen. Er hat den festen Vorsatz, so viel Glückseligkeit zu wirken, als er wirken kann, und weiß die Mittel zu wählen, wie solches zu erhalten. Ich würde mich aber wohl hüten, der gutmüthigen Einfalt alle Tugend abzusprechen. Selbst wenn sie aus guter Meinung schadet, hat sie noch mehr Antheil an der wahren Tugend, hat sie größeres Verdienst, als der nützliche Bösewicht. Man erlaube mir, diese Gedanken zu verfolgen, ob sie gleich nicht unmittelbar zu der vorliegenden Frage gehören.

Unsere eigene Glückseligkeit ist das letzte Ziel aller unserer

Wünsche. Wir erhalten sie zum Theil unmittelbar, indem wir unsere eigene körperliche und geistige Vollkommenheit zu vermehren suchen; zum Theil mittelbar, indem wir Glückseligkeit befördern, Andere vollkommen glückselig machen, und uns dadurch glücklich fühlen. Wir selbst sind entweder Zweck und Gegenstand zugleich; oder wir sind blos Endzweck, der Gegenstand aber ist ein Wesen außer uns, dessen Glückseligkeit uns interessirt. Jenes giebt uns die Selbstliebe; dieses die Liebe zu Andern ein. Ohne Selbstliebe kann Liebe zu Andern nicht bestehen, denn sie wäre Gegenstand ohne Endzweck; ohne Liebe zu Andern kann der Selbstliebe kein Genüge geschehen, denn sie erfodert unumgänglich auch Gegenstände außer uns.

In Absicht auf Selbstliebe fällt Klugheit und Weisheit zusammen, ist Thor und Schurke nicht zu unterscheiden. Den guten Willen, unser Wohl zu befördern, haben wir alle, müssen wir haben, und wir irren blos in der Wahl der besten Mittel. Wie geht dieses zu? — Mich dünkt, auf folgende Weise.

Wir sündigen wider die Selbstliebe, oder übertreten die Pflichten gegen uns selbst mehrentheils durch eine Art von Rechnungsfehler. Das Gegenwärtige wirkt heftig; der Wollüstige opfert ihm das Zukünftige auf, und wird es sicher bereuen, wenn das Gegenwärtige vergangen sein, und die Zukunft herannahen wird. — Auf eine ähnliche Weise erhält das Sinnliche vor dem Uebersinnlichen den Vorzug. Der Eindruck des Sinnlichen ist heftig, so lange das Bedürfniß nicht befriedigt ist. Der Grobsinnliche folgt ihm wider Besserwissen, und vernachlässiget die Vollkommenheiten des Geistes. — Der Filzige macht falsche Rechnung. Seine Einbildungskraft stellt ihm seine Bedürfnisse größer, und seine

Kräfte geringer vor, als sie sind, und er glaubt in jeder Ausgabe seinen künftigen Mangel vorauszusehen. Alle diese Rechnungsfehler schreibe man, wenn man will, einer gewissen Schwäche des Verstandes zu; aber sicherlich ist es nur ein gewisser Verstand, eine gewisse Art desselben, die diesen Elenden fehlt.

Die Tugenden der Selbstliebe bestehen hauptsächlich in der Fertigkeit, den Eindruck des Gegenwärtigen, des Sinnlichen, nach Vorschrift der Vernunft zu schwächen, und den Eindruck des Abwesenden, des Uebersinnlichen zu verstärken, damit der Zauber verschwinde, und die Vernunft nicht verhindert werde, das Gegenwärtige mit dem Abwesenden, das Sinnliche mit dem Uebersinnlichen in Vergleichung zu bringen, und gegen einander zu berechnen. Die Gewalt über die Empfindung, und das Vermögen, ihren Eindruck durch die Vernunft zu schwächen: ist Stoicismus. Die Fertigkeit, das Abwesende mit der Lebhaftigkeit des Gegenwärtigen, das Uebersinnliche mit der Lebhaftigkeit des Sinnlichen zu empfinden: — Enthusiasmus. Man sieht hieraus, warum auch zu den Tugenden der Selbstliebe ein gewisser Grad des Enthusiasmus gehört; damit auf der andern Seite der Stoicismus nicht übertrieben werde.

Die geselligen Tugenden gründen sich auf ähnliche Fertigkeit: die kalte Vernunft des stoischen Weltweisen mit dem Feuer des Enthusiasten zu begeistern, um das Entfernte mit dem Nahen, das Mittelbare mit dem Unmittelbaren in Vergleichung zu bringen, und gehörig zu berechnen. Der geringste Grad derselben ist die Liebe zu den Nachkommen, zu den Seinigen überhaupt, die der Mensch als sein erweitertes Ich betrachtet; und die Bereitwilligkeit, dieser Liebe zu Zeiten

den Eigennutz selbst aufzuopfern. Die Thiere besitzen einen Theil derselben durch eine Art von Naturtrieb, dem wir so lange diesen Namen geben, bis wir ihn besser begreifen gelernt; und der gemeinste gedankenloseste Mensch ist derselben fähig. Ja sie ist sehr oft die Quelle der größten Verbrechen geworden.

So wie es ein niedriges Laster ist, in Kollisionsfällen sein eingeschränktes Ich über Alles zu setzen, und die grobe Eigensucht allezeit der Liebe zu den Seinigen vorzuziehen; so kann auch die Vorliebe zu den Seinigen vor der Gerechtigkeit, vor der Liebe zu dem Vaterlande, und diese hinwiederum vor der allgemeinen Menschenliebe einen ungerechten Vorzug erhalten, und die Fertigkeit, diesen Vorzug einzuräumen, zum Laster werden. Selten werden grobe Verbrechen begangen, um bloße eigensüchtige Bedürfnisse zu befriedigen, dem Triebe zur sinnlichen Wollust allein Genüge zu leisten. Mehrentheils ist es Liebe zu den Seinigen, welche die Stimme der Menschlichkeit überschreiet, und den Menschen zum Betrüger, Dieb und Straßenräuber macht. So spricht zuweilen Ehrsucht lauter, als Vaterland und Menschheit; ja zuweilen ist es Liebe zum Vaterlande selbst, welche alle Hinsicht auf Gerechtigkeit und Menschenliebe aus den Augen rückt. Abermals eine Art von Rechnungsfehler, welche man Verstandesschwäche nennen mag, die aber mit vieler Klugheit, mit vielem Verstande von einer gewissen Art, sehr wohl bestehen kann. Daher ist auch hier das Gegenmittel nichts anderes als Stoicismus und Enthusiasmus: Stoicismus oder die Gewalt über die näheren Verhältnisse, das Vermögen, ihren Eindruck herabzustimmen, und ihm nicht mehr Interesse einzuräumen, als ihm nach Vorschrift der Vernunft und der Wahrheit zukommt; und Enthusiasmus, oder

das Vermögen, den entfernten Verhältnissen des sittlichen Lebens Nachdruck und Stärke zu geben, die Stimme des Vaterlandes und der Gesetze, wie Sokrates zu hören, wenn Liebe zum Leben, Bitten der Freunde und Thränen der Seinigen die Sinne benehmen; die Stimme der strengsten Gerechtigkeit, wie Regulus, zu hören, wenn die Stimme der Kinder, Verwandten, Freunde und des gesammten Vaterlandes sich mit der Liebe zum Leben vereinigen, und so laut für die Erhaltung sprechen. Aus eben den Ursachen wird der Weise gerecht, ja zuweilen unerbittlich streng sein, wo der gemeine gutmüthige Mensch mitleidig sein wird, ja wo ein sonst nichtswürdiger Mensch vielleicht sich leichter bewegen lassen wird. Jener liebt nicht nur, was er sieht, wird nicht nur vom Nahen, Gegenwärtigen, Sinnlichen gerührt; er umfaßt in seiner Liebe die spätesten Nachkommen, so wie diejenigen, die wir auf den Armen tragen, die entferntesten Mitbürger, so wie die Anwesenden, die Menschen in den entferntesten Weltgegenden und Zeiten, so wie seine Nachbarn und Bekannten; siehet mit den Augen des Geistes und theilet mit weiser Mäßigung jedem Verhältnisse des geselligen Lebens so viel Interesse, so viel Antheil an seiner Liebe zu, als ihm in der Uebereinstimmung zum Ganzen zukommt.

Mit einem Worte: das Vermögen, Empfindungen in Vernunftschlüsse aufzulösen, und Begriffe der Vernunft zu versinnlichen, — dieses ist, meines Erachtens, das große Geheimniß, das derjenige besitzen muß, der zu der Höhe heroischer Tugenden zu gelangen die Ehrbegierde hat.

Alles dieses kann man, wenn man sich mit allgemeinen Notionen begnüget, auf Rechnung der Erkenntniß setzen, und sagen: Tugend und Laster laufen am Ende auf lebendige, thä-

tige und wirksame Erkenntniß des Guten und Bösen hinaus; aber sicherlich ist es eine Art von Erkenntniß, die man mit und ohne merkliche Klugheit im gemeinen Leben, mit und ohne großen Verstand in Wissenschaften und Künsten besitzen kann. Ja, wer die Eingeschränktheit der menschlichen Kräfte in Erwägung zieht, wird sie sicherlich eher ohne, als mit einem außerordentlichen Talente von irgend einer andern Art zugleich, erwarten.

Vielleicht hat es nicht wenig zu Hervorbringung heroischer Tugenden beigetragen, daß die alten Verfassungen beides so sehr begünstigten, den Stoicismus von der einen, und den Enthusiasmus von der andern Seite. In ihren Schulen und öffentlichen Lehren herrschte größtentheils der Stoicismus; und ihre schönen Künste versinnlichten die übersinnlichen Gegenstände, brachten abgesonderte allgemeine Begriffe zur unmittelbaren Darstellung, beflügelten die Einbildungskraft, und beförderten den Enthusiasmus für Freundschaft, Nachruhm, Vaterland, die hohe Empfindung für das, was man ohne Begeisterung blos in Worten denken kann.

Berlin, im August 1784.

Moses Mendelssohn.

2.

Von der Herrschaft über die Neigungen.*)

§. 1. Ein jeder Begriff, der vermöge seiner Beschaffenheit unsern Willen, zu handeln, oder nicht zu handeln, bestimmen kann, heißt ein Bewegungsgrund.

a) Dieser Begriff muß uns Vorstellung einer Schönheit oder Vollkommenheit gewähren, wenn er uns zu Handlungen antreiben will.

b) Was uns Lust gewähret, wenn es gegenwärtig ist, das erregt abwesend ein Verlangen in uns, welches nichts anderes ist, als eine Vermischung von Lust und Unlust; von Lust über die Güte des Gegenstandes, und von Unlust über dessen Abwesenheit.

c) Gleichgültigkeit, Wollen, Verlangen, Begierde, Sehnsucht, sind die Stufen der Begehrlichkeit oder desjenigen Affekts, der in uns erregt wird, wenn der vollkommene Gegenstand abwesend ist; so wie Gleichgültigkeit, Behaglichkeit, Lust, Vergnügen, Wollust, Entzückung, die Grade der Empfindung ausdrücken, die durch den Genuß des vollkommenen Gegenstandes erregt werden.

§. 2. Je mehr Gutes in der Vorstellung einer Sache enthalten ist, je deutlicher wir das Gute einsehen, und je we-

---

*) Dieser und der folgende Aufsatz müssen mehr als Entwürfe angesehen werden, von deren einzelnen Ideen der Verfasser in seinen nachherigen Schriften (Briefe über die Empfindungen) Gebrauch gemacht hat.

niger Zeit erfodert wird, es völlig zu übersehen, desto angenehmer der Genuß.

a) Die Quantität der Motiven verhält sich also zusammengesetzt, wie die Menge des Guten, wie seine Deutlichkeit, und umgekehrt wie die Zeit, welche zum Ueberdenken erfodert wird.

b) Man setze die Menge des Guten = m.
die Deutlichkeit = p.
die Zeit = t.
So ist die Quantität der Bewegungsgründe = mp.

§. 3. Eine Vorstellung kann also weniger deutlich sein, und dennoch eine größere Gewalt haben, in unsern Willen zu wirken: 1) wenn sie eine größere Menge des Guten enthält; 2) wenn diese Menge geschwinder überdacht werden kann.

§. 4. Ja, wenn die Zeit, die zum Ueberdenken erfodert wird, sehr gering ist, so können die Begriffe so dunkel werden, daß sich die Seele weder des Bewegungsgrundes, noch ihrer eigenen Entschließung bewußt ist, und dennoch in dem Körper solche Bewegung hervorbringt, die zu einer andern Zeit einen überlegten Rathschluß erfodert hätte. Denn obgleich die Kürze der Zeit die Deutlichkeit vermindert, dergestalt, daß öfters gar das Bewußtsein aufhört, so bleibt dennoch die Quantität der Motiven einerlei, weil an der Zeit gewonnen wird, was von der Deutlichkeit abgeht.

§. 5. Aus den beiden vorigen §§. lassen sich unzählige Erscheinungen erklären, die für viele Weltweise ein Stein des Anstoßes gewesen sind. Ich will einige davon anführen.

1) **Video meliora proboque etc.** Wer kennt diesen Spruch, ohne zu wissen, wie schwer er sich irgend mit

einem philosophischen Systeme verträgt? Nach meinen Begriffen ist nichts natürlicher. Die Seele kann durch einen richtigen Vernunftschluß einsehen, **A.** sei gut, und sich dennoch zu **B.** entschließen, wenn ihr die untern Seelenkräfte in **B.** zwar dunkel, aber doch eine größere Menge des Guten, und in einer geringern Zeit vorstellen, wie solches in einer Leidenschaft, — als von welcher der Dichter redet, — jederzeit wirklich geschieht.

2) Warum fährt mancher vor Schrecken auf, wenn eine Kanone abgefeuert wird, ob er gleich schußfrei steht, und auch vorher überlegt hat, daß ihn die Kugel nicht treffen könne? Weil die überlegte Sicherheit durch einen langsamen symbolischen Schluß, die Idee der Gefahr aber anschauend in uns entsteht. Die anschauenden Begriffe folgen schneller auf einander als die symbolischen, daher ist die Quantität ihrer Wirkung größer.

3) Man siehet auch, wie die Seele beim Reden, Schreiben, Klavierspielen u. s. w. vieles verrichten kann, ohne sich dessen bewußt zu sein.

§. 6. Sollen wir zu einem tugendhaften Wandel aufgemuntert werden, so muß man sich nicht begnügen, uns die Löblichkeit der Tugend nach aller Strenge demonstrirt zu haben, sondern man muß uns mit einer großen Menge von Bewegungsgründen bekannt machen, und wir müssen lernen, diese Menge von Motiven schnell zu überdenken.

a) Durch die Demonstration wird die Deutlichkeit vermehrt; die Menge der Motiven vermehrt die Anzahl der Vollkommenheiten, und die Fertigkeit, sie schnell zu überdenken, vermindert die Zeit.

b) Das erstere geschieht in **Princip. philos. practicae**

univers.; das zweite in der Ethik; das dritte hingegen wird erhalten: 1) durch die Gewohnheit; 2) vermittelst der anschauenden Erkenntniß.

Zweiter Abschnitt.

Von der Gewohnheit.

Was die Gewohnheit auf unsern Körper vermag, überlasse ich den Physikern zu erklären. Ich will hier nur einige ihrer erstaunlichen Wirkungen in unsere Seele betrachten, und einige Anmerkungen darüber machen.

§. 7. Durch die Uebung, (welche mit der Gewohnheit einerlei Wirkung hat,) wird eine jede Fähigkeit in unsrer Seele zu einer Fertigkeit.

Eine Fertigkeit besteht in einem Vermögen, etwas so geschwind zu verrichten, daß wir uns nicht mehr alles dessen bewußt bleiben, was wir dabei vorgenommen. Nun wird zu einer jeden Verrichtung eine Folge von Begriffen erfodert, mit welcher in dem Körper eine Reihe von willkührlichen Bewegungen übereinstimmt. Diese Reihen von Begriffen folgen desto schneller auf einander, je genauer sie mit einander verbunden sind. Je mehr Aehnlichkeit, Beziehung und Verhältniß unsere Seele zwischen den Begriffen wahrnimmt, die zu einer Handlung erfodert werden, desto schneller eilt die Imagination von einem auf den andern. Je öfter wir eine Reihe von Vorstellungen gehabt, desto mehr Verhältniß und Beziehung wird unsere Seele zwischen ihnen gewahr. Also können wir eine Reihe von Begriffen, die wir öfter gehabt haben, schneller überdenken, bis sie endlich in einer so kleinen Zeit auf einander folgen, daß sich unsere Seele derselben nicht mehr deutlich bewußt ist. Und

alsdann sagen wir, unsere Fähigkeit sei zu einer Fertigkeit geworden.

a) Daher erschrickt man nicht, wenn man öfters Kanonen hat abfeuern sehen; weil es die Gewohnheit dahin gebracht hat, daß das Urtheil: die Kugel wird mich nicht treffen, so schnell entsteht, als die Idee der Gefahr, die durch den Knall erregt wird.

b) Wer die Schlüsse der allgemeinen praktischen Weltweisheit öfters überdacht, in ihrem Zusammenhange betrachtet, und in vorkommenden Fällen angewendet hat, der wird bei wichtigen Vorfällen Wunder zeigen, wie viel die demonstrative Sittenlehre über die Neigung und Leidenschaft vermag. Hat er es aber an Uebung fehlen lassen, so folgen die Begriffe, die zu seinem moralischen Schlusse erfodert werden, nicht schnell genug auf einander, wodurch ihre Wirksamkeit in den Willen merklich verringert wird.

c) So wie der Künstler die ihm vorgeschriebene Regel so oft ausüben muß, bis er sich in währender Ausübung der Regeln nicht mehr bewußt ist, eben so muß es der moralische Mensch mit den Gesetzen der Natur machen, wenn er seine untern Seelenkräfte mit den obern in Harmonie bringen will.

Dritter Abschnitt.

Von der anschauenden Erkenntniß.

§. 8. Wenn wir die symbolischen Schlüsse der praktischen Sittenlehre in eine anschauende Erkenntniß verwandeln, das heißt, wenn wir sie von den abstrakten Begriffen auf einzelne Begebenheiten in der Natur zurückführen, und die

Anwendung derselben aufmerksam beobachten, so erlangen sie dadurch eine größere Gewalt, in den Willen zu wirken.

a) In der Anwendung der allgemeinen Schlüsse auf besondere Fälle übersehen wir alle Theile und Folgen dieser Schlüsse auf einmal, die wir in der Theorie nur nach und nach überdenken können; wir vermindern also die Zeit, wodurch die Wirksamkeit vermehrt wird (§. 2.).

b) Die anschauende Erkenntniß erlangen wir: 1) durch die Erfahrung, d. i. wenn wir die symbolische Erkenntniß in besondern Fällen selbst angewendet, oder von Andern haben anwenden sehen; 2) durch Beispiel, oder wenn uns die Anwendung der allgemeinen Lehren auf gewisse wahrhafte Begebenheiten aus der Geschichte gezeigt wird; und endlich durch Erdichtung, die öfters bessere Wirkung thun kann, als Beispiele, weil sie 1) durch die Nachahmung angenehm werden, und 2) wahrscheinlicher und nicht so sehr mit fremden Begebenheiten untermischt sein muß, als die wahrhaften Begebenheiten in der Natur.

§. 9. Wer die symbolische Erkenntniß von dem Werthe der Tugend mit der anschauenden Erkenntniß verbindet, der hat seine untern Seelenkräfte mit den obern übereinstimmend gemacht, und ist vollkommen tugendhaft.

a) Wer sich mit der symbolischen Erkenntniß begnügt, der wird sich entschließen, tugendhaft zu sein, allein sein Entschluß erreicht seine Wirkung nicht, wenn sich ihm eine sinnliche Lust widersetzt, deren Quantität größer ist, als die Quantität der symbolischen Erkenntniß.

b) Die bloße anschauende Erkenntniß giebt erstlich nicht die völlige Gewißheit, die den Tugendhaften **tenacem propositi** macht; zweitens ist sie trüglich, weil unsere Ur-

theilskraft leicht verführt werden kann, wenn sie sich mit Exempeln ohne Beweise begnügt; drittens kömmt sie nicht so leicht in das Gedächtniß zurück, wenn ihr Gegenstand abwesend ist, und vielmehr das Objekt einer sinnlichen Lust, eines Scheinguts, auf die Sinne wirkt.

c) Die symbolische Erkenntniß kömmt bei jedem Vorfalle leichter in das Gedächtniß zurück, und giebt unserm Urtheile den Karakter der Untrüglichkeit; die Einbildungskraft erinnert uns der öfters damit verknüpften intuitiven Erkenntniß, und diese vermehrt die Quantität der Motiven.

§. 10. Die sittliche Empfindlichkeit besteht in einer schnellen Vorstellung des wahren oder scheinbaren Guten, das in einem Gegenstande anzutreffen ist.

a) Sie ist also, ohne Hülfe der Urtheilskraft, gegen tugendhafte und lasterhafte Neigung gleichgültig.

b) Wer die Empfindlichkeit eines Menschen vermehrt, hat ihn dadurch noch nicht tugendhaft gemacht, wenn er nicht zugleich seine Urtheilskraft gebessert hat.

c) Das Temperament kann den Menschen weder tugendhaft, noch lasterhaft machen, sondern es vermehrt oder vermindert bloß den Grad der angebornen sittlichen Empfindlichkeit.

Von der Illusion.

§. 11. Wenn eine Nachahmung so viel Aehnliches mit dem Urbilde hat, daß sich unsere Sinne wenigstens einen Augenblick bereden können, das Urbild selbst zu sehen, so nenne ich diesen Betrug eine ästhetische Illusion.

Der Dichter muß vollkommen sinnlich reden; daher müssen uns alle seine Reden ästhetisch illudiren.

§. 12. Soll eine Nachahmung schön sein, so muß sie uns ästhetisch illudiren; die obern Seelenkräfte aber müssen überzeugt sein, daß es eine Nachahmung, und nicht die Natur selbst sei.

Denn das Vergnügen, das uns die Nachahmung gewährt, besteht in der anschauenden Erkenntniß der Uebereinstimmung desselben mit dem Urbilde. Es gehören also folgende beide Urtheile dazu, wenn wir an einer Nachahmung Vergnügen finden wollen: „dieses Bild gleicht dem Urbilde.“ Dieses Bild ist nicht das Urbild selbst. Man sieht leicht, daß jenes Urtheil vorangehen muß; daher muß die Ueberzeugung von der Aehnlichkeit intuitive, oder vermittelst der Illusion, die Ueberzeugung hingegen, daß es nicht das Urbild selbst sei, etwas später erfolgen, und daher mehr von der symbolischen Erkenntniß abhangen.

§. 13. Da uns die Nachahmung an und für sich selbst nicht so sehr vergnügt, als die Geschicklichkeit des Künstlers, der sie zu treffen gewußt hat, so setzen wir uns bei der Beurtheilung der schönen Künste über alles hinweg, wozu keine größere Geschicklichkeit von Seiten des Künstlers erfodert worden wäre, es nachzuahmen.

a) Daher sind die äußerlichen Verzierungen bei einer dramatischen Vorstellung nur zufällig, und öfters schädlich, wenn sie durch ihre eigene Schönheit unsere Aufmerksamkeit von der Vorstellung abwenden. Es ist genug, wenn die Verzierung nicht durch einen offenbaren Widerspruch der Illusion schadet.

b) Ja, es ist nicht einmal nöthig, daß ein dramatisches Stück aufgeführt werde, um zu gefallen. Wer beim Lesen urtheilen kann, ob der Dichter sein Stück mit der

gehörigen Kunst ausgearbeitet, und ob er es so gemacht hat, daß es durch die lebendige Vorstellung des höheren Grades der Nachahmung fähig werden kann, der kann die äußere Vorstellung leicht entbehren.

§. 14. Das beste Mittel, uns intuitive von dem Werthe der Nachahmung zu überzeugen, ist, wenn vermittelst der Illusion unangenehme Leidenschaften in uns erregt werden.

a) Wenn wir eine gemalte Schlange plötzlich anblicken, so gefällt sie uns desto besser, je mehr wir uns davor erschreckt haben. Aristoteles glaubt, wir ergötzten uns, weil wir von der vermeinten Gefahr befreiet worden wären. Allein wie unnatürlich ist diese Erklärung! Ich glaube vielmehr, der kurze Schrecken überführt uns intuitive, daß das Urbild getroffen sei.

b) Daher gefallen uns alle unangenehme Affekten in der Nachahmung. Der Musikus kann uns zornig, betrübt, verzweiflungsvoll u. s. w. machen, und wir wissen ihm Dank für die unangenehmen Leidenschaften, die er in uns erregt hat. Man sieht aber, daß in diesen Fällen das zweite Urtheil: diese Affekten sind nur nachgeahmt, unmittelbar auf den Affekt folgen muß, weil sonst die unangenehme Empfindung, die aus dem Affekte entspringt, größer sein würde, als die angenehme, die eine Wirkung der Nachahmung ist.

c) Aus diesen Gründen lassen sich die Gränzen des bekannten Gesetzes bestimmen: die schönen Künste sind eine Nachahmung der Natur, aber nicht die Natur selbst.

3.

Zufällige Gedanken über die Harmonie der inneren und äußeren Schönheit.

Die Maschinen der Natur sind von den Kunstmaschinen darin unterschieden, daß bei jenen das Innere und Aeußere, Materie und Form, Kraft und Schein, allezeit in der genauesten Verbindung stehen, welches aber bei den Werken der Kunst nicht Statt findet. Die Baukunst macht eine Ausnahme. Die Gebäude müssen den Schein der Festigkeit und Bequemlichkeit haben. Die Materie verhält sich bei den Werken der Kunst bloß leidend, und der Künstler drückt ihr durch eine fremde Kraft eine ihr gleichgültige Form ein, da hingegen die Natur durch innere Kräfte die Materie in die gehörige Form bringen, und also durch innere Kraft den äußeren Schein wirken läßt. Es wird sich also bei den Naturmaschinen, durch diese Harmonie des Innern und des Aeußern, von dem einen auf das andere schließen lassen; bei den Kunstmaschinen aber nicht. Mit andern Worten: die Naturmaschinen haben eine Physiognomik, die Kunstmaschinen aber nicht.

Zwischen Güte und Schönheit findet dieselbe Harmonie Statt, wie zwischen Kraft und Schein; denn die Schönheit ist nichts anderes, als sichtbar gewordene Güte und Tüchtigkeit.

Da aber die Güte etwas objektiviſches iſt, bei der Schönheit hingegen viel ſubjektiviſches mit unterläuft, ſo kann dieſe Harmonie nicht vollſtändig ſein. Mancher Gegenſtand kann Schönheit lügen, mancher ſeine Schönheit zu ſehr verbergen, wenn nemlich die inneren Eigenſchaften außer dem Gebiete des äſthetiſchen Gefühls liegen.

Die Vorſehung hat dafür geſorgt, mehrentheils innere Tüchtigkeit durch äußere Schönheit, Güte durch Annehmlichkeit zu erkennen zu geben. Da aber dieſes nur eine Nebenabſicht geweſen, ſo hat ſie zuweilen höheren Abſichten weichen müſſen, wenn ſie mit ihnen in Kolliſion gekommen. Hieher gehört der Geſchmack der Speiſen und ihre Geſundheit oder Zuträglichkeit für den menſchlichen Körper.

Das Symbol der äußern Schönheit mit böſem und gefahrvollem Innern verknüpft, iſt das Haupt der Meduſe, das mit Schlangen geziert iſt, weil auch dieſe Schönheit in Form und Bewegung mit innerem Schädlichen verbinden. Hingegen war die Hermesſäule nach der Beſchreibung, die, wo ich nicht irre, Alcibiades im Gaſtmale des Plato davon macht, ein Sinnbild der inneren Vortrefflichkeit, mit äußerer Häßlichkeit verbunden. Der Elephant verbirgt mehr als thieriſchen Verſtand, und eine feine, beinahe edle Empfindſamkeit unter einem plumpen äußeren Weſen, das nicht den mindeſten Geiſt verſpricht.

Jede Naturmaſchine iſt in doppelter Rückſicht der Schönheit und Häßlichkeit fähig, 1) als Form, und 2) als Ausdruck. Als Form, in ſo weit die Maſchine ſich in Linien und Flächen endiget, die ſowohl in Ruhe, durch Wendung und Farbe, als zum Theil in Bewegung, an und für ſich betrachtet, ſchön, reizvoll, erhaben u. ſ. w. ſein können. Man kann

dies die todte Schönheit der Naturmaschine nennen. Da aber auch das Aeußere derselben ein natürlicher Ausdruck des Inneren ist, und die guten und bösen Eigenschaften, die Vollkommenheiten und Mängel der Dinge sichtbar macht, so machen sie auch in dieser Betrachtung einen angenehmen, oder widrigen Eindruck, erregen Gefallen oder Mißfallen, sind schön oder häßlich.

Die lebendigen Schönheiten sind von verschiedener Art. 1) Die organischen oder sinnlichen Merkmale, welche die innerlichen organischen Vollkommenheiten natürlich ausdrücken; z. E. die äußerlichen Kennzeichen von Gesundheit der Pflanze, von ihrer Fähigkeit zum Wachsthum, Nahrung und Fortpflanzung. 2) Die thierische Schönheit, oder sinnlichen Merkmale der inneren thierischen Vollkommenheiten, als der Empfindung, Willkühr und des Naturtriebes. 3) Menschliche oder geistige Schönheit, d. i. sinnliche Merkmale, welche Vernunft, Freiheit des Willens, Empfindsamkeit, Sittlichkeit, und die übrigen Eigenschaften eines vernünftigen Wesens auf eine natürliche Weise ausdrücken.

Es giebt auch zufällige Schönheiten, d. i. Merkmale, welche gewisse innerliche Eigenschaften nicht durch natürliche Verbindung, sondern bloß durch zufällige Association der Begriffe andeuten, und also nur gewissen Personen eigen sein können. So nehmen uns zuweilen gewisse Gesichtszüge ein, die an und für sich unbedeutend sind, uns aber gefallen, weil wir sie an gewissen Gegenständen unserer Liebe und unserer Hochachtung wahrgenommen haben. Die Nachahmung äußerlicher Fehler und Mängel großer verehrungswerther Männer ist daher zu erklären. Es ist nicht immer bloß niederträchtige Schmeichelei, wie Mancher zu glauben geneigt ist.

Aus der harmonischen Verbindung und Vereinigung

aller dieser Schönheiten entspringt die Schönheit des Menschen.

Zwischen der todten und lebendigen Schönheit findet abermals eine Harmonie Statt, in so weit die Natur die innere Vollkommenheit des Lebens mehrentheils durch schöne Formen, Farbe und Bewegung zu erkennen zu geben pflegt. Jedoch finden auch hier häufige Ausnahmen Statt.

Die unmittelbare Vorstellung einer Sache, d. h. wie sie sich uns ohne Zergliederung, Ueberlegung u. s. w. darstellt, heißt ihr Schein.

Angenehm ist eine Vorstellung, wenn sie uns mehr unsere Kräfte als ihre Einschränkung empfinden läßt; das heißt, wenn sie unsere Kräfte ohne Anstrengung beschäftiget.

Eine Sache, die einen angenehmen Schein hat, ist schön.

Es giebt kein absolutes Ideal der Schönheit, sondern jedes Subjekt erfodert, nach dem Maße seiner Kräfte und Fähigkeiten ein anderes Ideal, das demselben entspricht. Ein absolutes Ideal würde alle vorhin angeführte Schönheiten in dem höchsten Grade und in der vollkommensten Uebereinstimmung verbinden. Dieses ist so wenig möglich, als daß sich ein Körper mit der allergrößten Geschwindigkeit, oder nach allen Richtungen zugleich bewege.

Selbst unter den Hogartschen Schönheitslinien giebt es keine, die an und für sich die schönste wäre. Jeder menschliche Sinn erfodert nach dem Grade seiner Schärfe und Blödigkeit einen größeren oder kleineren Schwung. Da aber alle gesunde, unverfangene, menschliche Sinneskräfte innerhalb bestimmter Gränzen der Schärfe und Stumpfheit bleiben, so wird das Ideal in der Mitte zwischen den äußersten Gränzen gleichsam schwimmen.

Jedes Subjekt hat eine ihm eigene Mischung von Fähig-

keiten und Neigungen, welche sein Genie und seinen Karakter ausmachen. In dieser Mischung wird mehrentheils eine Eigenschaft gleichsam hervorstechen, und den Hauptzug des Genies oder Karakters ausmachen; diesem werden die übrigen Eigenschaften untergeordnet sein. So wird auch das Ideal, das jedem dieser Subjekte entspricht, jedes seine eigene Mischung von todten und lebendigen Schönheiten aller Art haben müssen, nebst einem in derselben nicht selten hervorstechenden Ausdruck des Guten, welches den Karakter des Ideals ausmacht. Im Herkules z. B. wird der Ausdruck der Kraft den Hauptkarakter ausmachen, im Jupiter die Majestät, in der Venus die Wollust, im Merkur Behendigkeit, in der Minerva Weisheit u. s. w. Alle übrige Schönheiten oder sinnliche Ausdrücke des innern Guten haben eine Beziehung auf diesen Hauptkarakter, und sind demselben untergeordnet. Der Apoll allein scheint nach der Beschreibung, die von demselben gemacht worden, alle diese Schönheiten in der besten Uebereinstimmung, ohne daß eine derselben merklich hervorsteche, zu besitzen. Indessen kann er doch nur die Schönheiten des männlichen Geschlechts haben, ob zwar in dem blühendsten Lebensalter, das Kraft und Unschuld mit Erfahrung und Weisheit verbindet. Für die Schönheiten des weiblichen Geschlechts wird ein anderes Ideal aufgesucht werden müssen, in welchem nicht Thätigkeit, sondern Liebreiz der herrschende Karakter sein wird.

Da die Schönheit eine unmittelbare Empfindung ist, die nicht von unsern Urtheilen und Vernunftschlüssen abhängt, so findet auch in Ansehung derselben kein Irrthum, kein Vorurtheil Statt. Was irgend einem Menschen gefällt und schön dünkt, muß einen Grund des Wohlgefallens enthalten, muß

Eigenschaften besitzen, die wenigstens diesem Subjekte angemessen sind, und der Mischung seiner Fähigkeiten eine angenehme Beschäftigung darbieten. Wenn auch jemand einem Gegenstande, der diese Eigenschaften nicht besitzt, sie aus Irrthum oder Vorurtheil zuschriebe, so würde doch das Vorurtheil nicht das Phänomenon der Schönheit erzeugen können. Ueberhaupt hat alle sinnliche Erkenntniß die untrüglichste subjektive Wahrheit, und da dieses auch von der Schönheit gilt, so läßt sich davon auch mit Gewißheit schließen, daß der Gegenstand, der diese subjektive Erscheinung wirkt, auch die dazu erfoderlichen Eigenschaften, wenigstens in Beziehung auf dieses Subjekt, besitzen müsse. Der allerausschweifendste Geschmack hat einigen Grund in dem Gegenstande. Die Dinge haben verschiedene Seiten, aus welchen sie betrachtet werden können. Es kömmt auf Gewohnheit, Uebung, angeborne und erworbene Fertigkeit, Neigungen, Gemüthsbeschaffenheit, Winkel und Falten der Seele an, wohin die Aufmerksamkeit bei Erblickung eines Gegenstandes sich lenken, und auf welcher Seite sie haften soll. Und nach diesem Gesichtspunkte richtet sich Schatten und Licht des Gegenstandes, und auch unser Urtheil von seiner Schönheit oder Häßlichkeit. Der Begriff des ekelhaften Schmutzes überwiegt bei einem verzärtelten Frauenzimmer alle andere Betrachtungen, in welcher uns etwa der Anblick schön gewundener Därme angenehm sein könnte. Der Naturforscher unterdrückt die Idee des Schmutzes, und findet die Därme interessant. Der Wilde hat kein Gefühl von Ekel, und hängt sie sich zum Putze um den Hals. Gemeine Augen können eine bunte Fläche mit einem wallenden Umrisse schön finden. Geübtere Sinne hingegen fodern eine der Wahrheit gemäße Vermischung von Schatten und Licht, und einen Umriß, der sich zu verlieren scheint.

Mich dünkt, die Urtheile der Menschen in Absicht auf die todte Schönheit weichen nicht so sehr von einander ab, als in Absicht auf die lebendige Schönheit oder den Ausdruck, und insbesondere wenn Kollisionen entstehen. Dieser liebt bräunliche, jener blonde Gesichter. Jene drücken mehr Lebhaftigkeit, diese mehr Seelenruhe aus. Dieser liebt Keckheit, jener Bescheidenheit; ein anderer offenes, freimüthiges Wesen; mancher hingegen Verschwiegenheit; dieser mannhafte Festigkeit, jener Empfindsamkeit u. s. w. Jede dieser Eigenschaften hat ihre besondere Physiognomie, die zuweilen mit den Erfodernissen der todten Schönheit in Kollision kömmt. Daher die verschiedenen Urtheile der Völker und Zeiten in Absicht auf die Schönheit, die erstaunliche Mannigfaltigkeit des Geschmacks, die man sonst dem Eigensinne, dem Vorurtheile oder andern zufälligen Ursachen zuzuschreiben pflegt, die aber, meines Erachtens, in der Verschiedenheit der Kräfte und Fähigkeiten, und in der Mannigfaltigkeit ihrer Mischung und Verhältnisse gegen einander, ihren zureichenden Grund haben. Diese müssen nothwendig nach Zeit, Raum, Klima, Erziehung, Nahrung, Religion und Regierungsform veränderlich sein; daher auch die Dinge, die dieser Mischung von Kräften und ihrer Verhältnisse angemessen sein sollen, die Schönheiten, derselben Veränderlichkeit unterworfen sein müssen.

Man hat also, von dieser Seite betrachtet, guten Grund, mit dem gemeinen Sprüchworte zu sagen: „Ein jeder hat seinen Geschmack" und, über Sachen des Geschmacks läßt sich nicht streiten." In der That, nur ich allein kann sagen, welcher Schein meinen Fähigkeiten angemessen ist, und diese ohne Ermüdung beschäftiget. Vernunftgründe und Autoritäten vermögen hier nichts wider die innere

Ueberzeugung. Man kann einen Gelbsüchtigen zwar überführen, daß die Gegenstände, die ihm gelb scheinen, es in der That nicht sind, in so weit man die Farben für etwas Objektives, für die Eigenschaften der Oberfläche hält, die Augen eines gesunden Menschen auf eine bestimmte Weise zu affiziren. In so weit aber die Farben als etwas subjektivisches betrachtet werden, findet auch in Absicht auf dieselben kein Streiten und Ueberführen Statt. Mit der Schönheit hat es dieselbe Bewandniß. Durch Vernunftgründe und Autoritäten bringet ihr dem Menschen keine unmittelbare Erkenntniß bei. Er wird höchstens Regeln herplappern lernen, die er nicht versteht, und Urtheile nachbeten, davon sein Innerstes nicht überführt ist.

Wie aber? Sind deswegen alle Kritiken vergeblich, alle Regeln grundlos, alle Vernunftgründe in Sachen des Geschmacks bloßes Geschwätz? Nichts weniger! Unter allen Arten des Geschmacks muß vielmehr ein einziger der Vollkommenheit und Glückseligkeit der Menschen am zuträglichsten sein. Dieses wird der wahre, richtige Geschmack sein, den zu erlangen alle Menschen sich bestreben müssen. Und in so weit der Mensch, wenigstens indirekt, auch über die Mischung seiner Fähigkeiten einige Gewalt hat, und ihnen nach Wohlgefallen Ausbildung und Richtung geben kann, so steht es auch in seiner Macht, sich diesem einzigen wahren Geschmacke mehr oder weniger zu nähern, und seine Empfindung der Schönheit so auszubilden, wie sie seiner Bestimmung, und dem Endzwecke seines Daseins am meisten angemessen ist.

Dieses ist das hohe Amt der Kritik. Sie soll uns zeigen: 1) welcher Geschmack der beste sei, das heißt, nach obigem Grundsatze, welche Empfindung des Schönen der wahren Bestimmung des Menschen, dem Endzwecke seines Daseins am

zuträglichsten sei, am besten entspreche; und 2) wie wir unsere Kräfte und Fähigkeiten, in so weit es bei uns steht, zu bilden und zu richten haben, um dieses Geschmackes theilhaft zu werden. Führet einem Menschen, der das Groteske liebt, und an der Erhabenheit eines Apoll keinen Geschmack findet, tausend Vernunftgründe und eben so viele Autoritäten an, daß der Apoll vortrefflich sei; ihr werdet ihn zum Schweigen, vielleicht zum Nachplaudern bringen, aber nicht überführen. Zeigt ihm aber erstlich, daß die Empfindung des Erhabenen und Großen dem Endzwecke unsers Daseins, der wahren Glückseligkeit des Menschen zuträglich sei, ja derselben weit mehr entspreche, als die Empfindung des lächerlichen Grotesken, an welcher er sich zu ergötzen gewöhnt hat. Thuet dieses aber nicht eher, bevor ihr untersucht habt, ob die Seele desselben der Empfindung des Erhabenen fähig sei, und durch gehörige Ausbildung ihrer theilhaft werden könne. Sonst gereichen eure Bemühungen, wenn sie nicht fruchtlos sind, mehr zum Schaden als zum Vortheil dieses Menschen. Sodann zeiget ihm die Weise, wie er seine Fähigkeiten ausbilden soll, um zu dieser Empfindung des Erhabenen zu gelangen, von der er nunmehr einsieht, daß sie seine Glückseligkeit befördern werde. So und nicht anders läßt sich der Geschmack der Menschen ausbilden; so und nicht anders kann man ihm eine unmittelbare Erkenntniß der Schönheit beibringen, deren er ganz unfähig zu sein schien.

Einzelne Schönheiten können ins Gedränge kommen, und einander hinderlich sein. Das Natürliche und das Sinnreiche, Anständigkeit und Wahrheit, Kühnheit und Bescheidenheit, Eifer und Sanftmuth, u. s. w. schränken sich wechselsweise

einander ein. Und nun kömmt es auf die subjektive Mischung der Kräfte an, welche von beiden sich widersprechenden Schönheiten obsiegen oder unterliegen soll. Die Franzosen scheinen mehr Anstand als Wahrheit zu lieben, mehr feine Lebensart als Erhabenheit, mehr das Sinnreiche als die Natur. Die Engländer das Gegentheil. Jede Nation hat offenbar ihre eigene Mischung von Kräften, wodurch ihr Geschmack bestimmt wird. Welcher Geschmack ist aber der Bestimmung des Menschen am zuträglichsten? Unstreitig derjenige, nach welchem man sich durch ekelhafte oder lächerliche Nebenbegriffe nicht abhalten läßt, das Schreckliche, Erhabene, Kühne, Naive, in seiner ganzen Stärke zu fühlen, bei andern Gelegenheiten aber, wo die Kollision vermeidlich ist, sich, am Feinen und Anständigen sich zu ergötzen, geübt hat. Je mehr man sich diesem Ideale nähert, desto vollkommener und richtiger ist unser Geschmack. Man sieht aber auch, wohin man die Bemühung zu lenken habe, wenn man seinen Geschmack verbessern will.

4.

Vorbericht zu den Morgenstunden.

Folgende Diskurse über das Dasein Gottes enthalten das Resultat alles dessen, was ich über diesen wichtigen Gegenstand unseres Forschens vormals nachgelesen und selbst gedacht habe. Seit zwölf bis funfzehn Jahren befinde ich mich nemlich in dem äußersten Unvermögen, meine Kenntnisse zu erweitern. Eine sogenannte Nervenschwäche, der ich seitdem unterliege, verbietet mir jede Anstrengung des Geistes, und, welches den Aerzten selbst sonderbar vorkommt, sie erschwert mir das Lesen fremder Gedanken fast noch mehr, als eigenes Nachdenken. Ich kenne daher die Schriften der großen Männer, die sich unterdessen in der Metaphysik hervorgethan, die Werke Lamberts, Tetens, Plattners und selbst des alles zermalmenden Kant's, nur aus unzulänglichen Berichten meiner Freunde, oder aus gelehrten Anzeigen, die selten viel belehrender sind. Für mich steht also diese Wissenschaft noch jezt auf dem Punkte, auf welchem sie etwa um das fünf und siebenzigste Jahr dieses Jahrhunderts gestanden hat; denn so lange ist es her, daß ich genöthigt bin, mich von ihr zu entfernen; wiewohl ich es doch nie über mich habe erhalten können, der Philosophie völlig Abschied zu geben, so sehr ich auch mit mir selbst gekämpft habe. Ach! sie war in besseren Jahren meine treueste Gefähr-

tin, mein einziger Trost in allen Widerwärtigkeiten dieses Lebens; und jezt mußte ich ihr auf allen Wegen ausweichen, wie einer Todfeindin, oder, welches noch härter ist, sie scheuen, wie eine verpestete Freundin, die selbst mich warnt, allen Umgang mit ihr zu meiden. Ich hatte nicht Selbstverleugnung genug, ihr zu gehorchen. Es erfolgen von Zeit zu Zeit verstolne Uebertretungen, wiewohl nie ohne reuevolle Büßung.

Mittlerweile wuchs mein Sohn J. heran, und die gute Anlage, die er zeigte, machte es mir zur Pflicht, ihn frühzeitig zur vernünftigen Erkenntniß Gottes anzuführen. Zuvörderst ließ ich ihn nach eigenem Gefallen selbst lesen und Ideen sammeln. Ich bin der Meinung, daß man beim Studium der Philosophie, so wie bei Erlernung der Sprachen, mit dem Gebrauche den Anfang machen, und mit der Regel endigen müsse. Das Studium der Form ist weder nützlich noch angenehm, wenn nicht die Anwendung beständig zur Seite gehen kann, und wie ist dieses möglich, wenn noch keine brauchbaren Materialien angeschafft sind? Ich ließ ihn also zuerst Materie zusammen tragen, und nun war es Zeit, Form und Regel hinein zu bringen, und ihm zum ordentlichen und methodischen Nachdenken über diese wichtige Materie die erfoderliche Anleitung zu geben.

Ich entschloß mich, die wenigen Stunden des Tages, in welchen ich noch heiter zu sein pflegte, die Morgenstunden, ihm zu diesem Behufe zu widmen, und hatte das Vergnügen, daß mein Schwiegersohn S. und auch W., der Sohn einer Familie, mit der ich seit vielen Jahren in freundschaftlicher Verbindung stehe, an unsern Bemühungen Theil nehmen wollten. Diese drei Jünglinge von schätzbaren Geistesgaben und noch besserem Herzen besuchten mich in den Morgenstunden; wir

unterredeten uns von den Wahrheiten der natürlichen Religion, und wenn ich dazu aufgelegt war, hielt ich ihnen zusammenhängende Vorlesungen über einen und den andern Punkt aus derselben; aber, wie leicht zu erachten, ohne allen Schulzwang. Sie hatten die Freiheit, mich zu unterbrechen, Einwürfe vorzubringen, sie unter sich zu beantworten, und ich brach zuweilen meinen Diskurs ab, um sie unter sich streiten zu lassen. Auf solche Weise sind die Aufsätze entstanden, davon ich den ersten Theil hiemit dem Publikum vorlege.

Ich weiß, daß meine Philosophie nicht mehr die Philosophie der Zeiten ist. Die meinige hat noch allzusehr den Geruch jener Schule, in welcher ich mich gebildet habe, und die in der ersten Hälfte des Jahrhunderts vielleicht allzu eigenmächtig herrschen wollte. Despotismus von jeder Art reizt zu Widersetzlichkeit. Das Ansehen dieser Schule ist seitdem gar sehr gesunken, und hat das Ansehen der spekulativen Philosophie überhaupt mit in seinen Verfall gezogen. Die besten Köpfe Deutschlands sprechen seit kurzem von aller Spekulation mit schnöder Wegwerfung. Man dringt durchgehends auf Thatsachen, hält sich bloß an Evidenz der Sinne, sammelt Beobachtungen, häuft Erfahrungen und Versuche, vielleicht mit allzu großer Vernachlässigung der allgemeinen Grundsätze. Am Ende gewöhnt sich der Geist so sehr ans Betasten und Begucken, daß er nichts für wirklich hält, als was sich auf diese Weise behandeln läßt. Daher der Hang zum Materialismus, der in unsern Tagen so allgemein zu werden droht, und von der andern Seite, die Begierde zu sehen und zu betasten, was seiner Natur nach nicht unter die Sinne fallen kann, der Hang zur Schwärmerei.

Jedermann gesteht sich, daß das Uebel zu sehr einreißt,

daß es Zeit sei, dem Rade einen Schwung zu geben, um dasjenige wieder empor zu bringen, was durch den Zirkellauf der Dinge zu lange ist unter die Füße gebracht worden. Allein ich bin mir meiner Schwäche allzusehr bewußt, auch nur die Absicht zu haben, eine solche allgemeine Umwälzung zu bewirken. Das Geschäft sei besseren Kräften aufbehalten, dem Tiefsinn eines Kant's, der hoffentlich mit demselben Geiste wieder aufbauen wird, mit dem er niedergerissen hat. Ich begnüge mich mit der eingeschränkten Absicht, meinen Freunden und Nachkommen Rechenschaft zu hinterlassen von dem, was ich in der Sache für wahr gehalten habe.

5.

Vorrede zu Menasseh Ben Israel's Rettung der Juden.

Dank sei es der allgütigen Vorsehung, daß sie mich am Ende meiner Tage noch diesen glücklichen Zeitpunkt hat erleben lassen, in welchem die Rechte der Menschheit in ihrem wahren Umfange beherziget zu werden anfangen. Wenn bisher von Duldung und Vertragsamkeit unter den Menschen gesprochen ward, so war es immer die schwächere, bedrückte Partei, die sich unter dem Schutze der Vernunft und der Menschlichkeit zu retten suchte. Der herrschende Theil hatte entweder für beide keinen Sinn, oder stützte sich auf die leider! allzu gemeine Erfahrung, daß der schwächere Theil an allen Orten, wo er Macht und Gelegenheit dazu hat, es nicht besser machen würde, und gründete hierauf den Argwohn, daß man ihm nur das Heft aus den Händen zu winden suche, um die Spitze wider ihn selbst zu kehren. Man schien nicht zu überlegen, daß dieser Argwohn nothwendig Haß und Zwiespalt unter den Menschen verewigen müsse, und daß der Geist der Versöhnung sowohl als die Liebe, vom stärkern Theile die ersten Schritte fodert. Dieser muß sich seiner Ueberlegenheit entäußern, und anbieten, wenn der schwächere Theil Zutrauen gewinnen und erwiedern soll. Ist es Zweck der Vorsehung, daß der Bruder den Bruder lieben soll, so ist es offenbar die Pflicht des Stärkern, den ersten Antrag zu thun, die Arme

auszustrecken, und wie August zu rufen: Laß uns Freunde sein! — — Was aber auch über Toleranz bisher geschrieben und gestritten ward, ging bloß auf die drei im R. R. begünstigten Religionsparteien, und höchstens auf einige Nebenzweige derselben. An Heiden, Juden, Mahomedaner und Anhänger der natürlichen Religion ward entweder gar nicht, oder höchstens nur in der Absicht gedacht, um die Gründe für die Toleranz problematischer zu machen. Nach euern Grundsätzen, sprachen die Widersacher derselben, müssen wir auch Juden und Naturalisten nicht nur hegen und dulden, sondern auch an allen Rechten und Pflichten der Menschheit Theil nehmen lassen; und mitleidig war es anzusehen, wie sich die Anhänger derselben winden und krümmen mußten, um dieser Schwierigkeit aus dem Wege zu gehen. — Der Fragmentist war, so viel mir bekannt ist, in Deutschland der erste Schriftsteller, der die Rechte der Duldung auch für Naturalisten foderte. Lessing und Dohm, jener als philosophischer Dichter*), und dieser als philosophischer Staatskundiger **), haben den großen Zweck der Vorsehung, die Bestimmung des Menschen und die Gerechtsame der Menschheit im Zusammenhange gedacht, und ein bewundernswürdiger Monarch ***) ist es, der nicht nur zu eben der Zeit dieselben Grundsätze in ihrem ganzen Umfange durchgedacht, sondern auch seinem weitumfassenden Wirkungskreise gemäß einen Plan entworfen hat, zu dessen Ausführung mehr als menschliche Kräfte zu gehören scheinen, — und nunmehr zum Werke schreitet.

Von den Kabineten der Großen, und von allem, was

*) Nathan der Weise.

**) Ueber die bürgerliche Verbesserung der Juden.

***) Joseph II. (d. H.)

auf dieselben Einfluß hat, bin ich allzuweit entfernt, um an diesem großen Geschäfte auch nur den mindesten Theil nehmen, und mitwirken zu können. Ich lebe in einem Staate, in welchem einer der weisesten Regenten, die je Menschen beherrscht haben, Künste und Wissenschaften blühend, und vernünftige Freiheit zu denken so allgemein gemacht hat, daß sich ihre Wirkung bis auf den geringsten Einwohner seiner Staaten erstreckt. Unter seinem glorreichen Zepter habe ich Gelegenheit und Veranlassung gefunden, mich zu bilden, über meine und meiner Mitbrüder Bestimmung nachzudenken, und über Menschen, Schicksal und Vorsehung, nach Maßgabe meiner Kräfte, Betrachtungen anzustellen. Aber von allen Großen und ihrem Anhange bin ich stets entfernt gewesen. Ich habe jederzeit im Verborgenen gelebt, niemals Antrieb oder Beruf gehabt, mich in die Händel der wirksamen Welt einzumischen, und mein ganzer Umgang hat sich von jeher bloß auf den Zirkel einiger Freunde eingeschränkt, die mit mir ähnliche Wege gegangen sind. In dieser dunkeln Ferne stehe ich noch da, und erwarte mit kindlicher Sehnsucht, was die allweise und allgütige Vorsehung aus diesem Allen will werden lassen.

Unterdessen mache ich mir das Vergnügen, mit Herrn Dohm über die Gründe nachzudenken, die der Menschenfreund hat, die bürgerliche Aufnahme meiner Mitbrüder zu begünstigen, über die mancherlei Schwierigkeiten, die sich dabei finden, und vielleicht zum Theil von Seiten der zu bildenden Nation selbst in den Weg gelegt werden dürften; und diese mit den Vortheilen zu vergleichen, die dem Staate zuwachsen werden, dem es zuerst gelingen wird, diese eingebornen Kolonisten zu seinen Bürgern zu machen, und eine Menge von Händen und Köpfen, die zu seinem Dienste geboren sind, auch zu seinem

Dienste anzustrengen. — Als philosophisch-politischer Schriftsteller, dünkt mich, hat Herr Dohm die Materie fast erschöpft, und nur eine sehr geringe Nachlese zurückgelassen. Seine Absicht ist, weder für das Judenthum, noch für die Juden eine Apologie zu schreiben. Er führt bloß die Sache der Menschheit, und vertheidigt ihre Rechte. Ein Glück für uns, wenn diese Sache auch zugleich die unsrige wird, wenn man auf die Rechte der Menschheit nicht dringen kann, ohne zugleich die unsrigen zu reklamiren. Der Weltweise aus dem 18ten Jahrhunderte hat sich über den Unterschied der Lehren und Meinungen hinweggesetzt, und in dem Menschen nur den Menschen betrachtet. Man vergleiche mit diesem, was ein Rabbiner des 17ten Jahrhunderts, der die Sache seiner Nation vor den Augen des englischen Parlaments führte, zu ihrer Vertheidigung vorbringt, und durch welche Gründe er die Nation bewegt, seine Mitbrüder in England aufzunehmen. Man weiß, daß die Juden zu Eduards I. Zeiten aus England verjagt worden sind, und nicht eher, als unter Cromwel die Freiheit erhielten, wieder dahin zu kommen. R. Menasseh war es, der ihnen diese auswirkte. Er war ein Mann von vieler rabbinischer Gelehrsamkeit und auch andern Wissenschaften, und von einem sehr brennenden Eifer für das Wohl seiner Mitbrüder. Er erhielt zu Amsterdam, allwo er als Chacham der portugiesischen Judenschaft lebte, die nöthigen Reisepässe, und ging in Begleitung einiger seiner Nation nach London, um die Sache seines Volks bei dem Protektor, bei dem er wohlgelitten war, und bei dem Parlamente zu unterstützen. Er fand aber mehr Schwierigkeit, als er sich vorstellte, und diesen Aufsatz schrieb er zu einer Zeit, da er die Hoffnung, in seinem Geschäfte glücklich zu sein, fast aufgegeben

hatte. Endlich aber gelang es ihm dennoch, und die Juden wurden unter leidlichen Bedingungen wieder aufgenommen. Dieser Brief des R. Menasseh findet sich in einer periodischen Sammlung verschiedener Aufsätze, die im Jahre 1708 unter dem Titel: **the Phenix, oa Revival of scarce and valuable Pieces, no where to be found but in the Closets of the Curious** zu London in 8. herausgekommen ist. Um eben dieselbe Zeit schrieb auch ein gewisser Edward Nicholas **Apologia por los Iudios**, und Toland soll auch zu ihrer Vertheidigung geschrieben haben. Die Schrift des Rabbi hat mir jezt, da so viel und mancherlei von und über die Juden gesprochen wird, der Uebersetzung nicht unwerth geschienen.

Merkwürdig ist es, zu sehen, wie das Vorurtheil die Gestalten aller Jahrhunderte annimmt, uns zu unterdrücken, und unserer bürgerlichen Aufnahme Schwierigkeiten entgegen zu setzen. In jenen abergläubischen Zeiten waren es Heiligthümer, die wir aus Muthwillen schänden; Kruzifixe, die wir durchstechen, und blutend machen; Kinder, die wir heimlich beschneiden, und zur Augenweide zerfetzen; Christenblut, das wir zur Osterfeier brauchen; Brunnen, die wir vergiften u. s. w., Unglaube, Verstocktheit, geheime Künste und Teufeleien, die uns vorgeworfen, um derentwillen wir gemartert, unseres Vermögens beraubt, ins Elend gejagt, wo nicht gar hingerichtet worden sind. — Jezt haben die Zeiten sich geändert; diese Verleumdungen machen den erwünschten Eindruck nicht mehr. Jezt ist es gerade Aberglaube und Dummheit, die uns vorgerückt werden; Mangel an moralischem Gefühle, Geschmack und feinen Sitten; Unfähigkeit zu Künsten, Wissenschaften und nützlichem Gewerbe, hauptsächlich zu Diensten

des Krieges und des Staates; unüberwindliche Neigung zu Betrug, Wucher und Gesetzlosigkeit, die an der Stelle jener gröbern Beschuldigungen getreten sind, uns von der Anzahl nützlicher Bürger auszuschließen, und aus dem mütterlichen Schooße des Staats zu verstoßen. Vormals gab man sich um uns alle ersinnliche Mühe, und machte mancherlei Vorkehrungen, uns nicht zu nützlichen Bürgern, sondern zu Christen zu machen, und da wir so hartnäckig und verstockt waren, uns nicht bekehren zu lassen, so war dieses Grund genug, uns als eine unnütze Last der Erde zu betrachten, und dem verworfenen Scheusale alle Gräuel anzudichten, die es dem Hasse und der Verachtung aller Menschen bloß stellen konnten. Jezt hat der Bekehrungseifer nachgelassen. Nun werden wir vollends vernachlässiget. Man fährt fort, uns von allen Künsten, Wissenschaften und andern nützlichen Gewerben und Beschäftigungen der Menschen zu entfernen, versperrt uns alle Wege zur nützlichen Verbesserung, und macht uns zum Vorwurfe, daß wir sie nicht gebrauchen.

Mit Recht hat Dohm jene unmenschlichen Anklagen der Juden, die die Merkmale der Zeiten und der Mönchszellen an sich tragen, in denen sie ausgeheckt worden, kaum einer flüchtigen Berührung gewürdiget. In den Augen der Leser, für die ein Dohm schreibt, können diese barbarischen Beschuldigungen keinen Glauben finden, keiner ernsthaften Widerlegung bedürfen. Er hat sich also bloß darauf eingeschränkt, diese der Kultur und verbesserungsreichen Zeiten angemessenere Beschuldigungen zu bestreiten, und dem philosophischen Vorurtheile philosophische Gründlichkeit entgegen zu setzen. Indessen hat doch die Vernunft und der Forschungsgeist unseres Jahrhunderts noch bei weitem nicht alle Spuren der Barbarei in der

Geschichte vertreten. Manche Legende der damaligen Zeit hat sich erhalten, weil noch Niemanden eingefallen ist, sie in Zweifel zu ziehen. Manche sind mit so gewichtigen Autoritäten belegt, daß nicht jeder die Stirn hat, sie geradezu für Legende und Verleumdung zu halten. Andere haben sich den Folgen nach noch immer erhalten, obgleich sie selbst schon lange nicht mehr geglaubt werden. Ueberhaupt ist die Verleumdung von so giftiger Art, daß sie immer einige Wirkung in den Gemüthern zurückläßt, wenn auch ihre Unwahrheit entdeckt, und allgemein anerkannt wird. In so mancher lieben Stadt Deutschlands wird noch jezt kein Beschnittener, wenn er auch seinen Glauben verzollt hat, am hellen Tage ohne Bewachung gelassen, aus Beisorge, er möchte einem Christenkinde nachstellen, oder die Brunnen vergiften. Des Nachts hingegen wird ihm unter aller Bewachung nicht getraut, wegen seines bekannten Umganges mit den bösen Geistern. Wem wohnet nicht aus der Brandenburgischen Geschichte bei, daß der Kurfürst Joachim II. von seinem Leibarzte, dem Juden Lippold vergiftet worden sei? — Dieses ward so oft gesagt und von Chronikschreibern wiederholt, daß der vernünftigste Mann die Authentität davon voraussetzen und die Geschichtssache für wahr halten mußte. Dank sei es dem Untersuchungs-Geiste des Herrn Leibmedikus Möhsen,*) der der Legende dennoch auf die Spur gekommen ist. An der ganzen Geschichte hat sich weiter nichts wahr befunden, als daß der Kurfürst Joachim II. gestorben, und daß ein Jude damals Lippold geheißen. Uebrigens war Lippold kein Arzt, und der Kurfürst ist nichts we-

*) Geschichte der Wissenschaften in der Mark Brandenburg (S. 515. u. f.)

niger, als vergiftet worden, wie Herr Möhsen mit Beweisen belegt, die über alle Bedenklichkeit hinweg sind. Lippold war des Kurfürsten Kammerdiener und Münzmeister; zwei Bedingungen am Hofe, die einem Juden selten viele Freunde gewinnen. Der Kurfürst starb, wie alle Urkunden und Originalprotokolle einstimmig aussagen, an einem offenen Schaden am Fuße, davon der Ausfluß durch eine plötzliche Erkältung gehemmt worden. Der Kammerdiener und Münzmeister wurde der Untreue in seinen Rechnungen beschuldiget, und in Verhaft genommen. Als die Untersuchung aber hierin seine Unschuld bewies, und seine Loslassung nicht länger aufgeschoben werden konnte, nahm man zu ganz anderen Anklagen seine Zuflucht. Einige von der Bürgerwache wollten gehört haben, wie die Frau des Lippold in einem Zanke, den sie mit ihm gehabt, zu ihm in der Bosheit gesagt: „wenn „der Kurfürst wüßte, was du für ein Schelm bist, und „was du für Bubenstücke mit deinem Zauberbuche kannst, „so würdest du schon längst kalt sein," und Lippold wurde den Kriminal-Richtern übergeben. Sehr richtig ist, was Herr M. bei dieser Gelegenheit zur Entschuldigung der Regenten der damaligen Zeit bemerkt: „Die Fürsten hielten sich zu der Zeit gesichert, daß sie der Regentenpflicht ein „Genüge geleistet, wenn sie die Anklagen der Untersuchungen „rechtsverständigen Räthen überließen, und diese glaubten nach „den Gesetzen zu verfahren, wenn sie die Buchstaben des Gesetzes erfüllten." Auf solche Weise sind freilich barbarische Gesetze weit schädlicher, als gar keine Gesetze. Lippold ward nach K. Karls V. Halsgerichtsordnung §. 44. dem Henker übergeben, der ihn peinlich verhören sollte, und Meister Balzer, der Scharfrichter, machte seine Sache so gut, daß der

Delinquent alles eingestand, was man von ihm wissen wollte. Er hatte durch Zauberei die Gunst des Fürsten zu gewinnen gewußt, und ihn am Ende vergiftet. Er weigerte sich zwar, dieses Bekenntniß öffentlich zu wiederholen; allein auch dazu wußte ihn sein peinlicher Halsrichter zu bringen. „Er ward „hierauf an verschiedenen Orten zehnmal mit glühenden Zan„gen gezwickt, und auf dem neuen Markte zu Berlin auf einem „dazu erbauten Gerüste, an Arm und Bein mit vier Stößen „gerädert, in vier Stücke zerhauen, und das Eingeweide nebst „dem Zauberbuche verbrannt.“ Eine große Maus *), die unter dem Gerüste hervorkam, in welcher Niemand den Zauberteufel verkennen konnte, benahm den Zuschauern allen Ueberrest des Zweifels, daß dem Verurtheilten Recht geschehen. Die Verbrechen des Lippold hatten, wie Hr. M. weiter erzählt, auf das Schicksal der ganzen Judenschaft in der Mark einen großen Einfluß. Sie wurden angeklagt und nach Urtheil und Recht verdammt. „Sie mußten ihre Güter verkaufen, den Gerichten die Inventarien, Untersuchungskosten und Abzugsgelder bezahlen, und das Land räumen.“ — Und so ward die Nachricht von Hand zu Hand überliefert, und erhielt sich noch in unseren erleuchteten Tagen, die Juden haben den Kurfürst Joachim II. vergiftet, seien dessen überführt, und zur Strafe aus dem Lande gejagt worden.

Und selbst die Aufklärung unserer besseren Tage erstreckt sich so lange noch nicht, daß diese gröbern Anklagen gänzlich ohne Wirkung sein sollten. Es ist nicht lange her, daß die Judenschaft zu Posen beschuldigt wurde, sie hätte ein Christen-

*) Herr M. führt seine Gewährsmänner an, die diesen wichtigen Umstand der Nachwelt aufbehalten haben.

kind zum Gebrauche der Osterfeier ermordet. Zwei fromme Rabbinen wurden als Häupter der Gemeine vor Gericht gezogen, eingekerkert, und nach der dasigen Halsgerichtsordnung gemartert. Ich verschone das menschliche Gefühl meiner Leser mit der umständlichen Erzählung dieser Martern. Sie waren die schrecklichsten, die sich die Barbarei je erlaubt hat. Allein die Geplagten waren standhaft genug, kein Bekenntniß von sich erpressen zu lassen, ob sie gleich so lange gepeinigt wurden, bis sie unter den Furien den Geist aufgaben. — Barmherziger Gott! und die Männer waren so unschuldig an der Ermordung des Kindes, wenn ja eine Mordthat begangen worden, woran noch sehr zu zweifeln ist — so schuldlos, als ich und meine Leser es sind. — Die Gemeine zu Posen hat noch jezt an den unerschwinglichen Summen zu bezahlen, die sie damals aufnehmen mußte, theils Gerichtskosten zu bezahlen, theils schrecklichere Uebel von sich abzuwenden. Noch vor wenigen Jahren würde dieselbe Geschichte in der Gegend von Warschau wiederholt worden sein, hätten nicht der weise König von Polen und einige aufgeklärte Magnaten zum Glücke den Lauf der dasigen Gerechtigkeit noch so lange gehemmt, bis es den Juden gelang, die Verleumdung an den Tag zu bringen. — Ich habe so manche einsichtsvolle und sonst nicht unbillig denkende Christen aus Polen und andern katholischen Ländern gesprochen, die sich noch immer von diesem Vorurtheile wider meine Mitbrüder nicht völlig losmachen konnten. Sie beriefen sich immer auf die gesetzmäßige Form, nach welcher Prozesse dieser Art so oft geführt worden sind, auf die Unbescholtenheit der Richter, die sie geführt haben, und auf das Bekenntniß der Verurtheilten, das öfters den Umständen allzu angemessen sein und mit den übrigen Aussagen übereinstimmen

soll, als daß es eine bloße Erdichtung, die ihnen die Marter eingegeben, gewesen sein könnte. Solche aufrichtige Gemüther können vielleicht durch die Gründe des Rabbi Menasseh, und noch mehr durch den schrecklichen Reinigungseid, den er im Namen des ganzen Judenthums ablegt, und den ich mit reinem Gewissen hier nachspreche, auf bessere Gedanken gebracht werden. Denn die wichtige Wahrheit kann nicht genug eingeschärft werden, daß barbarische Gesetze desto schrecklichere Folgen haben, je gesetzmäßiger das Verfahren ist, und je strenger die Richter nach dem Buchstaben urtheilen. Unweise Gesetze können nur durch Abweichungen, so wie Rechnungsfehler nur durch andere Rechnungsfehler wieder gut gemacht werden. Calas und Waser sind vielleicht von unbescholtenen Richtern nach einer gesetzlichen Form hingerichtet worden.

Indessen sind alle Gründe und Eidschwüre fruchtlos, wenn der Gegner nicht hören will; wenn sich Nebenabsichten der Ueberführung widersetzen, oder wenn das Gemüth so sehr von Vorurtheilen befangen ist, daß man den Gegengründen nicht die erfoderliche Aufmerksamkeit zuwenden mag. Man kann einem verjährten Vorurtheile alle Wurzeln durchschneiden, ohne ihm die Nahrung gänzlich zu entziehen. Es saugt solche allenfalls aus der Luft. Hat nicht ein Rezensent in den Göttingischen Anzeigen, bei Gelegenheit der Dohmschen Schrift, Beschuldigungen wider uns, wahrlich wie aus der Luft gegriffen, die man keinem Schriftsteller unseres Jahrhunderts, am wenigsten einem in diesem wahren Sitze der Musen lebenden Gelehrten zutrauen sollte? — Er trägt sogar kein Bedenken, uns jezt lebenden Israeliten die Unart vorzuwerfen und anzurechnen, deren sich unsere Vorfahren in der Wüste schuldig gemacht haben, ohne zu bedenken, daß aller der gerügten Untu-

gend ungeachtet, der gesetzgebende Gott unserer Väter, oder wie die Modesprache lieber will, der Gesetzgeber Moses, es gleichwohl möglich gefunden, diesen rohen Haufen zu einer ordentlichen, blühenden Nation umzubilden, die erhabene Gesetze und Verfassung, weise Regenten, Feldherren, Richter und glückliche Bürger aufzuweisen hat; ja ohne in sich zu gehen, und zu bedenken, was wohl seine eigenen Vorfahren in nördlichen Einöden um eben diese Zeit für Kultur gehabt haben mögen, aus denen doch heutiges Tages Rezensenten in Göttingischen Anzeigen entsprungen sind. Mit einem Worte, Vernunft und Menschlichkeit erheben ihre Stimme umsonst; denn grau gewordenes Vorurtheil hat kein Gehör.

Wenn aber auch alle Vernunftgründe sich vereinigen, den Juden an den Rechten der Menschheit gleichen Antheil zuzusprechen, so wird dadurch nicht eingeräumt, daß sie in ihrer jezigen dürftigen Verfassung dem Staate nicht nützlich, oder daß ihre Vermehrung demselben wohl gar schädlich werden könnte. Auch hierüber verdienen die Gründe des Menasseh in folgender Schrift in Erwägung gezogen zu werden, der doch zu seiner Zeit nichts anderes, als eine sehr eingeschränkte Aufnahme in England für seine Mitbrüder suchen konnte. Holland allein giebt ein Beispiel, das hierüber allen Zweifel benehmen kann. Noch niemals hat man sich daselbst über die Vermehrung der Juden beklagt; obgleich die Erwerbungsmittel ihnen daselbst eben so kärglich zugezählt, und ihre Freiheiten fast so eingeschränkt sind, als in mancher Provinz Deutschlands. — „Ja, „spricht man, Holland macht hier eine Ausnahme, denn es ist „ein handelnder Staat, der also der handelnden Menschen „nicht zu viel haben kann.“ — Gut! ich möchte aber wissen, ob die Handlung daselbst die Menschen, oder nicht vielmehr

die Menschen die Handlung herbeigelockt haben? Wie geht es zu, daß so manche Stadt in Brabant und den Niederlanden, bei eben derselben und vielleicht noch vorzüglicheren Gelegenheit zur Handlung, der Stadt Amsterdam dennoch so sehr nachstehet? Warum drängen sich hier auf einem unfruchtbaren Boden, ja in einem von Natur unbewohnbaren Moraste, die Menschen so zusammen, bilden den öden Sumpf durch Fleiß und Kunst in einen Garten Gottes um, und erfinden sich Hülfsquellen zur glücklichen Subsistenz, über die wir erstaunen müssen? Nichts als Freiheit, Milde der Regierung, Billigkeit der Gesetze, und die offenen Arme, mit welchen sie die Menschen aller Art und Kleidung, Meinung, Sitte, Gebrauch und Religion aufnehmen und schützen, und machen lassen; nichts als diese Vorzüge sind es, die in Holland den fast überreichen Segen, die Fülle des Guten hervorgebracht, darum es so sehr beneidet wird.

Ueberhaupt, Menschen dem Staate unnützlich; Menschen, die in einem Lande nicht zu gebrauchen sind, dieses ist eine Sprache, die mir eines Staatsmannes unwürdig zu sein scheint. Die Menschen können mehr oder weniger nützlich sein; können so oder anders beschäftiget, die Glückseligkeit ihrer Nebenmenschen und ihre eigene mehr oder weniger befördern. Aber kein Staat kann die geringsten, nutzlos scheinendsten seiner Bewohner ohne empfindlichen Nachtheil entbehren, und einer weisen Regierung ist kein Bettler zu viel, kein Krüppel völlig unbrauchbar. Herr Dohm hat zwar im Eingange seiner Schrift versucht, den Punkt festzusetzen, den die Volksmenge in einem Lande nicht überschreiten darf, ohne das Land zu überfüllen, und schädlich zu werden. Mich dünkt aber, daß ein Gesetzge-

ber unter keinerlei Bedingung hierauf im mindesten Rücksicht zu nehmen habe; sicherlich gereicht jede Anstalt, die man dem Anwachs der Menschenmenge entgegensetzt, jede Maßregel, die man ergreift, der Vermehrung Einhalt zu thun, der Kultur der Einwohner, der Bestimmung der Menschen und ihrer Glückseligkeit zu weit größerem Nachtheile, als die zu besorgende Ueberfüllung. Man verlasse sich hierin auf die weise Einrichtung der Natur. Man lasse ihr ihren Lauf und lege ihr durch unzeitige Geschäftigkeit nur keine Hindernisse in den Weg. Die Menschen eilen dahin, wo sie ihr Auskommen finden; die Bevölkerung nimmt zu, so lange das Genie neue Erwerbungsmittel entdecken kann. Sobald die Quellen erschöpft sind, stehen sie von selbst stille, und wenn ihr das Gefäß von der einen Seite überfüllet, so läßt es von der andern Seite den Ueberfluß von selbst auslaufen. Ja, ich getraue mir zu behaupten, daß der Fall sich nie zuträgt, und daß niemals eine Ausleerung, oder Auswanderung des Volkes geschehen, daran nicht die Gesetze oder ihre Handhabung Schuld gewesen. So oft Menschen in irgend einer Verfassung Menschen schädlich werden, liegt es bloß an den Gesetzen oder an ihren Verwesern.

In einigen neuern Schriften findet man den Einwurf wiederholt, „die Juden bringen nichts hervor. Sie sind in „ihrer jezigen Verfassung weder Landbauer noch Künstler und „Handwerker, helfen also der Natur nicht in ihrem Hervor„bringen, und geben auch ihren Produkten keine andere Form, „sondern tragen und versetzen bloß die rohen oder verbesserten „Erzeugnisse der Länder von einem Orte an den andern. Sie „sind also lediglich Verzehrer, die den Erzeugern zur Last „fallen müssen.“ Ja, ein großer sonst einsichtsvoller Kopf

hat letzthin *) laut über den Mißbrauch geklagt, daß er Hervorbringer so viele Zwischenhände zu versorgen, so viele unnütze Mäuler zu ernähren habe. Der gesunde Menschenverstand, meint er, lehre schon, daß die Produkte der Natur und der Kunst vertheuert werden müssen, je mehr Zwischenkäufe dazu kommen, die solche nicht vermehren, und doch erhalten werden, also an denselben Antheil nehmen wollen. Er ertheilet also den Staaten den Rath und die wohlmeinende Warnung, entweder die Juden nicht zu dulden, oder ihnen Landbau und Handwerke zu erlauben.

Das Resultat mag herzlich gut gemeint sein; aber die Gründe sind schwach, die dem Verf. so einleuchtend und unwiderlegbar scheinen. Was heißt denn nach seinen Begriffen eigentlich Hervorbringer und Verzehrer? Wenn nur derjenige hervorbringet, der etwas Greifbares erzeugen hilft, oder durch seiner Hände Arbeit verbessert, so besteht ja der weit wichtigste und größte Theil des Staats aus bloßen Verzehrern. Der ganze Lehr- und Wehrstand bringt nach diesen Grundsätzen nichts hervor; wenn nicht etwa die Bücher, die von jenem geschrieben werden, eine Ausnahme machen. Beim Nährstande selbst sind zuvörderst Kaufleute, Lastträger, Land- und Wasserfahrer abzurechnen, und am Ende wird die Klasse der sogenannten Hervorbringer größtentheils aus Ackerknechten und Handwerksgesellen bestehen; denn die Landeigenthümer und Meister pflegen selten mehr selbst Hand ans Werk zu legen. Sonach bestände der Staat, außer jenem zwar achtungswerthen, aber doch geringern Theile des Volks, aus Leuten, die durch ihrer Hände Arbeit die Produkte der Natur weder beför-

*) In den Ephemeriden der Menschheit.

dern noch vervollkommenen, also aus bloßen Verzehrern, und wie? also auch unnützen Mäulern, die dem Hervorbringer zur Last werden?

Hier fällt die Ungereimtheit in die Augen, und da die Folgerung richtig ist, so muß der Fehler in den Vordersätzen liegen. Und so ist es auch. Nicht bloß machen, sondern auch thun heißt hervorbringen. Nicht nur wer mit Händen arbeitet, sondern überhaupt, wer nur etwas thut, befördert, veranlasset, erleichtert, das seinen Nebenmenschen zum Nutzen oder Vergnügen gereichen kann, verdient den Namen des Hervorbringers, und er verdient ihn zuweilen um desto mehr, je weniger Bewegung ihr an seinen Extremitäten gewahr werdet. Mancher Kaufmann, der an seinem Pulte Spekulationen macht, oder auf seinem Ruhesessel Pläne entwirft, bringt im Grunde mehr hervor als der Arbeiter und Handwerksmann, der das mehreste Geräusch macht. Der Kriegsmann bringt hervor, denn er verschafft dem Staate Ruhe und Sicherheit. Der Gelehrte bringt hervor, zwar selten etwas, das in die Sinne fällt, aber doch Güter, die wenigstens eben so schätzbar sind; guter Rath, Unterricht, Zeitvertreib und Vergnügen. Nur in der Anwandelung einer übeln Laune kann einem weisen Manne, wie Rousseau, der Einfall entfahren, daß der Biscuitbäcker zu Paris mehr hervorbringe, als die Akademie der Wissenschaften. Zur Glückseligkeit des Staats, so wie der einzelnen Menschen gehören mancherlei sinnliche und übersinnliche Dinge, körperliche und geistige Güter, und wer zu deren Hervorbringung oder Vervollkommenung auf irgend eine mehr oder weniger entfernte, mittelbare oder unmittelbare Weise etwas beiträgt, der ist kein bloßer Verzehrer zu nennen; der ißt sein Brod nicht umsonst, sondern hat dafür hervorgebracht.

Ich sollte glauben, dieses leuchte viel mehr dem gesunden Menschenverstande ein, und was insbesondere die Zwischenhände und ihr Verhältniß zum Hervorbringen und zum Verzehren betrifft, so getraue ich mir zu behaupten, daß sie für beide, für den Erzeuger sowohl als für den Verzehrer, nicht nachtheilig, sondern, wenn der Mißbrauch verhindert wird, höchst nützlich und fast unentbehrlich sind; ja, daß durch ihre Vermittelung die Produkte brauchbarer, gemeinnütziger und auch wohlfeiler werden, und der Produzent dennoch mehr gewinne, und also in den Stand gesetzt werde, ohne übermäßige Anstrengung seiner Kräfte bequemer und besser zu leben. Man stelle sich einen Arbeiter vor, der die rohe Materie zu seiner Kunstarbeit selbst von dem Landmanne abholen, und nachdem er sie veredelt hat, selbst dem Verzehrer zuführen muß; der dafür zu sorgen hat, daß er jene zu gewisser Zeit in hinlänglicher Menge anschaffe, und diese, so oft sein Bedürfniß es erfordert, an denjenigen Mann bringe, der sie zu eben der Zeit braucht, und ihm abzunehmen veranlaßt wird. Man vergleiche mit ihm den Arbeiter, dem der Zwischenhändler die rohe Materie in das Haus bringt, nach Maßgabe seines Bedürfnisses und seiner Umstände verkauft, vertauscht oder auf Glauben darreicht; der ihm die verbesserten Produkte abnimmt, und es seine Mühe und Sorge sein läßt, solche dem Verzehrer wiederum zur bequemen Zeit zuzuführen. Wie viel Zeit und Kräfte erspart dieser nicht, die er seiner Kunst widmen kann, jener hingegen durch unnützes Herumreisen und Herumtrödeln und tausend Abhaltungen und Zerstreuungen, zu denen er genöthigt oder verführt wird, verschwenden muß! Wird dieser nicht ungleich mehr arbeiten, also mit eben der Anstrengung mehr hervorbringen, und also bessere Preise bewilligen und dennoch bequemer

leben können? Wird nicht dadurch die wahre Industrie befördert, und verdient der Zwischenhändler noch ein nutzloser Verzehrer genannt zu werden? — Diese Gründe für den Zwischenhändler im Kleinen sind noch weit einleuchtender, wenn sie auf die Zwischenhand im Großen, auf den eigentlichen Kaufmann, der die Produkte der Natur und des Fleißes von Land in Land, Weltgegend in Weltgegend verführt und versetzt, angewendet werden. Dieser ist ein wahrer Wohlthäter des Staats, des menschlichen Geschlechts überhaupt, und also nichts weniger als ein unnützes Maul, das von dem Hervorbringer umsonst unterhalten werden muß.

Ich habe vorausgesetzt, daß der Mißbrauch verhindert werde. Dieser besteht hauptsächlich darin, daß gewinnsüchtige Zwischenhändler das Schicksal der Erzeuger in ihre Gewalt zu bringen wissen; daß sie suchen, Herren und Meister über die Preise der Waaren zu werden, solche in den Händen der ersten Besitzer herabzusetzen, und in den ihrigen in die Höhe zu bringen. Dieses sind große Uebel, die den Fleiß des Hervorbringers, so wie den Muth des Verzehrers zu Boden drücken, und denen durch Gesetze und Polizei entgegen gearbeitet werden muß. Zwar nicht geradezu durch Verbot, Ausschließung oder Hemmung, am wenigsten durch bewilligten oder begünstigten Allein- oder Verkauf. Dergleichen Vorkehrungen befördern entweder die Uebel noch, die man durch sie abzuwenden sucht, oder bringen welche hervor, die noch schädlicher sind. Man suche vielmehr alle Einschränkungen, so viel sich thun läßt, zu vermindern, die Monopolien, Vor- und Ausschließungsrechte aufzuheben, dem geringsten Aufkäufer mit dem größten Handlungshause gleiche Rechte und Freiheit zukommen zu lassen, mit einem Worte, die Konkurrenz unter den Zwischenhändlern

auf alle Weise zu befördern, einen Wetteifer zwischen ihnen zu erregen, wodurch der Preis der Dinge im Gleichgewichte erhalten, der Kunstfleiß von der einen Seite aufgemuntert, und von der andern Seite jeder Verzehrer in den Stand gesetzt wird, den Fleiß seiner Nebenmenschen ohne übermäßige Anstrengung zu genießen. Der Verzehrer kann ohne Ueppigkeit bequem leben, und der Künstler findet dennoch sein anständiges Auskommen. Nur durch Konkurrenz, unbeschränkte Freiheit und Gleichheit in den Rechten des Kaufs und Verkaufs sind diese Endzwecke zu erreichen, und sonach ist der gemeinste Trödler und Aufkäufer, der geringste herumwandernde Jude, der den rohen Stoff von dem Landmanne zum Künstler, oder den bearbeiteten von diesem zu jenem bringt, zur Aufnahme des Landbaues, der Künste, Manufakturen und Handlung überhaupt von sehr beträchtlichem Nutzen. Zum Vortheile des Landmannes erhält er den rohen Stoff in seinem Werthe, und zum Nutzen des Künstlers, so wie zur Aufnahme der Kunst sucht er die Produkte der Industrie in alle Winkel zu verbreiten, die Bequemlichkeiten des menschlichen Lebens brauchbarer und allgemeiner zu machen. Der geringste Handelsjude ist in dieser Betrachtung kein bloßer Verzehrer, sondern ein nützlicher Einwohner (ich darf nicht sagen, Bürger) des Staats, ein wirklicher Hervorbringer.

Man sage nicht, ich sei ein partheiischer Sachwalter meiner Glaubensbrüder, und suche alles zu vergrößern, was zu ihrem Vortheile oder zu ihrer Empfehlung gereichen kann. Ich berufe mich abermals auf Holland, und auf welches Land könnte man sich, wenn von Handlung und Industrie die Rede ist, füglicher berufen? Bloß durch Konkurrenz und Wetteifer, durch uneingeschränkte Freiheit und Gleichheit der Rechte aller

Käufer und Verkäufer, weß Standes, Ansehens oder Glaubens sie auch sein mögen, bloß durch diese unschätzbaren Vorzüge haben daselbst alle Dinge ihren Werth, der zwischen Käufer und Verkäufer nur um ein mäßiges unterschieden ist. Beide werden durch Mitwerber und Konkurrenten auf ein Verhältniß gestimmt, das ihnen zum gegenseitigen Vortheile gereicht. Ihr könnet nirgends so gut und so bequem, zu allen Zeiten des Jahres und des Tages, mit geringem Verluste alles kaufen und alles verkaufen, als in Amsterdam.

Ueber Verstattung der Autonomie und deren Verwaltung, davon Hr. Dohm S. 125 u. f. seiner Schrift redet, habe ich noch einige Anmerkungen zu machen, die man mir hieher zu setzen erlaube. Autonomie, die einer Kolonie verstattet werden soll, erstreckt sich entweder auf Civil-Sachen, oder geht die Religion und kirchliche Dinge an. Jene betreffen bloß das Mein und Dein unter den Gliedern der Kolonie. Hier kömmt Alles auf Verträge an. Die Rechte des Eigenthums, und was davon abhängt, sind veräußerliche Rechte, können durch freiwilligen Entschluß und Verabredung Andern abgetreten und zugeeignet werden, und sobald dieses unter erfoderlichen Bedingungen geschehen, so werden sie zum Eigenthume desjenigen, dem sie übertragen sind, und können ihm ohne Ungerechtigkeit nicht entzogen werden. Hier kann man es allerdings auf das Uebereinkommen und die Verträge der Kolonie unter sich ankommen lassen. Hält sie es für einen Vorzug, die Streitsachen ihrer Glieder unter sich nach eigenen Gesetzen und Rechtsregeln entscheiden zu lassen, so kann ihr von Seiten der Regierung, offenbar ohne Schaden, nachgesehen werden. Da nun die Juden, wie Hr. Dohm gar richtig bemerkt, sowohl die schriftlichen Gesetze Mosis, welche sich auf Judäa und die

ehemalige gerichtliche und gottesdienstliche Verfassung beziehen, als die durch mündliche Ueberlieferung erhaltenen, oder durch richtige Argumentation herausgebrachten Folgerungen, Erklärungen und Auslegungen derselben für göttliche Gebote halten, so kann ihnen vergönnt werden, ihre Glieder unter sich durch freiwillige Verträge zu verbinden, ihre Händel nach eigenen Gesetzen und Rechten auseinandersetzen und entscheiden zu lassen.

„Soll Entscheidung von jüdischen oder christlichen Rich„tern geschehen?" Ich antworte: von obrigkeitlichen Richtern. Gleichviel, ob sie der jüdischen, oder einer anderen Religion anhängen. Sobald die Glieder des Staats, welchen Meinungen in Religionssachen sie auch zugethan sind, gleiche Rechte der Menschheit genießen, so kann auf diesen Unterschied nichts ankommen. Der Richter soll ein gewissenhafter Mann sein, und die Rechte verstehen, nach welchen er seinen Nebenmenschen Recht sprechen soll. Denke er in Religionssachen, nach welcher Lehrmeinung er für gut findet; wenn ihn die Obrigkeit zum Richteramte tüchtig findet, und einsetzt, so müssen seine Rechtssprüche gültig sein. Trauen wir doch unsere Gesundheit, unser Leben einem Arzte an, ohne auf den Unterschied der Religion zu sehen; warum nicht auch unser Vermögen einem Richter? Der gewissenhafte Arzt, dem seine Kunst werth ist, wird einen Verbrecher, der morgen hingerichtet werden soll, heute nach allen Regeln seiner Kunst behandeln und von einem Uebel zu befreien suchen. Eben also wird der Richter, wenn er ein Mensch ist, seinen Nebenmenschen in Absicht auf die Güter dieses Lebens Gerechtigkeit angedeihen lassen, sie mögen, seinen Grundsätzen nach, in jener Zukunft verdammt oder selig sein. Der angeführte Göttingische Rezensent meint zwar, die Juden würden zu keinem christlichen Richter das Zutrauen ha-

ben, daß er ihre Gesetze verstehe. Hr. Dohm hat aber das Zeugniß gelehrter Christen für sich und in Händen, die das Gegentheil nicht bloß vermuthen, sondern öfters erfahren zu haben versichern. Und wenn irgend ein Mißtrauen dieser Art obgewaltet hätte, wäre es denn nicht natürlich gewesen, da sich bisher die Gelehrten unter den Christen wenig um unsere Rechtslehren bekümmert haben?

Wie aber in kirchlichen Sachen, in Sachen, die die Religion der Kolonie angehen? Wie weit sollen sich die Rechte jeder Kolonie, unter Juden insbesondere, über ihre Glieder in Glaubenssachen erstrecken? Welche Macht darf sie anwenden, welche Gewalt ausüben, sie zur Einigkeit und Reinigkeit in Absicht auf Lehre und Leben zu zwingen? Wie weit darf sie ihren kirchlichen Arm ausstrecken, die Unwilligen zu züchtigen, oder auszustoßen, und die Irrenden oder Abweichenden in das Gleis zurück zu ziehen?

Kirchliche Rechte, kirchliche Gewalt und Macht! — Ich muß gestehen, daß ich mir von diesen Redensarten keinen deutlichen Begriff machen kann, und mein Adelung will mich keines Besseren belehren; ich weiß von keinem Rechte auf Personen und Dinge, das mit Lehrmeinungen zusammenhänge, und auf denselben beruhe, das die Menschen erlangen, wenn sie in Absicht auf ewige Wahrheiten gewissen Sätzen beistimmen, und verlieren, wenn sie nicht einstimmen können oder wollen. Am wenigsten weiß ich von Recht und Gewalt über Meinungen, die die Religion ertheilen und der Kirche zukommen sollen. Die wahre, göttliche Religion maßt sich keine Gewalt über Meinungen und Urtheile an, giebt und nimmt keinen Anspruch auf irdische Güter, kein Recht auf Genuß, Besitz und Eigenthum, kennt keine andere Macht, als die Macht durch Gründe

zu gewinnen, zu überzeugen, und durch Ueberzeugung glückselig zu machen. Die wahre, göttliche Religion bedarf weder Arme noch Finger zu ihrem Gebrauche; sie ist lauter Geist und Herz.

Recht heißt die Befugniß etwas zu thun, oder zu lassen; das sittliche Vermögen zu handeln. Eine freiwillige Handlung nemlich ist gerecht und sittlich, wenn sie mit den Regeln der Weisheit und Güte übereinstimmt, und dasjenige, woraus diese Uebereinstimmung erkannt wird, heißt ein Recht; ein möglicher Gebrauch unserer Kräfte, ein möglicher Genuß der Dinge, eine mögliche Aeußerung unserer freiwilligen Thätigkeit, die der weisen Gütigkeit nicht widerspricht. Ich mag den Begriff wenden, von welcher Seite ich will, ich finde keinen Uebergang zu Lehrmeinung und Urtheil und Absicht auf ewige Wahrheiten. Wie kann mein Beistimmen oder Nichtbeistimmen in allgemeine Sätze und Lehren diese Befugniß erweitern oder einschränken, mir auf Personen und Dinge, und deren Gebrauch und Genuß eine sittliche Gewalt verschaffen oder nehmen? Wie entspringt aus meiner Meinung, aus dem Inbegriffe aller Meinungen zusammengenommen, ein **modus acquirendi**, eine Befugniß mehr, uns gewisse Dinge als Mittel zu unserer Glückseligkeit zu eigen zu machen, und uns ihrer nach Willkühr zu bedienen? Was für Merkmale haben diese disparate Dinge, Recht und Meinung, gemeinschaftlich, daß sie je sollten in einem Satze zusammen kommen und verbunden werden können? Sollten aber die Gesetze der Natur und Vernunft ein Recht einräumen, das sich auf das Annehmen, oder Verwerfen einer Meinung gründet, so müssen unumgänglich diese beiden Begriffe in einem Satze verbunden, und aus dem Beifalle, den ich einer Lehre gebe oder verweigere, begreif-

lich gemacht werden können, warum mir diese oder jene Aeußerung meiner Thätigkeit zukomme, oder nicht zukomme; warum mir ein gewisser Gebrauch und Genuß der Güter dieser Welt nach den ewigen Gesetzen der Weisheit und der Güte vergönnt, oder nicht vergönnt sei. Ich muß gestehen, daß ich die Möglichkeit dieser Verbindung nicht einsehe.

Vielleicht aber können die Menschen durch positive Gesetze und Verträge eine solche Verbindung möglich machen, durch ausdrückliches oder stillschweigendes Uebereinkommen sich einander Rechte zueignen, die auf Lehre und Meinung beruhen sollen? Wenn auch der Stand der Natur hievon nichts wissen sollte, vielleicht kann der Stand der Geselligkeit, der gesellschaftliche Vertrag eine solche Einrichtung treffen, oder getroffen haben? Die Verträge haben ja so manches in der menschlichen Natur, in dem Systeme ihrer Pflichten und Rechte verändert, warum nicht auch Rechte erzeugt, die im Stande der Natur nicht anzutreffen gewesen?

Mit Nichten, sollte ich denken. So wenig die Kultur eine Frucht erzielen kann, wozu die Natur nicht den Keim hergegeben; so wenig die Kunst durch Ueben und Gewöhnen eine willkührliche Bewegung hervorbringen kann, wo die Natur keine Muskeln hingelegt; eben so wenig können alle Verträge und Verabredungen unter den Menschen ein Recht erschaffen, davon der Grund nicht im Stande der Natur anzutreffen sein sollte. Durch Verträge können bloß unvollkommene Rechte in vollkommene, unbestimmte Pflichten in bestimmte verwandelt werden. Was ich dem menschlichen Geschlechte überhaupt zu leisten schuldig bin, kann durch einen Vertrag auf eine gewisse Person eingeschränkt und eben dadurch eine unbestimmte Pflicht

gegen die Menschheit in eine bestimmte, äußere Pflicht gegen diese Person umgeschaffen werden. Eben diese Person, die vorhin nur ein unvollkommenes Recht hatte, von dem menschlichen Geschlechte oder von der Natur überhaupt einen gewissen Beitrag zu ihrer Glückseligkeit zu erwarten, erlangt durch den Vertrag ein vollkommenes, äußeres Recht, diesen Beitrag von mir, oder meinen Sachen zu fordern und zu erzwingen. Da im Stande der Natur alle positive Pflichten der Menschen gegen einander, alle Verbindlichkeiten zu thun und zu lassen, bloß unvollkommene Pflichten und Verbindlichkeiten sind, so können und müssen im Stande der Geselligkeit viele derselben bestimmt, näher eingeschränkt und in vollkommene verwandelt werden. Wo aber ohne Vertrag sich weder Pflicht noch Recht denken läßt, da sind alle Verträge der Menschen und ihre Abkommnisse leerer Schall und Ton, Worte in den Wind gesprochen, wie man zu sagen pflegt, ohne Kraft und Wirkung. Ich sehe also nicht ab, wie der Gesellschaft der Menschen das Vermögen zukommen könne, Vorrechte mit Meinungen zu verbinden, das die Natur so sehr verkennt.

Und nun vollends ein Recht über Meinungen, über die Urtheile unserer Nebenmenschen in Absicht auf ewige, nothwendige Wahrheiten; welcher Mensch, welche Gesellschaft von Menschen darf sich dieses anmaßen? Da sie nicht unmittelbar von unserm Willen abhängen; so kömmt uns selbst kein anderes Recht zu, als das Recht sie zu untersuchen, der strengen Prüfung der Vernunft zu unterwerfen, ohne ihre Einstimmung, unser Urtheil zu verschieben u. s. w.

Aber dieses Recht ist untrennbar von der Person, kann der Natur der Sache nach eben so wenig entfremdet, ver-

äußert und auf Andere übertragen werden, als das Recht, unsern Hunger zu stillen, oder freien Odem zu ziehen. Verträge hierüber sind ungereimt, der Natur und dem Wesen des **Pacti** zuwider, und also ohne Erfolg und Wirkung. Wir können uns durch Verträge verbindlich machen, gewisse freiwillige Handlungen nicht von unserm eigenen Urtheile und Gutachten abhängen zu lassen, sondern dem Gutachten eines Andern zu unterwerfen, und also auf unser eigenes Urtheil Verzicht zu thun, in soweit es in Handlungen übergehen, und Einfluß haben kann; aber unser Urtheil selbst ist ein untrennbares, unbewegliches, und also unveräußerliches Eigenthum. Auf diesen Unterschied, so fein er auch scheint, kömmt hier Alles an, wenn man nicht die Begriffe verwirren, und in ungereimte Folgen und Widersprüche verwickelt werden will. Ein anderes ist es, Verzicht auf seine Meinung in Absicht auf Handlung; ein anderes, Verzicht auf seine Meinung selbst. Die Handlung steht unmittelbar in unserer Willkühr; so nicht die Meinung.

Also hat die mütterliche Nation selbst keine Befugniß, mit einer ihr gefälligen Lehrmeinung den Genuß irgend eines irdischen Guts oder Vorzugs zu verbinden, das Annehmen oder Verwerfen derselben zu belohnen, oder zu bestrafen, und was sie selbst nicht hat, wie sollte sie es der Kolonie einräumen und gewähren können?

Ich begreife kaum, wie ein so einsichtsvoller Schriftsteller, wie Hr. Dohm S. 124. hat sagen können: „So wie jede „kirchliche Gesellschaft, müßte auch die jüdische das Recht „der Ausschließung auf gewisse Zeiten oder immer haben, und im „Falle einer Widersetzung das Erkenntniß der Rabbinen durch

„obrigkeitliche Beihülfe unterstützt werden.' — Jede Gesellschaft, dünkt mich, hat das Recht der Ausschließung, nur keine kirchliche; denn es ist ihrem Endzwecke schnurstracks zuwider. Die Absicht derselben ist gemeinschaftliche Erbauung, Theilnehmung an der Ergießung des Herzens, mit welchem wir unsere Danksagung gegen die Wohlthaten Gottes und unser kindliches Vertrauen auf die Allgütigkeit desselben zu erkennen geben. Mit welchem Herzen wollen wir einem Dissidenten, Andersdenkenden, Irrdenkenden oder Abweichenden den Zutritt verweigern, die Freiheit versagen, an dieser Erbauung Antheil zu nehmen? Wider Unruhemachen und Stören sind Gesetze und Polizei. Dieser Unordnung muß und kann durch den weltlichen Arm gesteuert werden; aber ein stiller und ruhiger Zutritt zur Versammlung muß dem Verbrecher selbst nicht verwehrt werden, wenn wir ihm nicht geflissentlich alle Wege zur Rückkehr versperren wollen. Das Andachtshaus der Vernunft bedarf keiner verschlossenen Thüren. Sie hat von innen nichts zu verwahren, und von außen Niemandem den Eingang zu verhindern. Wer einen ruhigen Zuschauer abgeben, oder Antheil nehmen will, der ist dem Gottseligen in der Stunde seiner Erbauung höchst willkommen.

Herr Dohm hat vielleicht bei dieser Gelegenheit mehr die Dinge genommen, wie sie liegen, als wie sie liegen sollten. Die Menschen scheinen sich vereinigt zu haben, die äußerliche Form des Gottesdienstes, die Kirche, als eine moralische Person zu betrachten, die ihre eigenen Rechte und Pflichten hat, und ihr mehr oder weniger Gewalt einzuräumen, auf ihre Rechte zu halten, und sie durch äußerlichen Zwang geltend zu machen. Man findet es nicht widersinnig, Eine dieser Personen in jedem Staate die herrschende zu nennen, die ihre

Bayerische Staatsbibliothek München

Schwestern nach ihrer Laune behandelt, bald sich der ihr anvertrauten Gewalt bedient, sie zu drücken, bald großmüthig genug ist, sie zu dulden, und ihr von ihren Vorrechten, von ihren Ansprüchen und von ihrer Gewalt so viel einzuräumen, als sie gut findet. Da nun Bann- und Ausschließungsfreiheit allezeit das erste Recht ist, mit welchem die herrschende Religion die geduldete belehnt; so foderte Herr Dohm für die jüdische Religion dasselbe Recht, das man allen andern religiösen Gesellschaften zugesteht. So lange diese noch das Recht der Ausschließung haben, hielt er es für eine Inkonsequenz, wenn man die jüdische hierin mehr einschränken wollte. Wenn aber, wie es mir ausgemacht scheint, gottesdienstliche Rechte auf irdische Dinge, gottesdienstliche Macht und gottesdienstliches Zwangrecht Worte ohne Begriff sind, und Ausschließung überhaupt ungottesdienstlich zu nennen ist, so lasset uns lieber inkonsequent bleiben, als Mißbräuche häufen.

Ich finde, daß die weisesten unserer Vorfahren auf keine Ausschließung von gottesdienstlichen Uebungen Anspruch gemacht haben.

Als König Salomo den Bau des Tempels vollendet hatte, schloß er in seinem erhabenen Einweihungsgebete auch den Ausländer, also zu seiner Zeit den Götzendiener mit ein, breitete seine Hände gen Himmel und flehete: „Wenn auch „ein Fremder, der nicht deines Volkes Israel ist, kommt aus „fernem Lande, um deines Namens willen, (denn sie werden „hören von deinem großen Namen, und von deiner mächtigen „Hand, und von deinem ausgereckten Arme) und kommt, daß „er bete vor diesem Hause; so wollest du hören im Himmel, „im Sitz deiner Wohnung, und thun alles, darum der Fremde

„dich anruft; auf daß alle Völker auf Erden deinen Namen „erkennen, daß sie auch dich fürchten, wie dein Volk Israel *). So haben auch unsere Rabbinen vorgeschrieben, von Götzendienern freiwillige Opfer und Gelübde im Tempel anzunehmen, von der Nation selbst keinen Verbrecher, der nicht der Religion völlig entsagt hat, mit seinem Opfer abzuweisen, damit er Gelegenheit und Anlaß zur Besserung finde **). So dachte man zu einer Zeit, als man etwas mehr Recht und Autorität hatte, in gottesdienstlichen Sachen ausschließend zu sein, und wir wollen uns nicht entblöden, Dissidenten aus unsern kaum geduldeten kirchlichen Versammlungen auszuschließen?

Ich schweige von der Gefahr, die mit dem Anvertrauen eines solchen Ausschließungsrechts verknüpft, von dem Mißbrauche, der bei einem solchen Bannrechte, so wie bei jeder Kirchenzucht und Kirchenmacht unvermeidlich ist. Ach! das menschliche Geschlecht wird sich noch in Jahrhunderten nicht von den Geiselschlägen erholen, die ihm diese Ungeheuer beigebracht haben! Ich sehe keine Möglichkeit, den falschen Religionseifer im Zügel zu halten, sobald er diesen Weg vor sich offen findet; denn am Sporne wird es ihm niemals fehlen. Herr Dohm glaubt uns wider allen Mißbrauch dieser Art sattsam zu schützen, indem er voraussetzt, das der Kolonie anvertraute Bannrecht müsse „nie über irgend eine religiöse „Gesellschaft hinausgehen, und in der politischen durchaus keine „Wirkung haben, da das ausgestoßene Glied jeder Kirche ein „sehr nützlicher und geachteter Bürger sein könnte. Ein

*) 1 Buch der Könige Kap. 8, v. 41 u. f.

**) Chullin Bl. 5. S. 1.

„Grundsatz des allgemeinen Kirchenrechts, setzt Herr Dohm „hinzu, der in unsern Zeiten nicht mehr bezweifelt werden „sollte." *)

Wenn aber das sogenannte allgemeine Kirchenrecht, wie ich herzlich gern zugebe, den wichtigen Grundsatz endlich einmal anerkennt, daß ein ausgestoßenes Glied jeder Kirche ein sehr nützlicher und geachteter Bürger sein könnte, so ist dem Uebel durch dieses schwache Verwahrungsmittel bei weitem nicht abgeholfen; denn für's erste will dieser sehr nützliche und geachtete Bürger, der vielleicht auch sehr viel innere Religion hat, doch auch nicht gern von allen gottesdienstlichen Versammlungen und Religionsübungen ausgeschlossen, nicht gern ohne äußerliche Religion sein. Hat er nun das Unglück, von der Gemeinde, zu welcher er gehört, für dissidentisch gehalten zu werden, und sein Gewissen verbietet ihm, einer andern im Staate herrschenden oder geduldeten Religionsparthei beizutreten; so ist der nützliche und geachtete Bürger ja höchst unglücklich, wenn seiner Gemeinde erlaubt wird, ihn auszustoßen, und er bei ihren gottesdienstlichen Versammlungen verschlossene Thüren findet. Und nach diesem Grundsatze würde er sie vielleicht allenthalben finden; denn jede kirchliche Gemeinde würde ihn vielleicht mit gleichem Rechte abweisen. Wie kann aber der Staat zulassen, daß irgend einer seiner nützlichen und geachteten Bürger durch die Gesetze unglücklich werde? — Zweitens, welche kirchliche Ausschließung, welcher Bann ist ohne alle bürgerliche Folgen, ohne allen Einfluß auf die bürgerliche Achtung, wenigstens auf den guten Leumund des Ausgestoßenen und das Zutrauen bei seinen Mitbürgern, ohne

*) S. 124.

welches doch Niemand seines Berufs warten, und dem Staate nützlich sein kann? Da die Gränzlinien dieser feinen Unterscheidung des Bürgerlichen und Kirchlichen dem scharfsichtigsten Auge kaum bemerkbar sind, so ist es eine wahre Unmöglichkeit, sie in irgend einem Staate so fest und so scharf zu zeichnen, daß sie jedem Bürger in die Augen fallen, und im gemeinen bürgerlichen Leben die gewünschte Wirkung thun mögen. Sie werden immer unsicher und schwankend bleiben, und sehr oft die Unschuld selbst dem Stachel der Verfolgung und des blinden Religionseifers bloßstellen.

Kirchenzucht einführen, und die bürgerliche Glückseligkeit ungekränkt erhalten, scheint mir ein Problem zu sein, das in der Politik noch aufgelöset werden soll. Es ist der Bescheid des allerhöchsten Richters an den Ankläger: Er sei in deiner Hand, doch schone seines Lebens! Zerbrich das Faß, wie die Ausleger hinzuthun, und laß den Wein nicht auslaufen!

Ich will nicht untersuchen, in wie weit die Klagen gegründet oder ungegründet sein mögen, die kürzlich über Mißbräuche dieser Art, welche sich ein berühmter Rabbiner erlaubt haben soll, öffentlich geführt worden sind. Da der Bericht einseitig ist, so will ich gern glauben, daß mancher Umstand übertrieben, die Schuld des Angeklagten von der einen Seite verringert, so wie von der andern Seite die Härte des Verfahrens geflissentlich vergrößert worden sei. Die Sache ist, wie verlautet, vor die Landesobrigkeit gebracht worden. Diese wird untersuchen, und Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Sie mag indessen ausfallen, wie sie wolle, so wünschte ich, daß der wahre Verlauf derselben, wie er aus den Akten erhellt zur Beschämung des allzuraschen Richters, oder seines öffent-

lichen Anklägers bekannt gemacht werde. Das Publikum hat die Anklage vernommen. Es höre auch Vertheidigung und Urtheil!

Dem sei aber wie ihm wolle, noch ist es mit der Bruderliebe unter den Menschen nicht dahin gekommen, daß wir bei Einführung einer Kirchenzucht so ganz über alle Furcht und Besorgnisse dieser Art hinweg sein könnten. Noch ist keine Geistlichkeit so aufgeklärt, daß ihr ein solches Recht, wenn es eines giebt, ohne Gefahr anvertraut werden könnte. Ja, je aufgeklärter sie ist, desto weniger wird sie sich selbst hierin trauen, und ein Rachschwert in die Hände nehmen, das nur der Wahnsinn sicher führen zu können glaubt. Zu den erleuchtetsten und frömmsten unter den Rabbinen und Aeltesten meiner Nation habe ich das Zutrauen, daß sie sich eines so schädlichen Vorrechts gern entäußern, auf alle Religions- und Synagogenzucht gern Verzicht thun, und ihre Mitbrüder von ihrer Seite dieselbe Liebe und Duldung genießen lassen werden, nach welcher sie selbst bisher so sehr geseufzt haben. Ach! meine Brüder! ihr habt das drückende Joch der Intoleranz bisher allzu hart gefühlt, und vielleicht eine Art von Genugthuung darin zu finden geglaubt, wenn euch die Macht eingeräumt würde, euern Untergebenen ein gleich hartes Joch aufzudrücken. Die Rache sucht ihren Gegenstand, und wenn sie Andern nichts anhaben kann, so nagt sie ihr eigenes Fleisch. Vielleicht auch ließet ihr euch durch das allgemeine Beispiel verführen. Alle Völker der Erde schienen bisher von dem Wahne bethört zu sein, daß sich Religion nur durch eiserne Macht erhalten, Lehren der Seligkeit nur durch unseliges Verfolgen ausbreiten, und wahre Begriffe von Gott, der nach unser aller Geständniß die Liebe ist, nur

durch die Wirkung des Hasses mittheilen lassen. Ihr ließet euch vielleicht verleiten, eben dasselbe zu glauben, und die Macht, zu verfolgen, war das euch wichtigste Vorrecht, das eure Verfolger euch einräumen konnten. Danket dem Gotte eurer Väter, danket dem Gotte, der die Liebe und die Barmherzigkeit selbst ist, daß jener Wahn sich nach und nach zu verlieren scheint. Die Nationen dulden und ertragen sich einander, und lassen auch gegen euch Liebe und Verschonung blicken, die unter dem Beistande desjenigen, der die Herzen der Menschen lenkt, bis zur wahren Bruderliebe anwachsen kann. O meine Brüder! folget dem Beispiele der Liebe, so wie ihr bisher dem Beispiele des Hasses gefolgt seid! Ahmet die Tugend der Nationen nach, deren Untugend ihr bisher nachahmen zu müssen geglaubt! Wollet ihr gehegt, geduldet und von Andern verschont sein, so heget und duldet und verschonet euch unter einander! Liebet, so werdet ihr geliebet werden!

Berlin, den 19. März 1782.

Moses Mendelssohn.

Unterhaltungen mit Mendelssohn.

Aus der Erinnerung niedergeschrieben von David Friedländer.

Erstes Fragment.

Der Mensch im Allgemeinen betrachtet, gebildet und ungebildet, selbst der Wilde nicht ausgenommen, verbindet zwei sich widersprechende Eigenthümlichkeiten. Er liebt die Veränderung und hängt an dem Gewohnten. — Der Mensch wird selbst behaglicher und angenehmer Empfindungen bald satt, und sehnt sich nach neuen Eindrücken, Vorstellungen und Beschäftigungen. Zu gleicher Zeit ist er ein Sklave der Gewohnheit. Es kostet ihm oft bedeutende Mühe und Anstrengung, sich von der gewöhnlichen Art zu sein, loszureißen, wenn er auch die Verbesserung seines Zustandes mit Zuversicht davon erwarten darf, und dies einsieht. — Bei intellektuellen Gegenständen äußert sich dieser Widerspruch noch deutlicher, und mit hervortretenden Modifikationen. Jeder neue Gegenstand hat, außer der Veränderung, die er gewährt, auch als Neuheit einen unendlichen Reiz für ihn: er greift danach, so oft er auch in seiner Erwartung schon betrogen worden ist. — Ein ewiger Wechsel der Anschauungen und der dadurch bewirkten Empfindungen scheint den Werth seiner Existenz zu erhöhen, das Einerlei ermüdet ihn. Zu gleicher Zeit ist es dem menschlichen Gemüthe eigenthümlich, für das Alte Achtung und Verehrung zu hegen, und diese sorgfältig zu erhalten und zu pflegen: dieses ist nicht Wirkung der Gewohnheit allein. Be-

merkungen, Beobachtungen, Warnungen, Lehren, wenn sie wahr und wichtig sind, wenn sie unsern Empfindungen zusagen, gewinnen, vernommen aus dem Munde von Männern, die uns ehrwürdig geworden, oder von ferneren Jahrhunderten, oder von fremden Völkern, einen gewissen Heiligenschein, der sie anziehend macht und unsere Aufmerksamkeit fesselt; selbst wenn sie die Neuheit, das Treffende, das Ueberraschende bereits verloren haben, hört ihre Wirkung nicht auf. Das Alterthümliche, verbunden mit dem Fremdartigen des Ausdrucks, dem oft eine kräftige Kürze zur Seite steht; das Ansehn, das der Lehrer sonst schon gewonnen hat, das Beispiel unserer Vorältern und Zeitgenossen, werfen einen besondern Glanz auf das Vernommene und machen alles ehrwürdig. Nicht selten ist die Bestätigung mit eigenen Beobachtungen, die Uebereinstimmung mit unseren jezigen Gefühlen höchst erfreulich, und sehr oft überrascht es uns, daß schon in so früher Zeit so treffende Bemerkungen gemacht sind, von denen wir glaubten, sie könnten nur die Frucht neuerer Anstrengungen und Erfahrungen sein. — Durch alles dieses zusammengenommen, gewinnen unsere Begriffe eine festere Haltung, unsere Urtheile eine größere Sicherheit, und unsere Vorsätze zu handeln verlieren ihr Schwankendes. Will man dies Vorurtheile nennen; immerhin! Wahr ist es, wir handeln in diesem Falle im Vertrauen auf fremde Aussprüche, die wir selbst nicht geprüft, von deren Richtigkeit wir uns nicht überzeugt haben: es sind vorgefaßte Urtheile, Vorurtheile. Aber der Mensch im geselligen Zustande wäre ein unglückseliges Wesen, wenn er nichts unternehmen, nichts thun und nichts lassen wollte, als bis er selbst gesehen, versucht und erwogen hätte, wenn er nichts auf Autorität, auf Treu und Glauben an-

nähme, sich nicht auf das stützen wollte, was Andere vor ihm geurtheilt haben. Es scheint, die bekannte Frage: soll man dem Volke seine Vorurtheile nehmen oder es der Täuschung überlassen? dürfte sich leicht erledigen lassen. — Sollte es hier nicht, wie in mehreren anderen Fällen, ein bloßer Wortstreit sein? Wahnbegriffe sind auch Vorurtheile, ohne Prüfung angenommen. Diese, in wiefern sie der sittlichen oder geistigen Bildung entgegen treten, sind geradezu nicht zu dulden, müssen, ohne Verschonen, mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden; aber giebt es nicht viel öfterer Fälle, wo, mit dem weisen Nathan zu reden: getäuscht zu werden uns heilsam ist? Alle Menschen setzen voraus, ihre Aeltern haben sie nicht betrügen, sondern ihre Wohlfahrt begründen wollen; alle Menschen trauen den Lehren ihrer Weisen, den Erfahrungen und Versuchen ihrer Heilkünstler, und befolgen ihre Vorschriften, bevor sie urtheilen. Sollen wir ihnen dieses Vertrauen, unter dem Vorwande: es wären Vorurtheile, nehmen? Wohin würde dieses Verfahren führen, wenn es auch überall möglich wäre? — Es scheint also, der Streit über die Nützlichkeit und Schädlichkeit der Vorurtheile lös't sich zuletzt in einen Wortstreit auf. Es versteht sich von selbst, daß keinem Menschen die Freiheit des Nachdenkens und der Selbstprüfung nicht allein nicht genommen werden darf, sondern daß es Pflicht sei, ihn in den Besitz derselben zu setzen, wenn er sie noch' nicht hat, daß es Pflicht sei, ihm die Ausübung derselben zu erleichtern, mit einem Worte, die Kultur der Denkkraft auf alle Weise zu befördern. Hingegen ist es eine eben so unerläßliche Pflicht, so lange ein Volk durch Lage der Umstände verhindert ist, selbst zu urtheilen, ihm die heilsame und ehrwürdige Meinung, die es von dem Verstande, dem guten Willen, der Würde des

Alterthums hat, zu lassen, und den auf Autorität angenommenen Grundsätzen und Wahrheiten, die offenbar zur Ruhe und Glückseligkeit führen, nichts von ihrer Wirksamkeit zu benehmen. Der Tugendfreund wird in allen sich ereignenden Fällen schon das gehörige Maß zu treffen wissen, und mit Behutsamkeit die Linie bestimmen, wo es unbedingt gut sei, dem Volke das Vertrauen zu lassen, das es auf Heiligkeit und Ehrwürdigkeit des Alterthums setzt; und wo es eben so unbedingt gut sei, Lehren und Vorschriften neuer Untersuchung und Prüfung zu unterwerfen. Bestimmtere Regeln lassen sich nicht angeben, aber offenbar ist es unrichtig, zu behaupten: alle Vorurtheile seien auszurotten, weil es Vorurtheile sind. — Mit gehöriger Vorsicht lassen sie uns also die angeborne oder die eingepflanzte Achtung für's Alterthum hegen und pflegen, damit seine Würde nie verletzt werde, und besonders, wenn uns eigene Erfahrung belehrt, daß Nachdenken und redliche Selbstprüfung unsere Hochachtung für dasselbe nicht anders als vermehren könne.

Die mit Ehrfurcht vermischte Freude, welche das Lesen und das Studium der heiligen Urkunden dem religiösen und unbefangenen Gemüthe gewährt, ist mit die Frucht der Würde, mit welcher wir sie von Jugend auf anschauen und verehren. — Der Weltling hat keine Ahnung von diesem Gefühle, so wenig als der Geizige von der Wonne der Wohlthätigkeit. — Je mehr der Mensch seine Denkkraft geübt hat, je mehr Vorkenntnisse er zu dem Studium derselben mitbringt, je heiterer sein Blick wird, je inniger wird er es gewahr, daß die Wahrheiten, welche die heiligen Urkunden enthalten, wenn sie auch von der menschlichen Vernunft allein erworben werden können, an jener Ehrwürdigkeit eine bedeutende Stütze und Kraft gewinnen. Vergebens strebt die kalte Vernunft, die Motive zum

Tugendwandel zu jener Höhe zu steigern, wie diese es vermögen. Eben weil dieses Gefühl Sache des Herzens, nicht des Verstandes ist, kann die Entstehung der Wärme, und des Feuers, die sie erlangen, nicht erklärt werden. Aber die religiöse Stimmung ist wirklich in dem Gemüthe vorhanden, dauernd, wirksam und von Folgen, die nicht bestritten werden können. — Dieses ist die würdigste Ausbeute, die das wohl verstandene Studium der heiligen Schrift zu Tage fördert. Auch bedarf sie des Reizes der Neuheit nicht; denn eben ihre Heiligkeit verbürgt ihre Unerschöpflichkeit, wie die schaffenden Kräfte der Natur, die nie altern und nie versiegen. — Auch der Greis, am Abend seines Lebens, erwärmt sich an ihrem Feuer, so oft er sie auch gelesen und wieder gelesen. Bei mehreren Theilen derselben erhellt sich sein Geist, bei andern schlägt sein Herz dankbar empor, und nicht selten füllen Thränen der Rührung seine Augen. Aber mit Unbefangenheit und Vorsicht müssen die heiligen Urkunden benutzt werden. Ihr Gebrauch, vom Volkslehrer und Menschenerzieher geleitet, kann die edelsten Folgen haben, und auch umgekehrt, wie dieses die Erfahrung hinlänglich bestätigt hat. — Soll dieses von der Vorsehung der Menschheit angezündete Licht erleuchten und erwärmen, so ist es der Lehrer heilige Pflicht, die Flamme immer mehr aufzuhellen und zu verbreiten; besonders dahin zu sehen, den Rauch und Dampf wegzuschaffen, mit welchem Wahn, unter dem Vorwande, ihr mehr Nahrung zu geben, oder Unwissenheit und Betrug aus noch verwerflicheren Ursachen nur zu häufig ihren eigenthümlichen Glanz umwölkt, und seine erwärmende Kraft gemißbraucht haben.

Will man weiter in die Tiefen der menschlichen Seele dringen, um Aufschluß über diese unnennbare mit Ehrfurcht

vermischte Freude zu erlangen, welche den heiligen Urkunden eigen ist, so findet man sie offenbar in den erhabenen Begriffen, die ihr Fundament ausmachen. Der Begriff eines allmächtigen, allweisen und allgütigen Urhebers alles Schönen und Guten, ist der Grundstein, auf dem das Ganze ruht. — An diesen reihen sich andere, dem Erdensohne nicht minder anziehende und herzerhebende Gedanken. — Fragen wir, warum seit so vielen tausend Jahren eine so unzählbare Menge von Menschen eben aus diesen heil'gen Schriften Ruhe, Trost, Glückseligkeit und nicht aus andern Quellen geschöpft haben? so ist diese Frage nicht schwer zu beantworten. Weil der Mensch in ewiger Beziehung mit der Gottheit darin erscheint, und dieser Gedanke der vorherrschende ist; weil er nur in diesen göttlichen Schriften sich als das Geschöpf einer weisen und wohlthätigen Vorsehung kennen lernt; weil dieser Gedanke ihn in seinen eignen Augen erhöht, und ihm einen ungeahneten und erfreulichen Werth ertheilt, und endlich deswegen, weil es ihm fühlbar wird, was seine Bestimmung sei, und wie gegründet seine Hoffnung auf Fortdauer mit stets wachsenden Einsichten ist. — Die unschätzbaren Fähigkeiten eines denkenden Wesens, Vernunft, Freiheit, Gefühl für Tugend und Freude an moralischen Handlungen, treten bei dem nachdenkenden Menschen aus dem Dunkel hervor, veredeln seine Gesinnungen, vergewissern ihm seine erhabene Abkunft und den ewigen Schutz der Gottheit.

Diese Ideen sind in so vielen Formen, und in so großer Fülle, in jenen Urkunden ausgestreuet, und man kann noch fragen: warum man sie die heiligen und unerschöpflichen Quellen nennt? warum alle fromme Weisen die Aufmerksamkeit auf sie hinlenken, und ihre Ergründung empfehlen? warum alle Denker dabei verweilen, alle Trostbedürftige sich daran

erlaben? — — Daher ist es auch sehr natürlich, daß alle heilige Dichter und Redner von der frühesten Zeit an darin leben und weben, daß sie von diesen Lehren begeistert sind, und sie in geflügelten Reden und Gesängen ausströmen. Was sind die erhabensten Lieder und Päanen neuerer Zeit anders als Nachhall und Echo jener Ursänger und Männer der Vorwelt?

Diese Innigkeit, dieses auflodernde Feuer, suchen wir in den Schriften anderer alten Völker vergebens. Ihnen fehlen die Lehren von einer einigen, unkörperlichen, durch die Schöpfung erkennbaren Gottheit, und die mit ihnen so untrennbar verknüpften erhabenen Begriffe. Jene berühmten, mit Recht geachteten Werke der viel jüngern Vorzeit, mögen noch so viele Vorzüge besitzen, mögen mit den schätzbarsten Zierrathen prangen, die Einbildungskraft, Kunstfertigkeit, Wohllaut gewähren, mögen noch so große Merkmale von Kenntnissen und Geschmack eines freigebildeten Volks an sich tragen, welche Frucht der Zeit und des menschlichen Strebens sind: jene erhabenen Wahrheiten, welche den Menschen die angelegentlichsten sind, weil sie Welt und Ewigkeit umfassen, ermangeln ihnen. Entweder konnten oder durften ihre Urheber diese Lehren nicht vortragen, genug sie fehlen ihnen. — Daher sind sie auch unfähig, die Gemüthserregungen zu erschaffen, die Empfindungen der Religiosität zu erregen, welche die Seele in solche Flammen setzen, wie es die Reden Moses, der andern Propheten und die Psalmen vermögen. Für solche überströmende, das Gemüth tief ergreifende Gefühle, sind die Gegenstände nicht geeignet, welche profane Schriftsteller behandeln; gegen jene bleiben sie trocken und kalt.

Offenbar aber wird die Herrlichkeit und die Würde jener Vorträge durch die Vorstellung um ein Großes erhöhet, daß

sie, abgesehen von der Ehrwürdigkeit, die das Alterthum giebt, aus dem Munde solcher hocherhabenen Männer uns zuströmen; aus dem Munde des größten Gesetzgebers und Volksführers der Vorwelt, des tapfersten Königs und des weisesten Fürsten jener Zeit; aus dem Munde der von Gott begeisterten Propheten und Weisen der vergangenen Jahrhunderte. Muß dieses nicht die Wirkung ihrer Reden und Ermahnungen ungemein verstärken und erheben? Noch mehr, es ist unleugbar und liegt in den geheimsten Falten des menschlichen Gemüths, daß selbst bei denjenigen Wahrheiten, welche nicht den Karakter der Göttlichkeit und Heiligkeit tragen, wenn sie nur von großer Wichtigkeit für das irdische und gesellschaftliche Leben sind, es nichts weniger als gleichgültig ist, von wem sie öffentlich gelehrt und verbreitet werden. Ja, gewisse Lehrsätze können so gewöhnlich, so alltäglich geworden sein, daß wir von ihrer Aufstellung gar keinen besondern Eindruck erwarten, und welche dennoch, aus dem Munde gewisser Männer vernommen, ergreifend erschüttern, und das Gemüth in eine angenehme Rührung versetzen. — Ein Beispiel wird genügen. Die Lehre: „ein Landesfürst, dem die Vorsehung die Wohlfahrt eines großen Reichs anvertraut hat, ist immer nur der erste Diener des Staats.“ Dieser Lehrsatz, so allgemein bekannt und anerkannt, mit welcher rührenden Dankbarkeit, mit welcher Verehrung vernehmen wir ihn, wenn er dem Munde des großen Friedrichs entströmt, dem Landesfürsten entströmt, der so gewissenhaft das erfüllt, was er lehrt. Und das Nemliche gilt von allen wichtigen Wahrheiten, wenn sie uns auch, wie die wohlthätige Wirksamkeit des Sonnenlichts alltäglich und gewöhnlich geworden sind. — An welchen feinen unsichtbaren Fäden hängt die Organisation unserer Seele!?

Zweites Fragment.

Vorwort.

Schüler im gewöhnlichen Sinne des Worts hat mein unsterblicher Lehrer nicht gehabt. Oeffentliche Vorlesungen hat er nie gehalten. Vor seiner Verheirathung war er Hauslehrer gewesen, und auch nachher soll er einigen Zöglingen Unterricht gegeben haben. Diese kann man aber füglich nicht Schüler eines Weisen nennen. — Im Jahre 1771, als ich ihn kennen lernte, hatte der von Lavater aufgeregte Streit bereits seine Endschaft erreicht; die allgemein gemißbilligte Auffoderung desselben war bereits zurückgenommen, Mendelssohns weises und bescheidenes Benehmen anerkannt, und sein Ruf hatte bei der großen und gelehrten Welt ungemein zugenommen; seine Religionsverwandten im Allgemeinen waren aber noch nicht dazu geeignet, Antheil daran zu nehmen. Dazu kam, daß er gern alles Aufsehen vermied; aber nach dem Ausdrucke des Talmuds, je mehr er der Berühmtheit aus dem Wege ging, je mehr folgte sie ihm auf dem Fuße, wie sein Schatten. Er sprach indessen unaufgefodert nie von diesem Vorfalle, weder mit Fremden noch mit den Jünglingen und jungen Freunden, die seinen Umgang suchten; er schien ihn gern in Vergessenheit bringen zu wollen, wahrscheinlich, weil er heftig und zerstörend auf seine ohnedies

geschwächte Gesundheit gewirkt hatte. — Als Hausvater lebte er sehr glücklich, mit dem äußern Benehmen eines Geschäftsmannes ohne alle Ansprüche auf Auszeichnung und Gelehrsamkeit. Er war Theilnehmer einer Seidenfabrik, leitete die Geschäfte mit kaufmännischen Kenntnissen, und besaß als Fabrikant einen ungemein feinen Geschmack; selbst Frauenzimmer suchten seinen Rath bei Farbenwahl und Kleidung. — An Besuchen von Fremden, besonders Reisenden von Stande, fehlte es nicht; diese, so wie einheimische Künstler und Handwerker, die sich mit ihm berathen wollten, fanden ihn im Handlungsladen. — Aber gegen Abend, vorzüglich am Sabbath und an Feiertagen, kamen junge Männer von seinen Religionsgenossen zu ihm ins Haus, und kamen mit der bestimmten Absicht, sich zu bilden und zu belehren. Auch ältere Freunde und verheirathete junge Männer, die Geschmack und Liebe zu den Wissenschaften erlangt hatten, fehlten nicht. In dieser Hinsicht kann man mit Zuversicht behaupten, daß er eine Menge Schüler hatte. Sie zerstreuten sich später in den Provinzen, in ganz Deutschland, im Oesterreichischen, in Holland, ja der Saame der bessern Kenntnisse und des reellen Wissens wurde bis nach Polen verführt, und brachte großen Segen, besonders nachdem seine Uebersetzung des Pentateuchs und der Psalmen so allgemein verbreitet und geschätzt wurde. — Er hat einen weit größeren Antheil an der Aufklärung und Bildung seiner Religionsgenossen, als man gewöhnlich glaubt, und es ist dankbare Pflicht, das Andenken davon bei seinem Volke zu erhalten. Aber außer dem Nutzen, den er für die Zukunft schaffte, wie angenehm, anziehend und lehrreich war seine Unterhaltung! — Die Erinnerung an diese genossenen Stunden muß bei seinen Freunden und Schülern unauslöschlich sein. Lange nach sei-

nem Tode gewähren sie ein unerschöpfliches, mit Rührung untermischtes Vergnügen, welches die Seltenheit der Erscheinung nicht anders als erhöhen kann. Ueberhaupt wird der Werth des Umgangs mit auserwählten Männern erst nach reifern Jahren ganz nach Verdienst gewürdigt. — Während des Genusses nimmt das Gefühl der Heiterkeit und Zufriedenheit, welche die Unterhaltung gewährt; nimmt das frohe Bewußtsein, daß man unterrichteter weggeht, als man gekommen ist, die ganze Seele in Anspruch. Mit dem Eintritt ins höhere Alter erwecken die Rückblicke in das vergangene Leben noch ganz andere Empfindungen, und dankbar ergießt sich das Herz, wenn das Bild des Urhebers lebendig hervortritt, in wollüstige Zähren. — Wie verschieden ist überhaupt die mündliche Belehrung eines hochsittlichen Weisen von der kalten Buchgelehrsamkeit, die man in einsamer Kammer erwirbt! — Ich kann mich nicht enthalten, die Gedanken unseres Lehrers mit seinen eigenen Worten ins Gedächtniß meiner Leser zurückzurufen.

„Die Ausbreitung der Schriften und Bücher," sagt er in seinem Jerusalem, — „die durch die Erfindung der Buchdru„ckerei in unsern Tagen ins Unendliche vermehrt worden sind, „hat den Menschen ganz umgeschaffen. Die große Umwäl„zung des ganzen Systems der menschlichen Erkenntnisse und „Gesinnungen, die sie hervorgebracht, hat von der einen Seite „zwar ersprießliche Folgen für die Ausbildung der Menschheit, „dafür wir der wohlthätigen Vorsehung nicht genug danken „können; indessen hat sie, wie alles Gute, das dem Menschen „hienieden werden kann, so manches Uebel nebenher zur Folge, „das zum Theil dem Mißbrauche, zum Theil auch der noth„wendigen Bedingung der Menschlichkeit zuzuschreiben ist. — „Wir lehren und unterrichten einander nur in Schriften; ar=

„beiten und erholen, erbauen und ergötzen uns durch Schreibe-
„rei. Der Prediger unterhält sich mit seiner Gemeinde, er
„liest oder deklamirt ihr eine aufgeschriebene Abhandlung vor.
„Der Lehrer auf dem Katheder liest seine geschriebenen Hefte
„ab. Alles ist todter Buchstabe; nirgends Geist der lebendi-
„gen Unterhaltung. — Wir lieben und zürnen in Briefen, zan-
„ken und vertragen uns in Briefen; unser ganzer Umgang
„ist Briefwechsel, und wenn wir zusammenkommen, so kennen
„wir keine andere Unterhaltung, als Spielen und Vorlesen.
„Daher ist es gekommen, daß der Mensch für den Menschen
„fast seinen Werth verloren hat. Der Umgang des Weisen
„wird nicht gesucht, denn wir finden seine Weisheit in Schrif-
„ten. Alles, was wir thun, ist, ihn zum Schreiben aufzu-
„muntern, wenn wir etwa glauben, daß er noch nicht genug
„hat drucken lassen. — Das graue Alter hat seine Ehrwür-
„digkeit verloren, denn der unbärtige Jüngling weiß mehr
„aus Büchern, als jener aus Erfahrung. — Wohlverstanden
„oder übelverstanden, darauf kommt es nicht an; genug er
„weiß es, trägt es auf den Lippen, und kann es dreister an
„den Mann bringen als der ehrliche Greis, dem vielleicht mehr
„die Begriffe als die Worte zu Gebote stehen. Wir begreifen
„nicht mehr, wie der Prophet es hat für ein so erschreckliches
„Uebel halten können, daß der Jüngling sich erhebe über
„den Greis; oder wie jener Grieche dem Staate habe den
„Untergang prophezeihen können, weil in einer öffentlichen
„Versammlung sich eine muthwillige Jugend über einen Alten
„lustig gemacht hatte. — Wir brauchen des erfahrenen Man-
„nes nicht, wir brauchen nur seine Schriften, — mit einem
„Worte, wir sind literati, Buchstaben-Menschen. Von
„Buchstaben hängt unser ganzes Wesen ab, und wir können kaum

„begreifen, wie ein Erdensohn sich bilden und vervollkommnen „kann ohne Buch.“ —

Goldene, beherzigungswürdige Worte! Mögen wir sie noch lange, noch oft — nicht lesen und verstehen, sondern empfinden und zu Herzen nehmen! Kehren wir zu Mendelssohns Unterhaltung zurück. —

Unter seinen Religionsgenossen war damals die sogenannte Lektüre noch nicht ausgebreitet, und reelle Gelehrsamkeit noch seltener, aber die wahre Wißbegierde war bei mehreren jungen Männern aufgeregt. Sie strömten zu ihm, wie sonst zu einem berühmten Rabbi. Keinem Jüngling war der Zutritt verwehrt und die ächten Jünger der Weisheit konnten auf freundliche Aufnahme mit Sicherheit rechnen. Das Gespräch leitete sich von selbst ein, war leicht, ungezwungen und freimüthig. — Größtentheils betraf es Moral und Sprachkunde, hebräische Literatur, die israelitische Religion und ihre Grundlehren; nie talmudische Streitigkeiten oder unscheinbar gewordene Ritualgesetze. — Die Sophistereien der erstern, die Geringfügigkeit und Kleinigkeit der letztern waren im gewöhnlichen Leben schon Gegenstände des Spöttelns geworden, aber dem ungeachtet in Mendelssohns Gegenwart enthielt man sich, ihrer im Ernst oder Scherz zu erwähnen. — Vorzüglicher Gegenstand der Unterredung waren Erziehungs- und Bildungs-Anstalten. Verbesserung des Unterrichts und Empfehlung der deutschen Muttersprache waren Mendelssohns Lieblings-Themata. — Dieses war das fühlbarste Bedürfniß der jüdischen Jugend. Oeffentliche Schulen und Gymnasien wurden von ihr damals noch nicht häufig besucht. Auch die Freischule existirte noch nicht. Nachdenkende Hausväter wollten aber nicht länger ihre Kinder polnischen Lehrern anvertrauen, und die Zeit nicht mit lee-

ren Spitzfündigkeiten, die im bürgerlichen Leben nicht den mindesten Vortheil brachten, vergeuden lassen. Und die jungen jüdischen Privatlehrer, worunter sehr fähige Köpfe waren, die an ihre Stelle traten, die waren es eben, die mit Eifer Mendelssohns Meinungen und Rathschläge vernehmen wollten. — Der Weltweise sah es gern, daß die jungen Männer vorzüglich über die Materien mit einander stritten. Von der Erziehungs- und Unterrichtskunst hatten sie höchstens einige Theorie sich erworben; aber alle diese Jünglinge waren geübte Ringer und Kämpfer, denn alle ohne Ausnahme waren, wie Mendelssohn selbst, durch das Studium des Talmuds gewandte Dialektiker, und hatten durch Uebung Scharfsinn und Witz erworben, Eigenschaften, welche heut zu Tage ziemlich selten werden. — Zum Disputiren foderte Mendelssohn wohl selbst auf, aber selten trat er mit entscheidendem Urtheile dazwischen. Indessen kam es bei diesen Streitigkeiten fast nie zu Heftigkeit oder Bitterkeit; davor schützte das zwar sanfte, aber Ehrfurcht gebietende Ansehen des edlen Mannes. — Auch verstand wohl nicht leicht jemand besser die Kunst, ein Gespräch zu leiten, wie unser Weltweise. Meisterhaft wußte er die Unterhaltung zu beleben, wenn sie zu ermatten schien, noch meisterhafter den Schüchternen zu ermuntern, oder gegen den Keckern in Schutz zu nehmen; mit einem Worte, er lenkte die Unterredung, ohne daß man es gewahr wurde. — Gewöhnlich saß er am Fenster im Winkel auf seinem Armsessel mit untergeschlagenen Augen. Aber alle sahen auf ihn und seine Bewegungen. Oft befeuerte er den entflohenen Muth durch ein plötzliches Aufsehen oder durch einen einsilbigen Aufruf, oft belohnte er durch lächelnden Beifall. — Ein schnelles Niedersehen, ein verneinendes Kopfschütteln galt ohne ein lautes Wort für be-

deutenden Tadel. — Wenn dieses nicht wirkte, wenn der Gegner auf wohlgegründete Einwürfe sich nicht ergab, wenn lauteres Sprechen entscheidend werden wollte, oder wenn endlich Reden und Gegenreden sich durchkreuzten, verwirrten, in Dunkelheiten sich verloren; so stand er wohl von seinem Sitze auf, trat in die Mitte der Streitenden, und schien liebreich um Gehör zu bitten. — Dann erfolgte ein ehrerbietiges Stillschweigen. — Nun nahm er den Faden des Gesprächs auf, entwickelte die Streitfrage, stellte Satz und Gegensatz mit einer ihm eigenthümlichen Klarheit und Kürze gegen einander, und ließ die Streitenden die Vergleichspunkte selbst finden, ohne des Einen oder des Andern Partei geradezu zu nehmen. — Wenn sich dann die Hitze gelegt, und die Vereinigung Statt gefunden hatte, pflegte er oft zu sagen: Sehen Sie, meine Herren, es war bloßer Wortstreit, wie es gemeiniglich der Fall ist; ich glaubte gleich, Sie würden eines Sinnes werden. — Wie vergnügt gingen dann die Unterredenden auseinander, und drückten sich brüderlich die Hände! Keiner war besiegt, oder gar beschämt worden; auf jedes Antlitz glänzte Zufriedenheit, Genuß wohlangewandter lehrreicher Stunden, und in diesem seligen Gefühle freute man sich auf die künftige Zusammenkunft, wie auf ein Seelenfest. — Die Jünglinge, die zu Männern gereift sind, und denen Gegenwärtiges zu Gesicht kommen sollte— leider! sind deren nur sehr wenige — werden die Wahrheit dieser und der folgenden Darstellungen bezeugen, und vielleicht ausrufen: sie sind dahin, die glücklichen Stunden! Wahrlich die Tage der Vorzeit waren besser denn die gegenwärtigen!—

Manchmal eröffnete der Weltweise selbst die Unterredung.— Das Ich wurde nie gehört. — „Ehe Sie kamen," fing er dann an, „hat ein junger Mann aus unserer Mitte, wie mich

„dünkt, eine geistreiche Bemerkung, eine feine Beobachtung „gemacht — einen glücklichen Einfall gehabt, — er hat einen „scharfsinnigen Einwand gegen eine Meinung vorgetragen, die „über allen Zweifel erhaben zu sein scheint. Sie mögen urthei„len....." Und nun trug er das Erwähnte mit einer unnachahmlichen Holdseligkeit vor, begleitete es mit so viel erläuternden Zusätzen (wenn es wirklich einem Dritten, nicht ihm selbst zugehörte) und doch immer so viel wie möglich mit den eigenen Worten des Urhebers, daß dieser Muth gewann, sich dazu zu bekennen, und das Vorgetragene mit neuen Gründen auszustatten. — Wie oft war der junge Mann freudig überrascht, daß er etwas sogar Geistreiches zu Tage gefördert! — Der Keim gehörte ihm freilich, aber die Pflege des Gärtners, das Sonnenlicht, das dieser so kunstreich hatte darauf fallen lassen, diese waren es eigentlich, welche Blüthe und Frucht, jene so schön, diese so reif ans Licht brachten. — Der junge Mann täuschte sich, manchmal wissentlich, manchmal ohne es selbst gewahr worden zu sein. Auch bei Mendelssohn war es wenigstens nicht immer Kunstgriff, auf diese Weise die Jugend anzuregen. Es war Gabe des Himmels, daß jeder feine, richtige, neue Kerngedanke, so wie ihn sein Gemüth ergriff, oder derselbe seinen Geist durchflog, unwillkührlich gleichsam Rundung, Wohllaut, Vollendung annahm, etwa wie ein persisches Gewand, edel, fein, aber geruchlos, das durch den Dunstkreis der Balsamstaude dahin flatternd, den wohlriechenden Duft einsaugt, weil das feine Gewebe ihn festzuhalten geeignet ist. —

Setzte dann der Weise hinzu: nun was dünkt Ihnen von diesem Vortrage? unser junger Freund scheint Recht zu haben, die Sache scheint einer näheren Erörterung werth zu sein; dann war das Signal gegeben, die Aufmerksamkeit auf diese Weise

gespannt, wurde das Gesagte wiederholt, und der Wettstreit begonnen. So erweckte Mendelssohn das Nachdenken, so feuerte er den Muth an, so regte er den edelsten Ehrgeiz auf, — denn Niemand wollte doch mit leeren Händen zu diesem Gedankenfest kommen, und so gewann er Liebe und Vertrauen bei Jünglingen und Männern, die ihn besuchten. — Dieses war die Weise des deutschen Sokrates, die Methode, durch welche er, wie der griechische, die Geburten seiner Schule zum Leben entwickelte. — Wie bei dem Griechen, war Alles Folge seiner Denkweise, seiner Sinnesart, seiner sittlichen Natur, ihm eigenthümlich, nichts Erkünsteltes, nichts Nachgeahmtes.

Nicht selten kamen auch bejahrte Männer und Gelehrte von Profession zum Besuch. Da war der Karakter der Unterredung freilich ein anderer; die Jünglinge traten bescheiden zurück, nahmen selten Antheil an dem Gedankenwechsel, und horchten auf der Meister Wort und Entscheidung. —

Eines Tages kam ein ehrwürdiger Greis in die eben ungewöhnlich zahlreiche Abendgesellschaft, ein Freund des Hauses, obschon ein eifriger Supernaturalist. Er war ein ausgezeichneter Dichter, eben mit einem Kommentar über die Schöpfungsgeschichte in hebräischer Sprache beschäftigt, und voll von seiner Materie strömte die Rede von seinen Lippen.

Diesem Gelehrten, W— mit Namen, warf sich ein anderer jüngerer Mann E— entgegen, ein großer Verehrer Mendelssohns, der einen Ruhm darin suchte, sich des letztern Jünger zu nennen, und fing mit ihm einen lebhaften Streit an, einen Streit, der bei der Verschiedenheit beiderseitiger Ansichten keine Vereinigung Statt finden ließ. Beide bestanden hartnäckig auf ihren Meinungen. — Mendelssohn saß ruhig auf seinem Sessel mit niedergeschlagenen Augen und schwieg. —

Keiner der übrigen Anwesenden wollte Antheil nehmen, theils aus Bescheidenheit, theils um die Lebhaftigkeit des Streits nicht zu vermehren. — Auch die Waffen der Kämpfer waren sehr ungleich. Der alte W— hatte den Vortheil der größern talmudischen Gelehrsamkeit; sie brauſete von seinen Lippen. Er berief sich auf Autoritäten und überschwemmte alles mit Beweisstellen; die Traditionen waren ihm Orakelsprüche. E— mit gleich gründlicher Kunde der Ursprache, übertraf seinen Gegner an Fertigkeit des Ausdrucks und an Gewandtheit der Dialektik. Einwurf folgte auf Einwurf. E— trotzte auf das Urtheil des Gemeinsinnes, und würzte alles mit feinem Witze, jedoch mit hoher Achtung vor Alter und Gelehrsamkeit. — Man kann leicht denken, auf welche Seite sich der Beifall der Zuhörer stillschweigend neigte, denn laut wurde er nicht ausgesprochen. — Der alte Gelehrte ging endlich triumphirend weg, ohne auch nur in einem einzigen Punkte nachgegeben zu haben, und mit der vollen Ueberzeugung, daß seine Sätze sammt und sonders unwiderleglich wären. — Dieses kann Niemanden wundern, da es nur eine alte Erfahrung bestätigt. In vorgeschrittenen Jahren giebt man seine in der Jugend angenommenen Meinungen besonders alsdann nicht auf, wenn diese sich in Grundsätze verwandelt haben. Das jugendliche Gemüth ergreift sie mit Eifer auf das Ansehn der Lehrer, und glaubt der Mann sie mit Gründen unterstützt zu haben, baut noch gar darauf sein Moralsystem, so wurzeln sie so tief, daß weder Gelehrsamkeit noch Scharfsinn, selbst die reinste Liebe zur Wahrheit sie nicht wankend zu machen vermögend ist; das Gemüth weist die unwiderleglichsten Einwürfe mit einer heiligen Scheu zurück, unterwirft sich lieber einem blinden Glauben, der alle Angriffe bis zur Ohnmacht schwächt, indem er gleichsam das innere Ohr

lähmt. Noch mehr. Solchen Männern, selbst wenn sie die Fesseln fühlten, die sie drücken, fehlt im Alter theils der Muth und die Geduld, theils die Kraft, die Bande abzustreifen. Es geht ihnen wie den Geizigen, welche an Ketten liegen, die sie sich selbst geschmiedet haben. Es sind goldene Ketten. Sie fühlen den Mangel der Freiheit und die Kerkerluft, die sie preßt und quält, aber das Gold der Ketten hat ihnen so viel gekostet, sie haben so viel Arbeit an ihre Anschaffung verwendet. Sie unterdrücken mit aller ihnen noch beiwohnenden Kraft die Liebe zur freien Bewegung in der gesunden Luft, die sie sich doch wünschen und an ihren Nebenmenschen oft selbst beneiden, und werden Heuchler wider ihren Willen. Und es ist nicht zu leugnen, das Geständniß, lange lange Jahre in Irrthum und Widerspruch mit besseren Einsichten gelebt zu haben, ist ungemein schwer und peinlich; welche Selbstverleugnung gehört dazu, sich zu gestehen, man habe Jahre lang Zeit, Scharfsinn und Fleiß auf höchst gleichgültige Gegenstände verwendet und sie weit edler benutzen können! Wahrlich! es gehört Heldenmuth dazu, der Wahrheit solche Opfer zu bringen, und heroische Handlungen dieser Art sind unter die größten Seltenheiten zu zählen.

Beide Männer, der Greis W— und der beherzte E— sind seit mehreren Jahren todt, beide waren Zierden ihrer Religionsgenossen, beide haben sich durch gehaltvolle Schriften um ihre Mitbrüder verdient gemacht, und beiden gebührt dankbare Erinnerung. —

Ihr Streit gab den andern Tag zu folgender vertraulichen Unterhaltung die sehr natürliche Veranlassung, und sie wird vielleicht um so lehrreicher sein, wenn sie im Zusammenhange, gleichsam als eine ununterbrochene Rede des Weltweisen, mitgetheilt wird.

Die gestrige Unterhaltung, fing der Weltweise unter vier Augen an, war lebendig und geistreich genug; aber der Streit führte zu keinem Ziele; Wetterleuchten und Donner ohne befruchtenden Regen. — Was ist Neues gelehrt, was ausgemacht worden? Nichts, durchaus nichts. — Es konnte auch wohl nicht anders sein. — Jeder der Streitenden erkennt nicht allein einen andern, von dem Gegner nicht angenommenen Gerichtshof, sondern will ihn obendrein zwingen, diesem ausschließend das Recht der Entscheidung zu überlassen. Ging dieses nicht augenscheinlich von beiden Seiten hervor? — Wenn der alte W— behauptet: der Gegenstand des Streits sei eine heilige, über allen menschlichen Verstand erhabene, von diesem nicht zu fassende Urkunde, wir müssen uns mit dem wörtlichen Sinne derselben begnügen, und den Erklärungen der ältern Lehrer blindlings anhängen; der feurige E— hingegen dieses alles leugnet, alle Autorität verwirft, alles vor den Richterstuhl des Gemeinsinnes und der fortgeschrittenen Forschung gebracht und dann der Vernunft allein die Entscheidung überlassen wissen will. Sagen Sie mir, mein Freund, wie ist es möglich, daß diese Männer je zusammen kommen, da sie von so verschiedenen und entgegengesetzten Punkten auslaufen? — So viel muß man gestehen, es liegt etwas Widernatürliches in W—'s Behauptung und zugleich etwas sehr Auffallendes. Auf der einen Seite sich demüthiglich der Autorität unterwerfen und auf eigenes Urtheil Verzicht leisten, auf der andern sich ausschließlich den Rechtgläubigen nennen, das scheint doch sehr anmaßend? Ist dieses nicht stolze Demuth, oder wollen wir es nicht lieber demüthigen Stolz nennen? — Unbedenklich können wir auch den alten W— für den Sprecher und Stellvertreter aller Männer annehmen, die sich den Namen der

Rechtgläubigen beilegen. — Bis auf einige unmerkliche Schattirungen gehen alle von dem Grundsatze aus: dem menschlichen Verstande durchaus alle entscheidende Kraft abzusprechen; und dieser Grundsatz ist mit allen ihren Ansichten und Gedanken so verzweigt und verwachsen, daß man sich wundern muß, wie sie überall über irgend einen Gegenstand der in Rede stehenden Materien streiten wollen. Wenn sie behaupten: „die „heiligen Urkunden dürfen nach den gewöhnlichen Regeln der „Vernunftkunst nicht beurtheilt werden," so ist das der Ausspruch eines Despoten, aber ein Despot läßt sich in keine Streitigkeiten ein.

Der scharfsinnige Kant hat irgendwo ein glückliches Wort ausgesprochen: Die Vernunft ist bausüchtig. Wenn das Gebäude ganz fertig ist, fällt es dem Bauherrn aus unwiderstehlicher Wißbegierde ein, es wieder ganz abzutragen, um zu untersuchen, ob es wohl auf sicherem Fundamente ruhe. — Eine wahre und richtige Bemerkung! Ganz anders verhält es sich mit dem Grundbesitzer, der sein Eigenthum, d. h. sein Religionssystem, erblich auf Glauben an sich gebracht, oder sich selbst ein für allemal und auf ewige Zeiten zusammengezimmert hat. Ruhig im Besitze seines Gebäudes, will er nichts angerührt wissen, kein Pfeiler soll untersucht, kein Schnörkel angetastet werden. Wer sich das unterfängt, ist ihm ein Gebietsverletzer, Zerstörer, Mordbrenner. Das kann man allenfalls gelten lassen, und die allgemeine Freiheit wird dadurch nicht gefährdet. Aber die Rechtgläubigen, wie sie sich nennen, gehen offenbar weiter. „Ich leide dich nicht zum Nachbar, „wenn du dein Haus nicht nach dem Muster des meinigen „baueſt, denn dir steht kein Urtheil zu, weder über Sicherheit „noch Schönheit, noch Bequemlichkeit der Wohnung." Die-

ses ist die stillschweigende, wenn auch nicht die laute Meinung dieser Demüthigen. — Aber was gab ihnen das Recht zu dieser Behauptung? womit wollen sie es begründen? — Scheint es daher nicht, mein Freund, rathsamer, sich mit solchen Männern gar nicht einzulassen, und alle Untersuchungen mit ihnen klüglich zu vermeiden? — Oft und sehr oft ist es nicht die Klugheit allein, auch strenge Gewissenspflicht scheint Streitigkeiten dieser Art zu untersagen. Bei der Mehrheit der sich so beifällig nennenden Rechtgläubigen ist das religiöse System mit dem praktischen Handeln innig verbunden. Wird ein wahrer Menschenfreund nicht anstehen und die Folgen bedenken, welche Erschütterung oder gar gänzliche Umwerfung der Pfeiler solcher Gebäude nach sich ziehen könnte? Wird er nicht fürchten auf der einen Seite mehr zu verlieren, als auf der andern zu gewinnen steht? — Wahr ist es, diese Betrachtung ist nicht zu übersehen. Die Frömmler selbst ermangeln nicht, diesen Einwand gegen alle Untersuchung dann und wann geltend zu machen, und jede Freimüthigkeit damit zurück zu halten. Die noch mehr nachgeben, rufen mit dem persischen Dichter aus: begieße die Dornen um der Rosen willen u. s. w. — Sie stutzen, mein Freund? — Nein, mit diesen Aeußerungen soll unserm E— das Urtheil nicht gesprochen werden; er that vielmehr sehr wohl daran, sich den diktatorischen Aussprüchen des Supernaturalisten, welcher alle Gränzen überschritt, zu widersetzen. E— vertheidigte mit Eifer die Rechte der Vernunft, vertheidigte sie nach den Grundsätzen der reinen israelitischen Religion, und that Recht daran. — Selbst die Pfeile des Witzes wollen wir ihm in dieser Hinsicht vergeben. Wenn es auch eben nicht die ritterlichsten Waffen sind, so bediente er sich doch derselben mit Mäßigung und

in einem Vertheidigungskriege für die gerechte Sache erlaubt man sich schon etwas mehr. — Doch genug dieser Nebenbetrachtungen, die uns vom Ziele dieser traulichen Eröffnung abführen könnten! Zur Sache. — Eine nähere und ernsthafte Erörterung der gestrigen Unterhaltung wird vielleicht über die wunderbar scheinende Schöpfungsgeschichte, wenn auch nicht volles Licht, doch jene milde Helle verbreiten, womit der Sterbliche hienieden sich überall begnügen muß.

Wie wäre es, mein Freund, wenn wir uns den strengen Supernaturalisten gegenwärtig dächten, und folgenden Vortrag an ihn richteten.

Wir wollen ihn weder necken, noch in Verlegenheit setzen, sondern, wie ritterliche Kämpfer, Sonn' und Wind mit ihm theilen. Alles, was mit Recht von ihm gefodert werden soll, ist Redlichkeit im Denken und ruhige Geduld, uns anzuhören.

Du theilst, redlicher und frommer Mann, mit uns, wollen wir ihm sagen, die Verehrung der heiligen Urkunden. — Wir halten sie nicht weniger heilig und unschätzbar, als du. — Wir sind mit dir überzeugt, daß sie die Grundlage der israelitischen Religion sind; erkennen mit dir, daß die Vorsehung diese heiligen Schriften zu unserer Belehrung von unsern Urvätern auf uns hat vererben lassen. — Es ist für uns alle überzeugend wahr, daß, wenn wir unsern Lebenswandel danach einrichten, wir in der Welt hienieden glücklich sein, und in einer bessern der Glückseligkeit fähig und würdig werden können. Bei dieser Uebereinstimmung, woher denn die Verschiedenheit in den Ansichten? — Woher die Trennung der Meinungen über Geist und Verständlichkeit derselben? — Wie wäre es, wenn wir mit redlichem Gemüthe gemeinschaftlich die Wahrheit suchten? — Die Wahrheiten, die dem Menschen hie-

nieden so unentbehrlich sind, liegen gewiß dem Geiste und dem Herzen so nahe als möglich, wir dürfen bloß aufmerken, um sie zu finden. — Du bist, redlicher und frommer Mann, ein strenger Unitarier, wir sind es auch; schöpfen wir doch aus Einer Quelle, aus den heiligen Urkunden! — Diese haben uns belehrt, daß das ewige Wesen, das wir anbeten, ein einiges, geistiges, unkörperliches, durch die Sinne nicht zu fassendes, durch kein Bild darzustellendes Wesen sei. Diese Lehre ist der Grundstein unserer Religion. — Die Weltweisen unter unsern Religionsgenossen haben diese Lehre auch wohl so ausgedrückt: die Gottheit ist ein Wesen, von dem der Erdensohn höchstens weiß, was es nicht ist. — Dieses verdient eine genauere Erwägung. — Wir Menschen haben einen Begriff von Einsicht, Macht, Güte, Barmherzigkeit u. s. w. — Es ist unleugbar, daß wir von allen diesen Eigenschaften eine anschauliche Vorstellung haben, d. h. wir werden sie in unserem Innern gewahr, wir empfinden sie. Wäre dies nicht der Fall, so würden wir sie nicht begreifen, nicht fassen, keine Idee davon bilden können. — Zu gleicher Zeit erfahren wir, daß von allen diesen Eigenschaften uns nur ein gewisser Grad zu Theil geworden, und daß sie ihre Gränzen haben; mit andern Worten: wir fühlen, daß wir eingeschränkte Wesen sind. — Was geschieht denn nun, wenn wir dem unnennbaren Wesen diese Eigenschaften zuschreiben, wenn wir sagen: Gott ist allweise, allmächtig, allgütig, allbarmherzig u. s. w., wir heben alle ihre Schranken weg, und machen sie gränzenlos, das heißt eben, wir wissen, was er nicht sei; wir wissen, daß die Gottheit in Absicht aller dieser Attribute ohne Gränzen ist, obschon wir selbst von der Schrankenlosigkeit keine intuitive (anschauliche) Erkenntniß haben, noch haben können. — Die-

ses wird uns auch auf eine andere Weise einleuchtend. Wir wissen, daß alle unsere Erkenntnisse durch die Sinneswerkzeuge und durch das innere Gefühl uns zukommen. — Auf eine andere Weise werden wir nichts gewahr, und Sinne und Gefühl haben ebenfalls unüberschreitbare Gränzen. Aus diesen unleugbaren Wahrheiten wird uns ferner die Ueberzeugung klar, daß wir hienieden, und so lange alle unsere Notionen durch die Sinne uns zukommen, auch von dem höchsten Wesen keine andere als menschliche, d. h. endliche Vorstellung haben können. Unser Denkvermögen reicht nur dahin, daß wir die Kraft haben, die Schranken in Gedanken wegzuheben, weiter nicht. — Aber Gott ist ja allmächtig, kann er dem irdischen Wesen nicht, wenn auch auf eine übernatürliche Weise, das Vermögen ertheilen, auch anschauliche Begriffe von übersinnlichen, körperlosen, ganz geistigen Wesen zu erlangen? — Nein! erwiedern wir; denn der Gott der Allmacht ist auch der Gott der Wahrheit. Auch diese Eigenschaft kommt ihm im höchsten Grade zu. Es wäre also ein offenbarer Widerspruch, wenn ein beschränktes, durch Sinneswerkzeuge denkendes Geschöpf, Notionen erlangen könnte, die nur von einem vollkommen geistigen Wesen erlangt werden können: mit jener Allmacht würden wir also die Wahrheit Gottes aufheben.

Daß die Erlangung unserer übersinnlichen Begriffe durch das Aufheben der Schranken uns möglich wird, sehen wir auch bei der Bildung der überirdischen Wesen überhaupt. — Wenn wir uns einen Engel denken, so denken wir uns immer nur einen Menschen, entkleiden ihn in Gedanken seines Körpers und schreiben ihm höhere Seelenfähigkeiten zu, als diejenigen sind, deren wir uns bewußt werden. — Daher ist es auch einleuchtend und unwiderleglich, daß, wenn die Gottheit sich herabläßt,

dem Menschen etwas kund zu thun, oder sich ihm zu offenbaren, dieses nicht anders als auf menschliche Weise geschehen kann. — Dieses lehrt uns die heilige Schrift auf jeder Seite ihrer Urkunden. Gott offenbart sich nur durch Rede und Schrift oder durch andere Erscheinungen, welche auf unsere Organe wirken. — Daher schärfen uns unsere älteren Lehrer und Weisen die Warnung ein, die Worte und die Redensarten derselben ja nicht im eigentlichen Sinne zu nehmen, weil uns dieser Mißgriff zu den ärgsten Irrthümern verleiten würde.

In die nemliche Warnung stimmen alle Männer von Geist und Scharfsinn ein, welche mit uns die Heiligkeit und Unschätzbarkeit der heiligen Schriften anerkennen. — Es liegt in der Natur der Sprache und in den Seelenfähigkeiten ihrer Bildner, daß sie von der Gottheit nicht anders als in Zeichen reden können, die von der Körperwelt entlehnt sind; sie hat keine andere Zeichen und kann keine andere haben, weil alle ihre Begriffe durch den Kanal der Sinneswerkzeuge gehen müssen. — Auch unser eigner Verstand bestätigt die Wahrheit und die Wichtigkeit dieser Warnungen. — Wer die Ausdrücke im wörtlichen Sinne annehmen und verstehen wollte, würde das Geistige verkörpern, das Heiligste verunreinigen und in den gräulichen Götzendienst zurückfallen, aus welchem uns die heilige Schrift erlöset hat.

Selbst angenommen, die Ursprache der Offenbarung, die hebräische, sei göttlichen, nicht menschlichen Ursprungs, so liegt es doch in dem Urwesen dieses Mittheilungsmittels, daß es sich den menschlichen Begriffen anfügen muß, wie dieses schon vorhin mit Recht behauptet worden. — Es widerspräche dem Karakter der Wahrhaftigkeit Gottes, wenn die Zeichen der Begriffe nicht den Stempel ihres Ursprungs, ihre sinnliche Entstehung überall an sich tragen sollten.

Gegen alle diese Sätze kannst du, redlicher und frommer Mann, um so weniger etwas einzuwenden haben, da du nicht allein die Heiligkeit der Urkunden anerkennst, sondern auch unbedingt die Autorität der Tradition und der Kommentatoren gelten lässest, *) und alle diese Männer stimmen in der eben vorgetragenen Lehre überein. — Eben so wenig dürftest du den Folgesätzen widersprechen, welche daraus hergeleitet werden müssen. — Mit diesen Voraussetzungen wollen wir nur die 5 B. Moses öffnen, um mit unbefangenem Gemüthe zu erwägen, was sie vortragen. — Das erste Kapitel enthält die ganze Schöpfungsgeschichte, dieses ist die erste und früheste Offenbarung. — Im voraus können wir nichts anderes erwarten, als daß die Gottheit in diesen Büchern anthropopatisch, — auf menschliche Weise empfindend und handelnd — vorgestellt werden wird. Denn wir wissen schon, daß von dem Unnennbaren und Unbegreiflichen nicht anders gesprochen werden kann, als von einem irdischen Wesen, wenn es den Menschen verständlich sein soll; und dieses finden wir in diesem ersten Kapitel, so wie in den heiligen Urkunden auf jeder Seite bewährt. Ueberall spricht und handelt Gott als Mensch, nach menschlichen Motiven und Leidenschaften. Er spricht, schafft, bauet, pflanzt, denkt nach, freut sich, wenn die Arbeit gelingt, wird böse und ändert seinen Entschluß u. s. w. Es werden ihm auch sinnliche Werkzeuge beigelegt; er sieht, hört, riecht, steigt auf, steigt vom Himmel herab u. s. w. Diese Art, uns auszudrücken, ist uns so gewöhnlich geworden, daß wir keinen Anstoß daran nehmen, denn wir kennen die Un-

*) Talmud, Maimonides, Cosri, Bachai, Abarbanel, J. Eramo u. s. w.

zulänglichkeit der Sprache, die sich auf die Eingeschränktheit unseres Verstandes gründet. Dieses hindert uns nicht, von der Gottheit die heiligsten und geistigsten Begriffe in der Seele aufzubewahren, und bei unserm Nachdenken nie aus den Augen zu verlieren. — Warum denn, frommer und redlicher Mann, wollen wir diese Ansichten nicht überall mitbringen? — Warum lesen wir alle heiligen Urkunden nicht mit diesem Sinne? — Warum kömmt dir die Schöpfungsgeschichte so befremdlich, so wunderbar vor? — Warum bei ihrer Beschreibung, die ebenfalls auf menschliche Weise mitgetheilt ist, ein anderes Verfahren anwenden? — Warum zermartern wir uns, von Dingen deutliche und anschauliche Begriffe zu erwerben, von denen wir voraus wissen, daß sie außer dem Kreise unsers Denkvermögens liegen? — Die Schöpfung ist wie alle übrigen Wunder der Natur, in undurchdringliches Dunkel gehüllt. Wir können sie nicht fassen, daher sie auch nicht mit andern ihnen entsprechenden Zeichen ausdrücken. So lange wir hienieden wandeln, und unsere Erkenntnisse durch die Werkzeuge der Sinne erlangen, konnte uns auch die Schöpfung nicht anders, als auf menschliche Weise offenbart werden. Laß uns also den unnennbaren, unbegreiflichen Gott in Demuth anbeten und schweigen. — Wenn wir auf diese demüthig bescheidene Weise die heiligen Urkunden betrachten, auf diese Weise sie durchforschen, wird manche Dunkelheit verschwinden, und uns ihr Nutzen für das menschliche Geschlecht klar einleuchten. —

Betrachten wir die Anschauung der Gottheit selbst, deren Erscheinung Moses, Jesaias und Ezechiel uns beschrieben haben, so werden wir finden, daß sie zwar alle drei diese Erscheinungen auf menschliche, aber doch jeder auf eine ihm eigenthümliche Weise dargestellt haben. — Dieses sollte uns aufmerksam

machen, und ein Fingerzeig sein. — Was bei allen dreien gemeinschaftlich zum Grunde liegt, ist: daß Alles, was in die Geisterwelt gehört, von ihnen in die Körperwelt herüber gezogen ist. — Wie konnten sie auch anders, wenn sie verstanden werden wollten? — Aber welche Verschiedenheit in der Darstellung! Und wie ist diese Verschiedenheit in dem eigentlichen Karakter dieser Männer, ihrer Lage, ihren Verhältnissen, und in dem Karakter ihrer Zeitgenossen gegründet!

Moses erscheint die Gottheit in der arabischen Wüste. — Dieser unerreichte, unübertroffene, zu der höchsten Bestimmung berufene Mann ist zur Zeit seiner Berufung noch ein Hirte. Gott erscheint ihm einfach und erhaben — in einem feurigen Dornbusche. — Wie anders dem Propheten Jesaias! Dieser lebt und webt in der Umgebung eines Königs, ist Rathgeber eines Königs, ist Rathgeber der Fürsten und hat Antheil an der Regierung, wie deutlich aus seiner ganzen Geschichte erhellet. Wie erscheint ihm die Gottheit? — In der Pracht eines morgenländischen Fürsten. Alles ist in Riesenform, Seraphim stehen um den erhabenen Herrn, Alles voller Majestät und Würde. — Und wieder wie ganz anders dem Ezechiel! Dieser Prophet lebt in der Verbannung und spricht zu Exulanten. Seine Einbildungskraft ist nach seiner Individualität und Lage aufgeregt. Ihm erscheint die Gottheit auf einem Wagenthrone mit Wundergestalten ausgeschmückt. Donner, Blitze, Gewittersturm, auflodernes Feuer umgeben ihn, die ganze Natur ist in Aufruhr. — Der Schauplatz ist in Chaldäa. — Die vier edelsten Wesen, Mensch, Stier, Löwe und Adler, die Repräsentanten der irdischen Schöpfung, tragen den Donnerwagen des Höchsten,

und dem Seher werden Diamantenräder sichtbar, die voller Augen sind. Mit diesen Symbolen schildert der verzückte Prophet die Einsicht, die Allmacht und die Allwissenheit des erhabenen Gottes. Mit dieser Bilderschrift bezeichnet er die göttlichen Eigenschaften seinen Mitbrüdern im Lande der Verbannung. — Er ist begeistert und in Entzückung. — Der ruhige, kalte, nachdenkende Mensch im Lande der Ruhe und des Friedens verwandelt, seiner Geistesstimmung gemäß, diese Hieroglyphen in Buchstabenschrift, und bezeichnet den Unnennbaren entweder mit dem unaussprechlichen Namen Jehov' oder Gott, oder Ewiges Wesen, oder nach einer seiner Eigenschaften: der Allmächtige, der Allerbarmende u. s. w. Diese Bezeichnungen sind für den Verstand, jene für die Einbildungskraft. Sind diese Erklärungen, diese Ansichten nicht einleuchtend und verständlich? — Auf diese und ähnliche Weise laß uns, redlicher und frommer Mann, die heiligen Urkunden alle anschauen und deuten, und sei versichert, je menschlicher du sie betrachtest, je göttlicher werden sie dir erscheinen, je mehr wirst du deren Heilsamkeit für Herz und Gemüth gewahr werden, und die Vorsehung preisen, daß sie uns diese unschätzbaren Gaben hat zu Theil werden lassen. — Mit beruhigter Seele wirst du sie lesen und wiederlesen, dein Auge wird nach dem Ausdrucke des Talmuds erleuchtet werden durch das Gesetz, und endlich werden wir die undankbare Mühe aufgeben, Geheimnisse zu ahnen, Geheimdeutelei zu treiben, kabbalistische Erklärungen zu ergrübeln, die wahrlich nur auf Irrwege führen, den Kopf verwirren, und das Herz weder besser noch menschenfreundlicher machen.

Lassen Sie uns nun, mein Freund, unsern Supernaturalisten mit diesen mehr angedeuteten als ausführlich entwickel-

ten Begriffen entlassen, und unsere Bemerkungen über die Schöpfungsgeschichte allein fortsetzen.

Wir haben uns überzeugt, mein Freund, daß, als das ewige Wesen sich unsern Vorfahren vor so viel tausend Jahren kund gethan, das Mittheilungsmittel, die Sprache, eben so wie sie dem körperlichen Ohre nur durch Schall und Ton vernehmbar wird, auch nur aus Worten und Redensarten zusammengesetzt sein kann, welche der Sinnenwelt gehören. Dann verstehn wir sie auch mit dem geistigen Ohre; denn nur alsdann sind sie unsern Empfindungen und unserer Fassung analog, und werden uns verständlich. Lassen Sie uns, mein Freund, aus andern Betrachtungen, die wir anzustellen Veranlassung hatten, hier das Resultat herübernehmen, was uns über die Bestimmung des Menschen eingeleuchtet hat. Es ist uns nach manchem Blick auf die Geschichte der Menschheit klar geworden, daß sie in der stetigen Ausbildung seiner Geisteskräfte und seines sittlichen Gefühls besteht. Der sich auszeichnende Vorzug des Menschen vor dem Thiere besteht in der Entwickelung des Verstandes und der Vernunft, wozu das einzige Mittel die Sprache ist. — Ohne Sprache giebt es kein Vernunftwesen, wovon wir auf Erden einen Begriff haben könnten. Wenn wir genau Acht geben, so entsteht diese Entwickelung vermittelst des Abstraktionsvermögens. Dieses ist die Seelenkraft, das Nichtsinnliche von dem Sinnlichen in Gedanken zu scheiden, es, ungeachtet es nur in dem Denkvermögen, nie außer demselben, sein Dasein hat, als ein selbstständiges Wesen zu betrachten. Damit ist es aber nicht gethan, sondern wir müssen es auch mit einem eigenthümlichen Zeichen belegen. Ohne dieses Zeichen würden wir dieses Wesen nicht festhalten, noch weniger unsern Mitmenschen mittheilen können. Auf diese Weise

allein sind wir im Stande allgemeine Begriffe zu bilden, deren wir zum Weiterdenken und Forschen so nöthig haben. Daraus bildet sich im Laufe der Zeit die Sprache, welche wir die philosophische nennen. Je weiter die Menschen in der Kultur ihres Geistes fortschreiten, je mehr wird diese Sprache bereichert. Aber stets wird es unmöglich bleiben, ihr das Irdische ganz abzustreifen. Selbst das intellektuellste Zeichen wird seinen Ursprung, das Sinnliche, immer verrathen. Wenn der Mensch — selbst der scharfdenkendste — nicht auf seiner Hut ist, nicht sich stets bewußt bleibt, daß seine Benennungen nur Zeichen, nicht eine außer seinem Denkvermögen existirende Sache ist, kann er leicht sich verirren; ehe er sich's versieht, wird aus seinem nicht sinnlichen Wesen ein sinnliches, das er sehen, hören, tasten will. Daß dieser Irrthum von Forschern voriger und neuerer Zeit begangen worden ist, bedarf keines Beweises. — Gilt dieses vom menschlichen Verstande in seiner fortgeschrittenen Ausbildung, so ist es augenscheinlich, daß in dem Kindesalter der Welt und bei dem ersten Unterrichte, den die Menschheit erlangt, dieses Vergreifen unendlich öfter vorkommen wird, da die Sprache in jener Zeit ungleich sinnlicher und bilderreicher sein muß. — Dieses ist der Fall bei allen alten, vorzüglich bei den morgenländischen, die an Wörtern zur Bezeichnung abstrakter Begriffe den größten Mangel haben. — Daraus folgt nicht immer, daß die Weisen der Vorzeit, denen nur eine überaus bilderreiche und sinnliche Sprache zu Gebote stand, keine reinen geistigen Begriffe zu fassen im Stande gewesen wären.

Dieses übereilte Urtheil widerlegt die heilige Schrift auf eine unwidersprechliche Weise. Obschon sie das göttliche Wesen bauen, pflanzen, Weihrauch riechen, auf- und niederstei-

gen läßt u. s. w., so ist sie es doch, die uns mit den transcendentellsten Vorstellungen vom Ewigen bekannt gemacht hat, sie ist es, welche die erhabenste Lehrerin der Welt geworden ist. Ja, es ist dahin gediehen, daß wir an diesen Ausdrücken nicht den mindesten Anstoß nehmen.

Das nemliche gilt von den heiligen Sängern der Israeliten. Hier sehen wir es noch augenscheinlicher, wenn ihre Einbildungskraft in Bildern ausströmt, die uns Abendländer in Erstaunen setzen können. Der Dichter Assaf, der gewiß von Gott die reinsten und edelsten Begriffe hatte, treibt die Kühnheit des Ausdrucks so weit, daß es in seiner „Unterweisung" (Ps. 78.) von dem Volke Israels heißt: „es erbitterte Gott in der Wüste, betrübte ihn in der Einöde" und ferner: „wie vom Schlafe erwachte Gott, wie ein Held vom Weine jauchzend." Solcher Ausdrücke, solcher brennenden Farben würde sich der entrüstete abendländische Dichter zu bedienen nicht unterfangen. Uns aber, die wir den Geist der Sprache kennen, irren dergleichen Redensarten, empören solche Gleichnisse, nach einigem Nachdenken, auf keine Weise. Wir wissen, daß Assaf in seiner Seele die Vorstellung von der Gottheit hegt, welche zu hegen in den heiligen Urkunden angewiesen ist. Hier unterliegt er, nach unserer Ueberzeugung, bloß der Sprache seines Zeitalters. —

Lassen Sie uns, mein Freund, diesen Ansichten auch bei der Schöpfungsgeschichte folgen. — Warum da alles auf metaphysischer Waage wägen? Warum soll da die Gottheit, als Geologe, gleich einem öffentlichen Lehrer sprechen? Ist dieses der Zweck der Offenbarung? — Die einfachste und erhabenste, der Religion würdigste Vorstellung scheint diese zu sein. Die

heilige Urkunde will der Kinderwelt, in einer ihr verständlichen Sprache, die Fundamentalwahrheit kund thun, daß das ewige Wesen alleiniger Schöpfer des Weltalls sei, und Alles aus Nichts hervorgebracht habe. Gott schuf Alles. — Mit einem wichtigern Satze konnte die erste Offenbarung nicht anfangen. Himmel und Erde drücken das Universum aus. Die werdende Schöpfung wird gleichsam wie ein Vorhang aufgezogen, und auf menschliche Weise in Tagewerke eingetheilt. — Mehr soll der Erdensohn, mehr kann er von dieser Begebenheit nicht erfahren. — Die Schöpfung gehört, wie alle Wunder der Natur, zu den undurchdringlichen Geheimnissen, und so lange er hienieden, mit einem Körper bekleidet, wallt, wird er davon nichts erspähen. — Die Erzählung ist kunstlos und erhaben, ganz im Geiste des ehrwürdigen Alterthums, ganz dem Fassungsvermögen des Sterblichen angemessen, und sie enthält die große, den Menschen so unentbehrliche Wahrheit: Es ist ein Gott, und Gott ist der Urheber von Allem, was ist. — Was braucht e mehr zu wissen? —

Lassen Sie uns gestehen, mein Freund, die Schöpfungsgeschichte, wie sie uns die heilige Urkunde darbietet, genügt dem menschlichen Verstande nach so viel tausend Jahren, befriedigt die Wißbegierde weit mehr, als die Träume eines Burnet, Whiston, Büffon, oder wie sonst ein anderer Kosmogonist sie uns darstellt. —

Verfolgen wir nach dieser Ansicht die heilige Schrift weiter! — Die Lehre soll dem menschlichen Geschlechte kund gethan werden, die ihm und den Mitbewohnern des Schauplatzes seiner Wirksamkeit so heilsam und nützlich ist: Die Menschen sollen einen Ruhetag halten, und auch die Thiere sollen ra-

sten. Wie wird diese Lehre im Einklange mit der Schöpfungsgeschichte am besten vorgetragen werden und auf Erfolg rechnen können? — Wie anders, als durch den Geist, der im Ganzen lebt und webt? — Gott hat sechs Tage gearbeitet, Himmel, Erde, Gestirne, Gewächse, Thiere aller Art geschaffen, zuletzt sein Meisterwerk, den Menschen, am siebenten ruht er aus. — Ganz nach menschlicher und dem Menschen denkbarer Weise. — Wie der Unerschaffene einen Ruhetag feiert, so auch du Erschaffener! Welche schöne Vorbereitung zur künftigen Sabbathsfeier! „denn Gott segnete den siebenten Tag, heiligte ihn, weil er an demselben geruhet hatte von allen seinen Werken." — Scheint Ihnen dieses nicht auch, mein Freund, die einzige und würdigste Ansicht der ersten Urkunde zu sein? Zu welchem Endzwecke wurde sie offenbaret, wenn nicht zu diesem? Ist sie nicht in jeder Hinsicht dem heiligen Urheber der Religion angemessen?

Diese einfache Vorstellung gewährt auch den Vortheil, daß dadurch alle Fragen, Zweifel und Einwürfe gegen die heilige Schrift verschwinden. Wir können dadurch aller mystischen Auslegungen, Hypothesen, oder gar kabbalistischen Erklärungen überhoben sein. — Wird sie aber verworfen, so müssen wir durchaus zu einer oder der andern Nebengestalt unsre Zuflucht nehmen, welche weder den Verstand erleuchtet, noch das Herz erwärmt. Die Schöpfung, oder die Entstehung der Welt gehört nun einmal zu den unerforschlichen Gegenständen, die ganz außer dem Kreise der menschlichen Erkenntniß liegen. Ist es also nicht Vermessenheit, vermittelst der uns nach dem Maßstabe unserer Fähigkeiten mitgetheilten heiligen Urkunden, in diese Dunkelheit dringen zu wollen? Und ist nicht mit aller Wahrscheinlichkeit zu erwarten, daß der Untersucher mit

nichts als unzusammenhängenden oder schwärmerischen Ideen aus diesen undurchdringlichen Tiefen zurückkehren werde? — Ueberdem verpflichtet sich der kühne Mann, der dieses Wagestück unternimmt, auf alle die Fragen zu antworten, die man mit Recht aufzuwerfen befugt ist. — Alle die Schriften, die seit Jahrhunderten mit einem Aufwande von Scharfsinn und Gelehrsamkeit ihre Lösung versucht haben, sind ungenügend ausgefallen; keine giebt beruhigenden Aufschluß und kann ihn nicht geben. Lassen Sie uns, mein Freund, nur wenige dieser Fragen, die sich auf den ersten Anblick darbieten, berühren, um von der Schwierigkeit, sie alle zu lösen, um so mehr überzeugt zu werden.

Ob die heilige Urkunde die Weltschöpfung oder die Erdschöpfung, oder gar nur die Erdumwandlung zum Gegenstande habe, diese Frage sind die Erklärer so gut wie umgangen; wir wollen sie auch unberührt lassen. Offenbar spricht die Urkunde von der Weltschöpfung unter dem Ausdrucke: Himmel nur im ersten Verse, und wendet sich gleich im zweiten zur Erde. In Beziehung auf diese schwimmen Sonne, Mond und Gestirne gleichsam in ihrem Luftkreise oder Atmosphäre. —

Die Frage: wo kam am ersten Tage das Licht her, da die Sonne erst am vierten Tage erschaffen worden? ist dadurch genügend beantwortet, daß man mit Recht behauptet, es sei außer ihr schon vom Schöpfer das Licht ins Dasein gerufen worden. Dieses ist ganz dem Texte gemäß, denn das erste Wort, das die Gottheit in dem bekannten erhabenen Verse ausspricht, lautet: Gott sprach, es werde Licht, da ward Licht. — Allein die Redensart: es ward Abend, es ward Morgen

Ein Tag, ist dadurch nicht erklärt; ohne die Existenz des Sonnengestirns kann diese nicht gebraucht werden. — Ein Kommentator von unsern Religionsgenossen war freisinnig genug zu äußern: die Urkunde, welche die Schöpfungsgeschichte enthält, sei wohl älter als die mosaischen Schriften. Moses habe sie zwar aufgenommen, allein sie wäre vielleicht als Tradition, als überlieferte Sage, vom Vater auf den Sohn vererbt gewesen. Unsere Urältern hätten daraus die Lehre von Gott und Schöpfung auf ihre Nachkommen verbreitet u. s. w. Diese Hypothese läßt sich hören. Nach dem Begriffe, den wir von Adam, Seth, Henoch und Noah u. a. uns bilden, dürften diese, als erleuchtete Männer, nicht ohne Kenntniß dieser Fundamental-Wahrheiten gewesen sein; und überhaupt widerspricht diese Annahme unserm heiligen Texte nicht; denn nirgends wird gesagt, daß dem Moses zuerst diese Offenbarung mitgetheilt worden sei. — Dieses — fährt unser Kommentator fort — würde auch die allgemeine Verbreitung dieser Lehre nach allen Weltenden, selbst die damit vermischten Fabeln und mythologischen Vorstellungen erklären. Denn mitten unter den ungeheuren Mährchen, welche die Kosmogonie fremder und entfernter Völker verunstalten, glänzt ein Schimmerlicht von Wahrheit durch, das nicht zu verkennen und nicht zu übersehen ist. — Allein was die Annahme dieser Hypothese schwierig macht, ist die Heiligung des siebenten Tages zum Ruhetage. — Die Einsetzung der Sabbathfeier ist wahrscheinlich aus einer spätern Zeit, und mit den Gesetztafeln gleichzeitig, wo auch, freilich nur in dem ersten Exemplare der siebente Schöpfungstag als Grund des Ruhetages für die Menschen angegeben wird. — Wäre die Urkunde aus so viel früherer Zeit, so würde die Verpflichtung allgemein gewesen, und nicht

den Israeliten allein aufgelegt worden sein. Nun finden wir aber in der Geschichte der Urväter gar keine Erwähnung von der Feier eines Ruhetages, und überhaupt keine sichere Spur, daß die Israeliten vor Moses eine Sabbathfeier gehabt hätten. Die Verbindlichkeit dazu wird vielmehr als ein Bund zwischen Gott und den Israeliten, und also als ein Gesetz vorgestellt, das zu ihrer besondern und eigenthümlichen Verfassung gehöre. —

Mit einem Worte, mein Freund, der redliche und bescheidne Forscher legt die Hand an den Mund und schweigt. Statt sich durch Spitzfindigkeiten den Gesichtspunkt zu verrücken — betet er demuthsvoll an. — Wir können die Räthsel der Weltregierung nicht auflösen, und umgeben von Wundern, die Geheimnisse der Entstehung des Firmaments, so wie der Erde, nicht ergründen. Die Flügel unseres Geistes ermatten, und wir erliegen in Ohnmacht, wenn wir den Kreis überschreiten, den der Finger Gottes unsern Geistesfähigkeiten vorgezeichnet. Nur so viel leuchtet uns ein: der Mensch bedarf der Uebung des Verstandes, des Scharfsinns, so wie aller Seelenkräfte, um fortzuschreiten; das ist seine Bestimmung auf Erden. Aber selbst seine vergeblichen Versuche dienen zur Bereicherung seiner Kenntnisse. Er irrt oft lange im Labyrinthe, bis er den geraden einfachen Weg entdeckt, der zur Wahrheit und zur Beruhigung führt. — Er ist am Ziele, wenn er die unübersteiglichen Schranken seines Geistes gewahr wird, sie als die Gränzpfähle erkennt, und anbetet und ruft: Herr! deine Wege sind unerforschlich! So viel Licht, als wir auf dem Wege gebrauchen, den zu wallen wir hienieden bestimmt sind, ist uns gegeben, ein größeres würde uns nur blenden und verwirren. Mit diesem Vertrauen zu der Weisheit und Güte unseres Got-

tes, nehmen wir die heiligen Urkunden aus der Hand der Vorsehung, und verehren sie. Sie enthalten die Quellen aller unsrer Erkenntnisse. — Ist die Menschheit im Laufe mehrerer Jahrtausende weiter gerückt; ist sie durch Beobachtung, Fleiß, Scharfsinn in die Tiefen der Geister- und Körperwelt weiter gedrungen als unsere Vorältern; hat sie die Gränzen ihrer Untersuchungen und Nachforschungen näher bestimmen gelernt, so kann dieses unsere Verehrung für die heilige Schrift nicht vermindern. Haben die Weisen späterer Zeit mit angestrengter Bemühung neue Beweise von der Allmacht, Größe, Unermeßlichkeit des Urhebers aller Wesen entdeckt; ist es ihnen gelungen, den Mehrtheil der kultivirten Menschheit bis zur unbestreitbaren Evidenz zu überzeugen, daß unser Erdkörper ein unbedeutender Punkt in dem Systeme der Welten sei, so soll uns das nicht irren, daß die mosaische Schöpfungsgeschichte davon schweigt, daß in ihr alles sich nur auf Erdschöpfung bezieht. — Dort ist freilich der ganze Himmel mit den unzählbaren Gestirnen bloß als ein Prachtgewölbe, bloß als eine Vorrathskammer von Regen für die winzige Erde aufgestellt — was thut das? Diese Kenntniß war für die Kinderwelt hinlänglich. — Es soll uns nicht irren, daß in jener Darstellung Sonne und Mond als Lichter, oder als leuchtende Körper einzig und allein zur Erhaltung und zum Nutzen eines unbedeutenden Punktes bestimmt sind, da wir doch überzeugende Beweise haben, daß der Mond an und für sich gar nicht leuchtet, und nur von der Sonne sein Licht empfängt. — Es soll für uns kein Einwurf gegen die Göttlichkeit jener Urkunde sein, daß der Erdbildung fünf volle Tage und zur Erschaffung des übrigen unermeßlichen Weltalls und seiner unzählbaren Sonnensysteme nur Ein Tag gewidmet ist.

— Wir werden vielmehr in dieser Offenbarung die Allgüte Gottes erkennen, die sich zu der Fassungskraft einer noch ungebildeten Welt herunterläßt, um sie zu belehren und zu weitern Fortschritten fähig zu machen. Wir werden Gottes Allmacht bewundern, daß er dem Menschen die Fähigkeit gegeben, seine Geisteskräfte zu entwickeln, und aus eigenem Vermögen Kenntnisse zu erwerben, welche ihn zum Bürger einer andern Welt reifer und fähiger machen. Dieser für ihn so geebnete Weg, wodurch er seine höhere Bildung sich selbst verdankt, vermehrt auf der einen Seite sein Verdienst, so wie es auf der andern seine Freude erhöhet. — —

Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, genügt dem Menschen nicht nur, was ihm geoffenbaret worden, sondern auch die Art und Weise, wie es geschehen ist. Sein Gemüth erhebt sich, wenn er in der ersten Urkunde die Geschichte seiner Erschaffung dargestellt findet — Er, auf der Stufenleiter der belebten irdischen Wesen der Erste und Ausgezeichnetste, krönt nicht allein das Schöpfungswerk, sondern er wird, ganz in dem Geiste der Morgenländer, mit einer besondern Feierlichkeit in die Welt eingeführt, deren Statthalter zu sein er bestimmt ist. — Wie bei der Wahl eines Landesfürsten, versammelt der Weltherr gleichsam erst einen weisen Senat, um, menschlicher Weise zu reden, mit demselben zu überlegen, wie dieser Erdengott, sein Lieblingsgeschöpf, den er wenig den Engeln — Elohim — nachsetzt, auszustatten sei. — Wie ist dieses alles den Begriffen einer Kinderwelt angemessen! wie getreu in dem Sinne eines Orientalen gebildet; wie einfach und erhaben und kunstlos!

Was dieser Darstellung am mehrsten den Eingang in das

menschliche Gemüth erschwert hat, liegt, wie es scheint, in der neu erfundenen und üblichen Kunstwörtersprache, die fast allen theologischen Schulen eigen ist. Es hat nicht wenig Irrthümer und Mißverständnisse veranlaßt, daß man Alles in göttlich und menschlich, in heilig und profan, in Sprache des Verstandes und in Dichtersprache eingetheilt hat. — Die hebräische Sprache kennt diese Scheidewände in dem Sinne, worin die abendländischen Sprachen sie nehmen, nicht und unterscheidet auch nicht so genau. Sehr natürlich. Je weiter die Geistesbildung fortschreitet, je schärfer sie die Verschiedenheiten bemerkt, je bestimmter sie die Ideen trennt, je mehr Zeichen sind erfoderlich, um sie im Gedächtnisse festzuhalten. Dadurch erlangt die Sprache Fülle und Reichthum. Je größer die Sammlung der Beobachtungen, besonders in der intellektuellen Welt wird, je freier die Unterschiede sind, die der Scharfsinn ergrübelt, je umfassender wird der Sprachschatz. Um ihn zu ordnen, werden Abtheilungen und Unterabtheilungen gemacht. Es entstehen aus Einer mehrere Sprachen: die gewöhnliche, die theologische, die metaphysische oder philosophische, die poetische u. s. w. Davon weiß die Urwelt nichts; wenigstens sind sich die Sprachbildner dessen nicht bewußt. Daher erscheint die Sprache der Morgenländer bilderreicher, sinnlicher, feuriger. Der Abendländer, der stetige Erfinder neuer, eigenthümlicher, keine sinnlichen Bilder erweckender Zeichen und Benennungen giebt den seinigen den Vorzug, und thut wohl daran, ihnen den Vorzug zu geben; denn je transcendenteller der Ausdruck, je weniger ist er der Mißdeutung unterworfen. So sagen wir z. B., die Natur hat diesen Baum hervorgebracht, wo der Hebräer in Ermangelung dieser abstrakten Benennung sagen muß: Gott hat den Baum gepflanzt. Wir sagen: Newton

hat durch die Kraft seines Verstandes sehr wichtige Wahrheiten entdeckt, der Hebräer muß sagen: der Geist Gottes ruhete auf dem kunstverständigen Bezallel. Er hat keinen andern Ausdruck dafür, und daher das Bedürfniß, jede Veränderung, nicht bloß die in der geistigen Natur, unmittelbar der Gottheit zuzuschreiben. Jede Erfindung, jede schnelle, unerwartete, lebhafte Ideenverbindung erhält, wenn sie bekannt wird, in der hebräischen Sprache den Karakter der göttlichen Eingebung. Die heiligen Urkunden liefern dazu die Beweise fast auf jeder Seite. Wem sind die Ausdrücke: ein Berg Gottes, ein Wind Gottes, ein Sohn Gottes, ein Mann Gottes, ein Geist Gottes unbekannt? Wie natürlich ist es daher, daß dem Leser, dem in den neueren Sprachen die abstrakten und philosophischen Bezeichnungen geläufig geworden sind, jene Benennungen, jene Ausdrücke, jene Redensarten als Produkte der Einbildungskraft erscheinen, und wir werden sie, in Vergleichung mit den unsrigen, bald dichterisch, bald begeistert nennen, wenn sie es auch in der Wirklichkeit nicht sind. — Fern sei es also von uns, die Schöpfungsgeschichte so unrichtig zu beurtheilen. Sie ist weder zur Ergötzlichkeit erfunden, noch ein Dichtergemälde, noch eine Erzählung vorgetragen im poetischen Gewande. — Wenn sie manchem geistreichen Manne so erschienen ist, so liegt das in seiner Lage, in dem Gesichtspunkte, aus welchem er sie erblickt, in der Verschiedenheit des Kulturgrades, in welchem er gegen die Urwelt steht. Sie ist vielmehr eine treue Relation derjenigen Wahrheiten, die Moses in seiner und seines Volks Sprache empfangen und den Israeliten mitgetheilt hat. Will man sie deswegen eine Erzählung der poetischen Welt zugehörig nennen, weil alle Erscheinungen in dem Jugendalter der Menschheit, in einer

regeren, lebendigeren, feurigeren Gestalt aufgefaßt werden, so mag dies immerhin geschehen. Nur hüte man sich vor der Vorstellung: die Schöpfungsgeschichte sei etwa wie das Werk eines Dichters neuerer Zeit, der im Besitze mehrerer Idiome vorzüglich das Bilderreiche wählt, um desto kräftiger und inniger auf das Gemüth des Zuhörers oder des Lesers zu wirken. Dieses ist dem Geiste unserer Religion durchaus zuwider, und es ist klar, daß der Streit über Verschiedenheit der Zeichen, des Tons und der Ansicht, wenn man sich gehörig verständigt, ein bloßer Wortstreit wird; in der Sache selbst ist man einig.

Ueber die Einrichtung einer Volkslehre.

Nach den Begriffen des Verfassers über den Patriotismus.

(Aus einer mündlichen Unterhaltung mit M. niedergeschrieben.)

Man ist gewohnt, in der eingeführten Volks- und Kinderlehre das Zeitliche dem Ewigen, dieses Leben der Zukunft, die jetzige Wohlfahrt der Seligkeit allzusehr entgegen zu setzen. — Als wenn uns dieses Zeitliche von der Vorsehung nur beschieden wäre, um zu sehen, mit welcher Gleichgültigkeit wir es aufopfern würden. — Gleichwohl ist dieses Zeitliche ein Theil der Ewigkeit, und mit ihr aus Einem Stücke. — Der Mensch ist zwar von ewiger Dauer, allein ihm wird niemals mehr, als ein Izt zu Theil. Er lebt und genießt immer nur in dem Zeitlichen, niemals in dem Ewigen. Er ist in dem Zeitlichen der Glückseligkeit fähig oder — niemals. Es ist wahr, so oft das zeitliche Wohl mit den Folgen für die Fortdauer nicht bestehen kann, ist die Aufopferung Tugend. Aber das Verdienstliche dieser Tugend besteht nicht in der Verachtung des Zeitlichen, sondern in der Bereitwilligkeit, höhern Pflichten den Vorzug zu lassen. Ja, das Verdienst ist desto größer, je wichtiger uns das Zeitliche ist, das wir in Kollisions-Fällen aufzuopfern bereit sind.

Religion und Staat, Weltklugheit und Gottseligkeit, Sophisten und Schwärmer haben diese Objekte entgegengesetzt. — In den Augen des Weltweisen sind sie, wie das Nützliche

und Gute, derselbe Begriff in verschiedenen Verhältnissen betrachtet. — Die Religion, die mit der Wohlfahrt der Gesellschaft nicht bestehen kann, ist nicht die wahre. Die Staatsklugheit, die der wahren Religion zuwider handelt, ist Thorheit, untergräbt die Wohlfahrt der menschlichen Gesellschaft, anstatt sie zu befestigen.

In der endlosen Laufbahn, welche die Vorsehung einem jeden Menschen vorgezeichnet hat, macht das Leben hienieden, der Zeitraum, den das Individuum hier auf Erden zubringt, eine Epoche. Die Merkmale dieser Epoche sind: Entwickelung der Kräfte und Fähigkeiten in dem gesellschaftlichen Leben und durch dasselbe.

Ohne geselliges Leben ist der Mensch eine Knospe, die kein Sonnenschein zum Aufbrechen begünstigt. Der Keim erstickt zwar nicht, und bleibt einer künftigen Vegetation vorbehalten; allein diesmal welkt sie hin, ohne ihre verborgenen Schönheiten auszubreiten. — Auch der Vogel, der in einem Käfige stirbt, ist von der Natur zum freien Herumfliegen bestimmt gewesen, und hat dazu die Flügel bekommen.

Entwickelung unserer Kräfte und Fähigkeiten durch das gesellschaftliche Leben ist also auf Erden unsere Bestimmung, der Endzweck unseres Hierseins, der Wille Gottes, unsere Glückseligkeit; also Hauptgrundsatz in der Sittenlehre der Religion und derVernunft, in der Politik, in der Pädagogik, in dem gymnastischen Theile, der den Körper und die Geschicklichkeit desselben angehet, sowohl, als in dem musikalischen Theile, der die Seele und ihre Fähigkeiten ausbilden lehrt. — Das ganze Leben des Menschen ist Erziehung. — Der Knabe wird in der Schule zum Manne; der Mensch in dieser Welt zu einem höhern Wesen erzogen. Theologie und Politik enthalten die

Vorschrift dieser großen Erziehung. Sie arbeiten beide nach einem Plane, oder verderben statt zu vervollkommenen.

Es ist wahr, die Verbindung der Politik mit der Religion ist einem unseligen Mißbrauche unterworfen, und das menschliche Geschlecht hat lange genug die Marter empfunden, die ein solcher Mißbrauch zur Wirkung gehabt. Locke selbst hat geglaubt, diesen Mißbrauch nicht anders verhüten, und das edelste Kleinod des Menschen, die Gewissensfreiheit nicht anders sichern zu können, als wenn er die Idee eines Staats bloß auf das Zeitliche einschränkte, um ihn völlig von allen Eingriffen in die Meinung der Menschen, hinsichtlich ihrer künftigen Seligkeit, zu entfernen. — Er lebte in einer Zeit, in welcher die wahren Begriffe von Duldsamkeit noch nicht aufgeklärt genug gewesen; um nicht auf die eine abschüssige Seite des Vorurtheils zu wanken, mußte man auf die entgegengesetzte einlenken. — Aber es war doch immer Abweichung von dem Wege der Wahrheit. — Wir leben, Dank sei der ewigen Vorsehung, in solcher Zeit, und in einem solchen Staate, in welchem wir aus Furcht vor dem Vorurtheile der Wahrheit nichts vergeben dürfen. —

Der vollkommenste Staat wird also derjenige sein, in welchem die Menschen durch öffentliche Vorkehrungen am fähigsten werden, ihrer Bestimmung treu zu bleiben, das ist: dem Willen Gottes und dem Wege seiner Vorsehung gemäß, ihre Fähigkeiten und Kräfte auszubilden, sich zu vervollkommnen. Die Glückseligkeit des Staats besteht nicht in der Volksmenge, nicht in Reichthum, nicht in der Macht, nicht in Freiheit, auch nicht in der Einigkeit allein, sondern in allen diesen zusammengenommen; weil alles dieses Mittel sind, die Menschen auf dem Wege der Natur zu ihrer Bestimmung zu führen.

Der Endzweck der Natur ist Entwickelung der Kräfte. Jedes Bedürfniß hört mit der Befriedigung auf, dringend zu sein. Jede Federkraft wird losgespannt, indem sie sich entwickelt. Daher der beständige Kreislauf in den Weltbegebenheiten, die unaufhörlichen Umwälzungen der Staaten und ihrer Schicksale. Die Abänderung selbst ist der Bestimmung des Menschen gemäß, ist Endzweck der Natur. — Die Erziehungsanstalt bleibt mit geringer Veränderung eben dieselbe, indem erwachsene Zöglinge in die große Welt übergehen, und jüngere an ihre Stelle kommen. Jede Staatsverfassung, die schlimmste selbst nicht ausgenommen, begünstigt gewisse Triebfedern der menschlichen Natur, und setzt sie in thätiges Spiel; so wie jede Lage des menschlichen Körpers gewisse Muskeln in eine freiere Bewegung setzt. — Nur durch beständige Abwechselung der Lage und Stellung wird der menschliche Leib vollkommen ausgebildet. — Die Glieder eines Staats haben mannigfaltigen Willen, mannigfaltige Kräfte. — In der Vereinigung derselben zum allgemeinen Besten besteht die Vollkommenheit der Regierung. Aus den verschiedenen Nüancen, in welchen sich diese Mannigfaltigkeit und Einheit einander einschränken und abändern, entspringen die verschiedenen Regierungsformen.

Die Monarchie schränkt die Mannigfaltigkeit ein, um desto größere Einheit zu erhalten. Sie legt dem Willen der Glieder einen Zwang auf, und schränkt den freien Gebrauch ihrer Kräfte ein, aber zum Besten der Vereinigung. Die Republik sieht mehr auf die Mannigfaltigkeit, und setzt ihr die Einheit nach. — Sie erhält den Willen der Glieder bei mehrerer Freiheit, aber mit einigem Verlust auf Seiten der Vereinigung. — Der Despotismus vernichtet die Mannigfaltigkeit unter dem Scheine der vollkommensten Einheit. Aber nur

unter dem Scheine, denn, indem er den freien Willen der Glieder völlig vernichtet, hört der Staat auf, eine Vereinigung moralischer Wesen zu sein, und man erhält ein physisches Ganze, statt eines sittlichen Systems. — — Die Anarchie löset die Einheit auf unter dem Scheine der vollkommensten Mannigfaltigkeit, das ist: der uneingeschränktesten Freiheit der Glieder; aber wiederum nur unter dem Scheine. — Eine Freiheit, die nicht zum allgemeinen Besten abzielt, ist ungebundene Freiheit.

Der Wille aller Glieder ist in der Monarchie dem Willen des Monarchen, und im despotischen Reiche der Willkühr des Despoten unterworfen. — Der Wille hängt von der Vernunft und ihren Gesetzen ab. Die Willkühr wird von Laune und Eigensinn gelenkt. — Der Monarch herrscht durch allgemeine Gesetze; der Despot durch einzelne Eingebung der Laune, durch Machtsprüche. Je nachdem in einem Staate die allgemeinen Gesetze mehr oder weniger durch Machtsprüche gehemmt und in ihrer Wirkung gehindert werden, desto mehr oder weniger neigt sich eine monarchische Regierungsform zum Despotismus. Ein vollkommener Despotismus im Staate, in welchem Alles nach Willkühr eines Menschen, nichts nach allgemeinen Gesetzen geschieht, ist in der Natur unmöglich.

Der Unterthan eines despotischen Staats ist keines politischen Unterrichts fähig. — Alle Pflichten desselben laufen am Ende auf unbedingten Gehorsam hinaus, (wenn anders eine gleichsam physische Nothwendigkeit noch Pflicht zu nennen ist.) Seine Triebfeder ist — Furcht, seine Rechte — eine Null.

Von dem monarchischen Unterthan wird auch Gehorsam und Unterwürfigkeit gefodert; aber nur gegen die Willensmeinung des Beherrschers, nicht gegen seine Willkühr,

gegen die allgemeinen Verordnungen des einzigen Gesetzgebers im Staate, aber nicht gegen Machtsprüche, die nur einem Despoten entfahren können. — Die Gesetze des Monarchen heischen unbedingten Gehorsam, seine Person Liebe und uneingeschränktes Zutrauen, seine Machtsprüche, höchstens in unschädlichen Fällen, kindliches Nachgeben.

Dem geringsten Unterthan müssen die Gesetze bekannt gemacht werden, denen allein er Gehorsam zu leisten hat. Er muß von seinen Pflichten gegen jeden ihm Vorgesetzten auf eine seiner Fassung gemäßen Weise unterrichtet werden. Wenn er aber seine Pflichten kennen soll, so muß er auch erfahren, was seine Rechte und Befugnisse sind, die ihm sein Dasein werth machen, und ohne welche keine Pflichten Statt finden. — Pflichten ohne Rechte, Verbindlichkeit ohne Befugniß gleichen einer Last, die ohne Kraft in die Höhe gehoben werden soll; eine Wirkung ohne Ursache.

Und der niedrigste Stand ist eines solchen Unterrichts fähig. — Hält man das geringste Volk für würdig, es von seinen Pflichten gegen Gott und die Religion zu unterrichten — und was ist der Mensch ohne diesen Unterricht? — so muß es auch von seinen Pflichten gegen die Gesellschaft, so wie von seinen Rechten und Befugnissen belehrt werden können. — Der Mann, der von seiner Hände Arbeit lebt, muß seine Bestimmung auf Erden wissen, und die Mittel erfahren, wie er durch das gesellige Leben derselben Genüge zu leisten hat.

Ohne Religionsunterricht ist der Mensch ein reißendes Thier, ohne politischen Unterricht ein verirrtes Lamm, das jedem reißenden Thiere zum Raube werden kann. — Ist der gehörige Unterricht von Gott, der Vorsehung und von der Be-

stimmung des Menschen vorhergegangen; so folgt zuvörderst die Lehre von den Pflichten gegen das Hauswesen.

Man zeige dem gemeinsten Manne, was für Rechte und Pflichten ihm als Vater, Sohn, Ehemann, Herr und Knecht zukommen. Er lerne einsehen, wie der Mensch ohne geselliges Leben keiner Glückseligkeit, weder in diesem noch in jenem Leben fähig sei. — Die kleinste Gesellschaft erfodert Unterordnung. Es kann kein Hauswesen ohne Unterordnung bestehen. Unterordnung erfodert Verschiedenheit in Rechten und Pflichten; erfodert Gesetze und Unterwürfigkeit, Befehl und Gehorsam. Wehe dem Hauswesen, in welchem alle Glieder gleiche Macht, gleiches Recht und gleiche Verbindlichkeit haben!

Von dem Hauswesen läßt sich mit geringer Veränderung die Anwendung auf den Staat machen. — Die Glückseligkeit der Familien erfodert eine genauere Verbindung unter denselben zu einem allgemeinen Ganzen, zu einem System, in welchem sie sich vereinigen, ihre gemeinsame Wohlfahrt zu befördern. — Auch hier ist die Unterordnung unentbehrlich. — Gesetze und Unterwürfigkeit, Befehl und Gehorsam, Verschiedenheit in Ständen, Rechten und Pflichten, Mannigfaltigkeit in den Verhältnissen der Glieder zum Ganzen, sind die Bande, ohne welche das Gebäude in Trümmer zerfällt. — — Nach dieser allgemeinen Einleitung sondere man den Unterricht für das Volk, mit dem Verfasser der Abhandlung über den Patriotismus, in die von ihm bestimmten Klassen ab.

Für die geringste Klasse: — Deutliche Aphorismen, Sätze ohne Beweise, höchstens mit Stellen aus der Schrift belegt. Von Monarch und Unterthan, — Pflichten gegen die Obrigkeit, — unbedingter Gehorsam gegen Gesetze, nicht gegen Personen. — Liebe und Zutrauen gegen Vorgesetzte, — Befug-

nisse und Rechte — des Menschen — des Bürgers, — Sicherheit der Person und des Eigenthums — Gewissensfreiheit — Einfalt der Sitten dieses Standes, — häusliche Ruhe, — Unschuld — Zufriedenheit. —

Für die mittlere Klasse: — Sätze in wissenschaftlicher Verbindung mit Gründen der Religion und der Vernunft unterstützt, — Beitrag zur Wohlfahrt des Menschen, — Einfluß der Gewerbe, Handlung, Künste und Wissenschaften auf die Glückseligkeit des geselligen Lebens überhaupt — des Staats insbesondere. — Vergleichung der Regierungsform, — Vorzüge der vaterländischen Regierung — Liebe zum Vaterlande — bürgerliche Ruhe und Eintracht, — Verdienst und Belohnung. —

Für die Klasse der Edeln: — Dieselbe Form des Vortrags. — Verbindung der Völker, — Pflichten und Rechte der Staaten gegen einander, — Aufrechthaltung der allgemeinen Ordnung — durch Gesetze und Handhabung der Gerechtigkeit, — durch kluge Anwendung der Macht, — Sicherheit des Staats, — Vertheidigung seiner Rechte, — Befugniß des Krieges, — Pflichten des Kriegsmannes gegen das Vaterland, — gegen Feinde — Aufopferung — Ehre und Nachruhm. —

Mendelssohns Antwortschreiben

an

Charles Bonnet.

Dem Herausgeber mit folgendem Vorworte mitgetheilt
von Herrn David Friedländer.

Folgender Brief ist meines Wissens nirgends gedruckt, und also auch nicht bekannt worden. Vielleicht wird er selbst dem Literator willkommen sein, weil er die Geschichte der Lavaterschen Uebereilung ergänzt, und einen neuen Stempel der Wahrheitsliebe auf den Karakter unseres Weltweisen drückt. — Zum Verständniß derjenigen meiner jungen Leser, die von dieser Angelegenheit zum ersten Male reden hören, wird Folgendes hinlänglich sein. — Lavater hatte vor etwa 50 Jahren eine Schrift des als Naturforscher und Philosophen rühmlichst bekannten Bonnet aus dem Französischen übersetzt. Sie führte den Titel: „Untersuchung der Beweise für das Christenthum." Er eignete sie unserm Mendelssohn mit einer gedruckten Zuschrift zu, worin er den Juden auffoderte, entweder die aufgestellten Beweise zu widerlegen, oder die Religion seiner Väter zu verlassen. Diesen Antrag nahm L. nach erfolgtem Briefwechsel mit dem Weisen förmlich zurück; besonders da alle ehrwürdige und fromme Männer der damaligen Zeit die unüberlegte Zumuthung höchlich gemißbilligt hatten. Bonnet selbst wußte nichts davon, weil er sie sonst wahrscheinlich verhindert hätte. (S. Schr. M—s an Lavater. Berlin, bei Fr. Nicolai 1770.)

In diesem Schreiben hatte der Angegriffene gesagt: a) Die mehrsten philosophischen Hypothesen des B. wären auf deutschem Grund und Boden erwachsen; b) die allgemeinen Betrachtungen, die derselbe in seiner Schrift voraussetzt, wären nicht der gründlichste Theil seines Werks; und endlich c) die mehrsten Schlußsätze des christlichen Weltweisen scheinen so wenig aus den Vordersätzen zu folgen, daß er (Mendelssohn) sich getraute, welche Religion man wolle, mit denselben Gründen zu vertheidigen. Diese Behauptungen, besonders die letzte, hatten den Genfer Gelehrten verstimmt, und er schrieb einen, vermuthlich etwas empfindlichen Brief an M., worauf nachfolgender die Antwort ist. Bonnets Schreiben ist wahrscheinlich verloren gegangen. — M—s Antwort mag vielleicht keine Erörterung enthalten, die er nicht, wenn auch später, in seinen Schriften, vorzüglich in seinem gehaltreichen „Jerusalem," besser, deutlicher und eindringender entwickelt hat. Indessen möchten doch einige Punkte hier klärer beleuchtet sein, zu welchen jene Schriften keine Gelegenheit darboten. Und in dieser Hinsicht dürfte der Brief dem Gelehrten, wäre es auch nur der Vollständigkeit wegen, nicht unwillkommen sein. — Die Literatoren gleichen hierin den Kunstfreunden; auch diese nehmen Skizzen, Aetz- und Probedrucke in ihre Sammlungen auf, selbst wenn sie die ausgeführten Werke der Meister besitzen. Auch der Numismatiker verschmäht minder ausgeführte Kunstgebilde nicht, die einer merkwürdigen Epoche ihr Dasein verdanken, wenn auch der Künstler in spätern Zeiten einem andern Werke desselben Gegenstandes mehr Vollendung und höheren Werth gegeben hat. — Das Haupterforderniß ist Aechtheit und Gleichzeitigkeit. — Für beides kann eingestanden werden, wenn es noch sonst einer Verbürgung bedürfte. — Für

meine Religionsgenossen, denen der Brief vorzüglich gewidmet ist, enthält derselbe sehr wichtige Ideen, die zum Nachdenken vielen Stoff darbieten, und es wäre ein sehr betrübender Gedanke, wenn unsere jungen Männer an dergleichen Untersuchungen weder Freude noch Interesse mehr fänden.

Der Brief in deutscher Sprache ist Urschrift; Bonnet bekam, wie zu vermuthen steht, eine Uebersetzung davon. Die Abschrift ist zwar nicht von Mendelssohns eigener Hand, aber von ihm selbst theils verbessert, theils mit Zusätzen vermehrt, und hie und da verräth der Stil, daß der Verfasser dem Uebersetzer in die Hand gearbeitet hat.

D. F.

Mein Herr!

Die unangenehme Empfindung, die Sie von dem Vorfalle zwischen Herrn Lavater und mir gehabt, und die weise Bescheidenheit, mit welcher Sie sich in Ihrem Schreiben vom 12ten dieses darüber äußern, hat mich bis zu Thränen gerührt. — Es ist seltsam, daß drei gute Menschen, die sich einander aufrichtig wohlwollen, mit dem besten Willen von der Welt sich einander wechselsweise Verdruß machen müssen. — Was mich am meisten beschämte, war, daß Sie allein bei dem ganzen Vorgange sich nichts vorzuwerfen haben.

Der Diakonus zu Zürich hat seine Uebereilung so gut als eingestanden; aber auch ich bin nicht von aller Unbedachtsamkeit freigeblieben. — Die inneren Kränkungen, welche ich über des Herrn Lavaters Zumuthung gelitten, ließen mich auch gegen Sie weniger Bescheidenheit äußern, als ich Ihren Verdiensten, und dem Bewußtsein meiner Schwachheit schuldig bin. —

Ich hatte mir die Lage der Sache nicht so vorgestellt, wie ich sie jezt finde.

Der Uebersetzer, dachte ich, wird diesen seltsamen Schritt nicht ohne Vorwissen des Verfassers gethan haben; also ist die Auffoderung von dem Verfasser der Palingenesie gebilligt worden, also — bedenken Sie selbst, was sich aus dieser falschen Voraussetzung für Folgen ziehen lassen! — Ich wartete einige Monate, ob nicht etwa ein Wink von Seiten des vortrefflichen Palingenesisten mich eines Bessern belehren werde. Erst zu Ende des Dezembers meldet mir Herr L., daß Sie seine Zueignungsschrift in der That mißbilligten. Allein damals war mein Schreiben an den Herrn Lavater schon herausgegeben, schon mehr als 13 Tage auf dem Wege nach Zürich.

Verzeihen Sie, weiser Menschenfreund, dem Diakonus zu Zürich, und dem Juden zu Berlin das unverschuldete Mißvergnügen, das wir Ihnen verursacht haben, und übergeben Sie das Vergangene der ewigen Vergessenheit.

Es ist unser Aller nicht anständig, daß wir öffentlich wider einander auftreten, um dem müßigen Theile des Publikums einen Zeitvertreib, dem Einfältigen ein Aergerniß zu geben, und dem Verächter des Wahren und Guten ein boshaftes Vergnügen zu machen. Wenn wir die Masse unserer Erkenntniß zergliedern, so werden wir sicherlich in so vielen wichtigen Wahrheiten übereinstimmen, daß meines Erachtens wenig Individuen von Einer Religion harmonischer denken können. Die wenigen Punkte, die uns etwa noch trennen, können, der Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts unbeschadet, noch Jahrhunderte lang unerörtert bleiben. Noch sind die Wahrheiten, die wir gemeinschaftlich erkennen, nicht aus-

gebreitet genug, daß wir der guten Sache von der Erörterung dieser streitigen Punkte großen Nutzen versprechen können. Sind mit diesen Sätzen die Benennungen von Christenthum und Judenthum verbunden? Was thut dieses? In unsern Ohren werden diese Namen nichts feindseligeres haben, als die Namen Cartesianer und Leibnitzianer. — In welcher glückseligen Welt würden wir leben, wenn alle Menschen die Wahrheiten annähmen und ausübten, die die besten Christen und die besten Juden gemein haben. Sie können sich leicht denken, daß ich bei solchen Gesinnungen nicht die beste Anlage zum Polemiker haben kann, und Sie, mein Herr, scheinen von der Natur zu diesem Amte nicht besser begünstiget zu sein. Ihre Sanftmuth und (erlauben Sie mir diese Ausdrücke) fast zu weit getriebene Bescheidenheit, schicken sich für keinen geistlichen Athleten. — Ich halte den Diakonus zu Zürich für wahrheitliebend genug, sich hierin von Ihnen belehren zu lassen. In diesem Falle ist unsere Streitsache geendigt, und sie hat für mich die unschätzbare Folge, daß ich dadurch mit einem der berühmtesten Weltweisen unserer Zeit in Bekanntschaft und Briefwechsel gerathen bin.

Mein unvergeßlicher Freund Abbt, der Ihnen meinen Namen genannt hat, besaß ein wenig von der Eigenschaft, die sie dem Herrn L. verweisen, und die an einem jungen Menschen von großen Hoffnungen lobenswerth, aber im Zügel zu halten ist. Enthusiastisch für das Gute und Schöne lobte er jede Spur davon aus der Fülle des Herzens, ohne zu bedenken, daß ein Lob desto weniger nützen und auch desto weniger gefallen kann, je uneingeschränkter es ist.

Ein Beweis davon ist seine Vorrede zu der Broschüre

von meinen Schriften, *) die er unter Ihren Augen ins Französische übersetzt hat. Hingegen wurde der große Begriff, den er mir in seinen freundschaftlichen Briefen von Ihrem Karakter sowohl als von Ihren Einsichten beigebracht, durch die **Considerations sur les corps organisés**, die zu der Zeit herauskamen, vollkommen bestätigt, und seit der Zeit habe ich Ihre Schriften immer mit Vergnügen und Nutzen studirt.

In der Voraussetzung, daß Ihre Untersuchung dazu dienen sollte, andere Religionen zu widerlegen, konnte ich sie weder gründlich noch philosophisch finden.

In der That, man kann die Sätze glauben, die Sie dem Christenthume zuschreiben, und ein Jude oder Mahometaner sein. — Alle die Lehren, die dem Christenthume eigen sind, und wodurch es sich von den übrigen Religionen, und selbst von der Religion der Vernunft unterscheidet, haben Sie sorgfältig verschwiegen, aus der liebreichsten Absicht von der Welt, wie Sie sich erklären, um keiner Sekte vor den Kopf zu stoßen. Dieses ließ mich die wahre Absicht, die Sie bei Ihrer Apologie gehabt, einigermaßen errathen, und ich habe mich's in meinem Schreiben an Herrn L. auch merken lassen. Allein die unglückliche Zueignungsschrift hatte mir einmal den wahren Gesichtspunkt verrückt, und ich erstaunte billig, daß man mir Lehren entgegensetzte, die von allen Religionen angenommen werden müssen, und das Christenthum nicht einmal von der Religion der Wilden (wenn sie eine haben) unterscheiden. In dieser Betrachtung hat mir jede Apologie, in welcher man sich auf die besondern Lehren des Christenthums einläßt, und solche mit der Vernunft übereinstimmig zu machen sucht, phi-

*) Die Briefe über die Empfindungen.

losophischer und gründlicher scheinen müssen, als die Ihrige. Außer den theologischen Schriften des großen Leibnitz, in welchen die allersubtilste Metaphysik zur Vertheidigung des Christenthums angewendet wird, giebt es in Deutschland sehr viele Apologien von dieser Art, von welchen ich nur einen Canz, Baumgarten, Sack nennen will.

Allein in dem Lichte, in welchem ich nunmehr Ihre Schrift betrachte, da sie, wie Sie selbst sagen, nur dazu eingerichtet ist: die Ungläubigen in Ihrer eigenen Kirche, die mit einer falschen Philosophie die Grundsätze ihres Glaubens bestreiten, auf bessere Gedanken zu bringen, muß ich mein Urtheil zurücknehmen.

Sie lassen mir übrigens vollkommen Gerechtigkeit wiederfahren, wenn Sie erkennen, daß ich durch die Worte:

„die mehrsten philosophischen Hypothesen des Verfas-
„sers sind auf deutschem Grund und Boden erwachsen
„u. s. w."

die Absicht nicht gehabt, Sie eines Plagiats zu beschuldigen. Selbst die Besorgniß einer falschen Auslegung, die man, wie Sie zu sagen belieben, meinen Worten, wider meine Absicht, geben könnte, würde mich befremdet haben, wenn ich nicht von ungefähr vor einigen Tagen in deutschen gelehrten Zeitungen gelesen hätte, daß Ihnen von Jemandem dergleichen lieblose Beschuldigungen gemacht worden sind. Ich glaube, daß man in metaphysischen Dingen mit solchen Beschuldigungen nicht behutsam genug sein könne. Neue Wahrheiten sind, wenn man will, in dieser Wissenschaft seit vielen Jahrhunderten nicht erfunden worden. Man hat von allen wichtigen Punkten, die untersucht zu werden verdienen, das Für und Wider schon so vielmal wechselsweise behauptet, daß, wer et-

was ganz Neues sagen will, beinahe etwas Ungereimtes sagen muß. Ja, wie ein alter Weltweiser schon geklagt hat, soll das Ungereimte selbst bereits zu seiner Zeit von noch ältern Weltweisen erschöpft gewesen sein. — Wo hat man nicht Leibnitzens Meinungen und Hypothesen gefunden oder finden wollen? Er selbst hat selten etwas behauptet, ohne es aus einer vielleicht übertriebenen Bescheidenheit irgend einem Alten zuzuschreiben. — Ich kann meiner Seits die Hypothese von präordinirten Wunderwerken, mit den ausdrücklichsten Worten, in verschiedenen Stellen des Maimonides, und die von einem subtilen, organisirten, ätherischen Leibe, der in diesem groben Körper eingehüllt, und der eigentliche Sitz der Seele ist, in alten Kabbalisten zeigen, die Ihnen sogar den Namen nach wahrscheinlicher Weise unbekannt sein werden. — Diese letzteren nennen diesen subtilen Körper **Ruach**, Geist, zum Unterschiede von der Seele, **Neschamah**, und sprechen: der Geist sei ein Vehiculum der Seele u. s. w. — Allein, wer in metaphysischen Sachen, wie Sie mit dem größten Rechte von sich selbst bemerken, die Begriffe aufheitert und die Wahrheit aus einem neuen Gesichtspunkte zeiget; wer sie mit andern richtigen Wahrheiten in Verbindung bringt, und dem planen Menschenverstande bis auf die subtilsten Spekulationen hinaufführt, dem kann meines Erachtens in dieser Wissenschaft das Verdienst der Erfindung nicht abgesprochen werden. — Ich bin weit von der Ungerechtigkeit entfernt gewesen, Ihnen dieses Verdienst streitig machen zu wollen, und erbiete mich, dieses bei der ersten Gelegenheit öffentlich zu erklären. Meine Absicht war bloß, wie auch der Zusammenhang jedem vernünftigen Leser zeigen muß, dem Herrn L. zu sagen, daß die philosophischen Grundsätze, die er mir zu meiner Bekehrung

anpreisen will, einem Deutschen nicht mehr neu sind, und daß nach dem Leibnitz die Monadisten alle, und vornehmlich Hansch, Bülfinger, Canz, Baumgarten, durch subtile Spekulationen dahin gekommen sind, wohin der Palingenesist auf dem Wege der Beobachtung leitet, und daß ich, als ein Deutscher, meine Landsleute gelesen habe. Die gehässige Beschuldigung, deren Sie erwähnen, ist mir dabei so wenig in den Sinn gekommen, daß ich auch nicht daran gedacht habe, ihr zuvor zu kommen, oder sie abzulehnen. —

Ich habe mich noch über die Stelle in meinem Schreiben zu erklären, die Sie so sehr befremdet hat. Ich sage: „Die Anwendung und der Gebrauch, den der Verf. von den „allgemeinen Betrachtungen zur Vertheidigung seiner Religion „macht, hat mir so unstatthaft, so willkührlich geschienen, daß „ich einen Bonnet beinahe ganz darin verkannt hätte," und Sie scheinen geglaubt zu haben, ich nehme die Bescheidenheit, mit welcher Sie Ihre Schlüsse dem Leser vorlegen, für ein Merkmal der Ungewißheit. Ich fahre fort: „Seine mehrsten Schlußsätze „scheinen mir so wenig aus den Vordersätzen zu folgen, daß ich „mich getrauen wollte, welche Religion man will, mit „denselben Gründen zu vertheidigen;" und Sie fragen: ob ich mich unterstände, mit eben den Argumenten die Religion eines Mahomets oder Confucius zu vertheidigen? Ob ich etwa die Sendung Moses und die Göttlichkeit seiner Gesetze zu beweisen, andere Gründe haben könnte, als diejenigen sind, deren Sie sich zum Behuf des Christenthums bedienten? — Ich werde mir die Freiheit nehmen, über diese Fragen mich etwas umständlich zu erklären. — Nach der Freimüthigkeit, die Sie von mir erwarten, muß ich Ihnen sagen, daß ich die sokratische Bescheidenheit, die mit der festen innerlichen Ueber-

zeugung die äußerlichen Merkmale der Schüchternheit verbindet, in Ihrer Schrift nicht verkannt habe, und daß ich viel mehr von der Materie als von der Form Ihrer Argumentationen gesagt habe, daß sie mir willkührlich und schwankend scheinen. —

In so weit eine jede Offenbarung ein historisches Faktum voraussetzt, kann ihre Wahrheit nicht anders als durch Ueberlieferung, Zeugnisse und Monumente dargethan werden. Hierin stimmen wir überein. Allein Sie, mein Herr, machen mit andern Apologisten des Christenthums die Wunderwerke zu untrüglichen Kennzeichen der Wahrheit, und glauben, sobald man glaubhafte Zeugnisse hat, daß ein Prophet Wunder gethan, so sei an seiner göttlichen Sendung nicht mehr zu zweifeln. Und nun beweisen Sie in der That durch eine sehr gesunde Logik, daß Wunderwerke nichts Unmögliches enthalten, und daß die Zeugnisse von Wunderwerken auch glaubwürdig sein können. Die Argumentation ist es, von der ich sage, daß man, welche Religion man will, dadurch vertheidigen könnte. In der That, mein Herr! glauben Sie denn nicht, daß wir (ich rede von meinen Glaubensbrüdern) auch Zeugnisse haben von unerhörten Wunderdingen, die lange nach den Zeiten Jesu von Nazareth von außerordentlichen Männern unseres Glaubens verrichtet worden sind? und diese Zeugnisse sind uns wenigstens so glaubhaft, so ehrwürdig als Ihnen die Ihrigen. Hier sind also Zeugnisse wider Zeugnisse.

Eine von meinen Glaubensgenossen selbst verfolgte jüdische Sekte in Polen und an den Gränzen der Ukraine will noch kürzlich Wunder gethan haben; und ich kenne ansehnliche, und so viel ich weiß, auch rechtschaffene Männer, die solche als Augenzeugen bestätigt haben. Ihre Widersacher und Verfolger

selbst gestehen ihnen die Fakta ein, schreiben sie aber, wie gewöhnlich, der Zauberei zu. —

Alles dieses ist schwarz auf weiß gedruckt, und zwar nicht von dieser Sekte selbst (wenigstens ist mir noch keine Schrift von ihr zu Gesichte gekommen), sondern von ihren Widersachern und Feinden, die sie als Zauberer und Verführer anklagen. — Niemand widerlegt diese Ankläger, und unsere Enkel, wenn sie diese Schriften zu sehen bekommen, müssen die Sache selbst als zugestanden annehmen, und, ich weiß selbst nicht was, daraus schließen, wenn auf Wunderwerke zu bauen ist. —

In dem erleuchteten Paris sollen, wie Sie und Ihr Uebersetzer mit Verwunderung selbst anführen, noch täglich außerordentliche Dinge geschehen, die, wenn wir das Faktum eingestehen, nichts anderes als Wunderwerke sein können. Die Wahrheit der Thathandlungen selbst ist schon oft von ganzen Magistratsverhandlungen mit Unterschrift und Siegel bekräftigt und beurkundet worden. Eine Menge von andern Zeugen nicht zu gedenken, die vor Gericht glaubwürdig gehalten werden müssen. Was wollen wir dieser Religionsparthei entgegensetzen? Wollen wir sagen, daß alle ihre Zeugen Betrüger oder Betrogene sind? Mit welchem Rechte? — Sie sagen in Ihrer Untersuchung, daß diese vorgegebenen Wunder keinen Glauben verdienen, weil es offenbar dem allerhöchsten Wesen unanständig sei, den Lauf der Natur um einer so unwichtigen Ursache willen zu unterbrechen, als die ist: ob in einem gewissen Buche gewisse Sätze enthalten oder nicht enthalten sind. Allein ich bitte um Verzeihung, wenn ich hier die strenge Billigkeit nicht finde, die der Palingenesist sonst seinen Gegnern selbst nicht zu versagen pflegt. Sie bedenken nicht (kann ein Schüler des Jansenismus sagen) daß diese Wunder, wenn sie zugegeben werden,

zugleich indirekte Beweise von der Wahrheit der päpstlichen Religion und des Christenthums überhaupt abgeben, und daß wir dadurch in den Stand gesetzt werden, alle übrigen Sekten und Meinungen der Menschen ohne alle Widerrede und Gegeneinwendung, durch den Augenschein zu widerlegen; wie kann Ihnen diese Aussicht unwichtig scheinen? — Ist es dem allerhöchsten Wesen unanständig, in unseren ungläubigen Zeiten die Wunder zu erneuern, wodurch es demselben vormals gefallen, den Glauben zu pflanzen? Ist es seiner unanständig, die Freigeister, die nicht glauben wollen, wenn sie nicht sehen, oder andere, die durch den Mißbrauch der Vernunft auf andere Wege gerathen sind, durch die unleugbare Evidenz der Sinne zurückzuführen? Sobald aber die allerhöchste Weisheit für nöthig finden kann, Wunder geschehen zu lassen, so wird sie wahrscheinlicher Weise diejenige Religionsparthei dazu ausersehen, die der Wahrheit auch in Nebendingen am nächsten kömmt. Gesetzt, der Umstand, wodurch sich diese besondere Sekte von allen übrigen unterscheidet, schiene von keiner Erheblichkeit, so bedenke man, daß es der Weisheit Gottes doch ganz gewiß nicht anständig sei, eine Unwahrheit zu begünstigen, sie möge wichtig oder unwichtig sein. Wenn sie daher aus andern wichtigen Absichten Wunder geschehen lassen will; so kann sie solche nirgend anders als bei der Sekte geschehen lassen, die in Allem die Wahrheit für sich hat. —

Man wird im alten und neuen Testamente manche Wundergeschichte finden, die eine sehr geringfügige Veranlassung gehabt; allein der Endzweck, der indirekt dadurch erhalten werden sollte, war immer groß und dem allerhöchsten Wesen anständig. Auf eine ähnliche Weise kann Gott in unseren Tagen Wunder verrichten lassen, um unmittelbar eine, wenn man

will, unwichtige Lehre zu bekräftigen, um mittelbar und indirekt aber alle Irrgläubigen und Ungläubigen in den Schooß der Kirche zurückzuführen u. s. w.

Ich wiederhole also meine Frage: was können wir diesen Leuten entgegensetzen, wenn wir unsern Glauben auf Wunder oder gar auf eine Tradition von Wundern bauen wollen?

Ob ich mich unterstände, die Religion des Mahomet oder des Confucius durch dieselben Gründe zu vertheidigen? — Vom Confucius ist mir nicht bekannt, daß er Wunder zu haben vorgegeben hätte, und seine Sittenlehre bedarf meiner Vertheidigung nicht. Aber wenn Mahomet sich herabgelassen, wie er sich ausdrückt, Wunder zu thun, und die Muselmänner die Zeugnisse davon durch Tradition und Monumente fortpflanzen, wodurch wollen wir sie widerlegen? Wollen wir ihre ersten Zeugnisse oder die Fortpflanzung derselben verdächtig machen, so steht ihnen der Weg der Retorsion offen. Es ist schwer, unendlich schwer, in dieser Sache sich auf seine eigene Unpartheilichkeit zu verlassen, und wie können wir verlangen, daß andere uns, die wir Parthei sind, zugleich als Richter erkennen sollen? — Die Wunder der Christen, Juden und Mahometaner widersprechen sich einander. In jeder Religion selbst widersprechen sich die Wunder, die verschiedene Sekten wollen aufzuweisen haben. Wo sind die Merkmale, wodurch wir in einer so wichtigen Sache Wahrheit und Irrthum unterscheiden können?

Ich finde von der andern Seite, daß zu der Zeit des alten Glaubens Wunderwerke für keinen untrüglichen Beweis von der göttlichen Sendung eines Propheten gehalten worden sind. Auch falsche Propheten haben Wunder thun können. Ob durch Zauberei, geheime Künste, oder vielleicht durch einen Mißbrauch der ihnen zu besserem Gebrauche verliehenen außer-

ordentlichen Kräfte und Gaben? getraue ich mich nicht zu entscheiden. Genug, daß die Gabe, Wunder zu thun, für kein untrügliches Merkmal der Wahrhaftigkeit gehalten worden ist. Der Gesetzgeber der Juden erklärt sich darüber mit deutlichen Worten (**Deuteron. K. 13, 2. 3. 4.**) und Jesus von Nazareth spricht eben so ausdrücklich, vielleicht noch entschiedener von der Unzuverlässigkeit der Wunderwerke. „Es werden falsche Christi „und falsche Propheten aufstehen, und große Zeichen und Wun„der thun, daß verführet werden" u. s. w. (Matth. 24, 24.)

Wenn also diese beiden Gesetzlehrer sagen, daß auch falsche Propheten Wunder thun können, so begreife ich nicht, wie ihre Nachfolger und Vertheidiger wider die klaren Worte der Schrift, Wunderwerke für eine untrügliche Quelle der Ueberlieferung ausgeben können.

Mit der Sendung Moses hat es eine andere Bewandniß. Diese gründet sich nicht bloß auf Wunderwerke, denn ich wiederhole es: Wunderwerke sind trüglich und von Moses selbst als trüglich ausgegeben worden. Sie steht vielmehr auf einem weit sicheren Grunde. Die gesammte Nation selbst, an welche die Sendung gerichtet war, hat die große göttliche Erscheinung mit Augen gesehen, und mit ihren Ohren gehört, wie Gott Moses zu seinem Gesandten und Dollmetscher eingesetzt hat. — Die Israeliten waren also sämmtlich Augen- und Ohren-Zeugen von dem göttlichen Berufe dieses Propheten, und sie bedurften weder eines ferneren Zeugnisses noch Beweises. Daher es auch heißt: (**Exod. 19, 9.**) „Und der Herr sprach zu Moses: „Ich werde mich in einer dicken Wolke dir offenbaren, damit „die Nation es höre, wenn ich mit dir rede, so werden sie „auch an dir immer glauben;" und an einem andern Orte (**ibid: 3, 12.**): „Dieses diene dir zum Beweise, daß ich dich

„gesendet habe, wenn du das Volk aus Egypten geführt ha„ben wirst, sollt ihr auf diesem Berge Gott anbeten.“

Die öffentliche Gesetzgebung war also der stärkste Beweis von der Sendung Moses, der alle Zweifel und Ungewißheit, welche durch Wunderwerke nicht gehoben werden können, unmöglich machte. Es ist wahr, Moses hat sehr große Wunder gethan, allein nach der Gesetzgebung, nicht mehr als Beweise von der Wahrheit seiner Sendung, sondern so oft es die Umstände und die Bedürfnisse der Nation erfoderten. Er berief sich aber allezeit mehr auf die göttliche Erscheinung, als auf seine Wunderthaten, wenn er der Nation ihren Unglauben verweisen wollte.

Die Israeliten sind ferner zwar von Gott durch Moses auch angewiesen worden, einem Propheten, der Wunder thun würde, zu gehorchen, wenn er ihnen die Befehle Gottes verkündiget. Allein, dieses ist nach unsern Religionsgesetzen ein bloß positives Gebot, so wie das Gesetz befiehlt, auf den Aussagen zweier Zeugen in Rechtsfällen zu entscheiden. Die Aussage zweier Zeugen ist nicht untrüglich, die Beweise, die von Wunderwerken hergenommen werden, sind es eben so wenig; allein das positive Gesetz muß in solchen Fällen tranchiren und unserm Zweifel Gränzen setzen, damit wir in vorkommenden Fällen eine unveränderliche Richtschnur haben, die nicht der Willkühr eines Jeden überlassen, sondern durch das Gesetz bestimmt ist. Der Glaube durch Wunderwerke gründet sich, unsern Religionslehren zufolge, bloß auf das Gesetz, nicht auf die Natur der Ueberzeugung; wer sich also auf Wunderwerke beruft, muß das Gesetz zum Grunde legen, das diesen Glauben verordnet. Will man aber durch logische Gründe uns die Wunderwerke als ein untrügliches Kennzeichen der Wahrheit

aufdringen; will man sogar auf das unumschränkte Zutrauen zu der Beweiseskraft der Wunderwerke unser Gesetz aufheben, und ein neues an die Stelle setzen, so fallen wir mit Recht in Unglauben zurück. Wir halten die Wunderwerke, deren sich so viele Religionen und Völker rühmen, gegen einander, setzen einer jeden alle übrigen entgegen, und versagen allen unsern Beifall.

Dieses sind ungefähr die Gedanken, die ich im Sinne gehabt, als ich gesagt: ich wollte mich getrauen, welche Religion man will, durch eben diese Argumentation zu vertheidigen

Sie sehen, daß sie sich nicht weniger auf den falschen Gesichtspunkt beziehen, aus welchem mich Ihr Uebersetzer das Werk betrachten lassen. Ich kann also keinen andern Gebrauch davon machen, als in einer Vertheidigung gegen Herrn L., wenn diese unvermeidlich sein sollte. Sobald ich indessen das Vergnügen haben werde, das Exemplar der Palingenesie zu erhalten, womit Sie mich beehren, so werde ich sie mit großer Begierde nochmals in der Urschrift lesen, wo mich weder die Zueignungsschrift noch die Noten des Uebersetzers verhindern werden, den rechten Gesichtspunkt zu treffen. Und gesetzt, wir könnten am Ende über einige in Ihrer Untersuchung enthaltene Betrachtungen nicht zusammen kommen, so kenne ich Ihre unverkennbaren Verdienste aus andern philosophischen Werken zu sehr, um jemals aufzuhören, Ihr fleißiger Leser und Bewunderer zu sein.

Mit unaussprechlicher Freude nehme ich übrigens Ihre Freundschaft an, die Sie mir so großmüthig anbieten. Sie ist das köstlichste Geschenk, das ein Sterblicher mir machen kann; und ich darf Ihnen, ohne Ihrer Bescheidenheit zu nahe zu treten, nicht ausdrücken, wie sehr ich Ihnen für diese Groß-

muth verbunden bin. Habe ich bisher dem Herrn L. den Verdruß aufrichtig vergeben, den er mir verursacht hat, so muß ich ihm nunmehr den verbindlichsten Dank dafür wissen; denn seine Uebereilung hat mich so glücklich gemacht, mich den Freund eines Bonnets nennen zu dürfen. Ich werde mir Mühe geben, mich täglich dieser Benennung würdiger zu machen, und wünsche nichts so sehr als eine Gelegenheit, die vollkommenste Hochachtung und aufrichtige Freundschaft zu zeigen, mit welcher ich die Ehre habe zu sein u. s. w.

Berlin, im Jahre 1770.

(Das nähere Datum fehlt.)

Moses Mendelssohn.

Schreiben von Mendelssohn *)

am 20. August 1770.

Während seines Streits mit Lavater.

(Mitgetheilt von Hrn. D. F.)

Mein Herr!

Ich antworte Ihnen in deutscher Sprache, weil ich das Französische zwar lese und verstehe, aber nicht schreibe. — Da Ihnen diese Sprache geläufig zu sein scheint, so belieben Sie nur immer fortzufahren sich ihrer zu bedienen, wenn Sie mir ferner das Vergnügen Ihrer Zuschrift gönnen wollen.

Von dem Vorfalle mit Herrn Lavater habe ich den Vortheil gehabt, einige gar gute Menschen kennen zu lernen, und mit ihnen in eine freundschaftliche Verbindung gekommen zu sein.

Sieht man bloß auf das, was öffentlich gesagt, geschrieben und gedacht wird, so möchte man — in trüben Stunden — über den langsamen Fortgang der Vernunft und die noch immer fortwährende Verschiedenheit der Urtheile und Meinungen derjenigen Menschen, die für die vernünftigsten gehalten werden, beinahe ungeduldig werden und alle Hoffnung aufgeben.

Wenn wir aber durch einen glücklichen Zufall das Zutrauen der guten Menschen gewinnen, so werden wir mit

---

*) Die Aechtheit dieses Briefes ist unbezweifelt, wie denn auch Stil und Gesinnungen es bekunden, aber an wen er gerichtet gewesen, ist nicht auszumitteln; der selige Nicolai glaubte, an einen gewissen Grafen von Linar. Er ist irgendwo schon gedruckt, ohne daß anzugeben ist: wo und wann? D. F.

Vergnügen gewahr, daß die Uebereinstimmung unter ihnen größer sei, als man glauben sollte, und daß bei allem äußerlichen Dissentiren, die Guten aus allen Weltgegenden und Religionen sich einander ähnlich sind.

Ich habe bei dieser Gelegenheit sehr alberne Privatschriften erhalten, aber auch einige von dem Werthe der Ihrigen, die mir unschätzbar sind.

Erlauben Sie mir aber auch, daß ich mich über einen Punkt in Ihrem Briefe ein wenig beschweren darf. Sie scheinen mir es als etwas ganz Außerordentliches anzurechnen, daß ich, ein Jude, von der Religion Jesu mit Hochachtung spreche, die Christen nicht hasse, ihnen keine Injurien sage u. s. w. Sie müssen also sehr wenigen von meinen Religionsgenossen diese Bescheidenheit zutrauen. — Lassen Sie uns aber auch Gerechtigkeit wiederfahren! —

Aben-Esra hat nur einige flüchtige Anmerkungen, die die christliche Religion angehen; Maimonides hat, so viel ich weiß, niemals wider dieselbe geschrieben. Drobio*) that

---

*) Drobio, ein Zeitverwandter von Spinoza, gegen den er auch geschrieben hat, starb 1687 in Amsterdam als Jude. Er war in Spanien von heimlichen Israeliten geboren. Nachdem er lange in den Gefängnissen der Inquisition gesessen und die heftigsten Torturen erlitten hatte, entwich er und ging öffentlich zur väterlichen Religion über. Seine Schicksale sind sehr merkwürdig. Mit Philipp von Limborch hatte er öffentliche Unterredungen, die dieser unter dem Titel: **Philippi a Limborch amica collatio cum erudito Judaeo,** gedruckt zu Tergow 1687. in 4., nachmals neu aufgelegt in Basel 1740 in 8., bekannt machte. Er soll außerdem vier in spanischer Sprache verfaßte Schriften hinterlassen haben, die ungedruckt geblieben sind, und folgenden Titel führen:

Obras del Doctor Yshae Orobio de Castro, aliàs Don Baltazar Cathedratico de Metaphisica y Medecina en las Universidades de Alcala y Sevilla, Medico de la Camara del Duca di Medinaceli, y de la Familia de

es, aber gewiß mit einer Mäßigung, die ihm zur Ehre gereichen muß. — Weltweiser mag er so wenig gewesen sein, als sein freundschaftlicher Gegner Limborch.

Wer die Schriftstellen besser auszulegen gewußt, wollen wir für diesmal ausgestellt sein lassen. — Aber mit mehrerer Wahrheitsliebe scheint mir Orobio zu Werke gegangen zu sein. Man darf nur die Vorrede des Limborch lesen. — Diese Herren kommen niemals zum Streite, um zu untersuchen, sondern um Recht zu behalten.

Ich unterschreibe willig und von ganzem Herzen das Gute, was Sie von der Sittenlehre des Neuen Testaments sagen. Ich glaube es gar gern, daß Jesus vieles von dem nicht gelehrt, was die christlichen Rabbinen so viele Jahrhunderte in seinem Namen gepredigt, und warum sie so häufig gewürgt haben, und sich haben würgen lassen. —

Ein Christenthum, wie das Ihrige, mein Herr, würde unsere Erde in ein Paradies verwandeln, wenn es allgemein angenommen werden sollte. Und wer wird bei einer so wichtigen Sache sich bei einem Worte aufhalten? Soll man die reinste Sittenlehre: Christenthum nennen? Warum nicht, wenn dieser Name Nutzen bringen kann? Aber dies Christenthum ist wahrlich eine unsichtbare Kirche, die zum Theil aus Juden, Mahometanern und Chinesern besteht, und wohin

---

Borgogna del Rey Philippi Quarto, Professor Publico del Rey de Francia en la y insigne Ciudad de Tolosa, y su Conseyero Mayor.

Was dem Herausgeber von ihm bekannt worden, ist eine ins Französische übersetzte Schrift von ihm, durch einen andern Israeliten, Namens Henriquez, unter dem Titel: **Israel vengé (London 1770)**, die sehr anziehend ist, und das Urtheil Mendelssohns hinlänglich rechtfertigt. — **S. Hist. des Juifs par Mr. Basnage, Tome 9me p. 1047 seq.**

vornehmlich Griechen und Römer zu rechnen sind. — Es ist höchst sonderbar, daß unsere Urtheile so übel zusammenhängen. — In der Geschichte sind Griechen und Römer unsere Bewunderung, und wir müssen, in Vergleichung mit ihrer Tugend, uns selbst verachten. Wenn wir aber **in compendiis** den Lohn der Tugend austheilen, die Seligkeit nemlich, so wird an Heiden gar nicht gedacht, oder sie werden schnöde abgewiesen. —

Ihre Frage: warum ich keine Proselyten zu machen suche, hat mich ein wenig befremdet. Die Pflicht, zu bekehren, ist offenbar eine Folge aus dem Grundsatze, daß außerhalb der Kirche des Bekehrenden keine Seligkeit zu hoffen sei. — Da ich, als Jude, nicht nöthig habe, diesen Satz anzunehmen, indem, nach der von mir *) angeführten Lehre der Rabbinen, die Tugendhaften eines jeden andern Glaubens gar wohl selig werden können, so fällt der Grund zur Bekehrung weg, und ich bin vielmehr verbunden, eine jede Religion, die eine gute moralische Seite hat, öffentlich nicht zu bestreiten. — **La Religion,** sagen Sie, **est le culte de dieu.** Ja! aber es giebt, wie Jedermann weiß, einen innerlichen und äußerlichen Gottesdienst, welche wohl unterschieden werden müssen.

Der innerliche Gottesdienst der Juden hat keine andere Vorschriften, als die Vorschriften der natürlichen Religion. Diese sind wir allerdings verbunden auszubreiten, und soviel in meinem Vermögen steht, suche ich diese Pflicht zu erfüllen. Diese Pflicht nicht zu erkennen, wäre die äußerste Lieblosigkeit; wiewohl sie auch ihre Gränzen hat, und zuweilen ihre Einschränkung leidet.

---

*) Nemlich in seinem Schreiben an Lavater. D. H.

Hingegen ist unser äußerlicher Gottesdienst gar nicht bestimmt, ausgebreitet zu werden, weil er Vorschriften enthält, die an Personen, Zeiten und Umständе gebunden sind. Wir glauben zwar, unsere Religion sei die beste, weil wir sie für göttlich halten; aber daraus folgt nicht, daß sie schlechterdings die beste sei. Sie ist die beste für uns und unsere Nachkommen, die beste für gewisse Zeiten und Umstände, und unter gewissen Bedingungen. —

Welcher äußerlicher Gottesdienst für andere Völker der beste sei, hat Gott ihnen vielleicht durch Propheten bekannt gemacht, oder vielleicht ihrer Vernunft auszumachen überlassen. Ich weiß hievon nichts, und kann hierüber nichts bestimmen; aber so viel weiß ich, daß kein äußerlicher Gottesdienst allgemein sein könne, und daß ich die Religion meiner Väter über ihre Gränzen ausdehne, wenn ich Proselyten zu machen suche.

Noch eins weiß ich, daß ich alle Freunde der Tugend und Weisheit aufrichtig liebe, und daß ich Sie, mein Herr, von ganzem Herzen verehre, wenn Sie in der That so sind, wie Sie mir in Ihrem Briefe scheinen.

Moses Mendelssohn.

Eine Anekdote

aus dem Leben Moses Mendelssohns.

In den Sechziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts befand sich ein Talmudist, aus Böhmen gebürtig, B—z, als Hauslehrer bei einem reichen jüdischen Fabrikanten in Berlin.

Außer dem Studium des Talmuds, hatte er sich auch gründliche Kenntniß der hebräischen Sprache erworben; vorzüglich las er gern die alten philosophischen Schriften des Maimonides, Bachai u. a. m., die, da sie größtentheils aus dem Arabischen übersetzt sind, sehr schwierige und dunkle Stellen enthalten. Dies brachte ihn in Verbindung mit Moses Mendelssohn, der allein im Stande war, ihn hierin zu belehren, und die Dunkelheiten aufzuhellen. B—z war ein dankbarer Schüler, und Mendelssohns großer Verehrer.

Nach mehreren Jahren ging er nach P—g, wahrscheinlich seiner Vaterstadt, ließ sich da häuslich nieder, nährte sich vom Geldwechsel und bezog die Leipziger Messen. Dabei blieb er den Wissenschaften ergeben; denn er fuhr fort, mit M. einen gelehrten Briefwechsel in hebräischer Sprache zu unterhalten. Der deutschen Sprache war er wohl nicht mächtig genug, obschon er Haller und Lessing *) gelesen hatte. — Im Jahre 1778 gerieth er, vermuthlich in Leipzig, in einen

*) Diese beiden Schriftsteller waren vorzüglich die Lieblinge der Juden, die damals anfingen der Lektüre Geschmack abzugewinnen.

bösen Handel, ward eines wichtigen Diebstahls, oder wenigstens einer Diebeshehlerei verdächtig, und nach P—a auf die Festung gebracht, wo er über zehn Monate in Fesseln und Banden saß. Er schien dort ganz vergessen zu sein, denn es erfolgte weder Verhör noch Urtheil. *)

Endlich gelang es dem Elenden, aus dem Kerker einen Brief an seinen Lehrer und Gönner nach Berlin zu schaffen, worin er sein Mißgeschick in orientalischem Stil, doch auch in diesem wohl nicht übertrieben, schilderte, und um Mendelssohns Fürsprache und Unterstützung flehete. — Was konnte aber der Weise für einen Unglücklichen thun, dessen Schuld oder Unschuld ihm gänzlich unbekannt war? Wie sollte er ihm in einer entfernten Stadt dienen, woselbst keiner seiner Glaubensgenossen wohnte, ja wo sogar kein Jude übernachten darf? Ein Fürschreiben an den Magistrat würde auch wenig gefruchtet haben, besonders da M. Mendelssohn weder das Verbrechen noch den Grad des Verdachtes kannte.

Es gelang indeß dem weltklugen Weisen, den Unglücklichen auf folgende Weise zu befreien. Er antwortete dem Gefangenen diesmal in deutscher Sprache, und schickte ihm den Brief unmittelbar mit der Post zu. Der Brief lautete wörtlich also:

Mein Herr!

„Ich habe Ihr Schreiben richtig erhalten. Da ich Ihre „Denkungsart kenne, so zweifle ich nicht, daß Sie gerechte

---

*) Dies muß nicht unwahrscheinlich, oder gar unglaublich scheinen, da der Staatsminister v. Arnim in seiner bekannten Schrift ein Beispiel aus Frankfurt an der Oder anführt, daß ein polnischer Jude allda nach vielen Jahren im Gefängnisse starb, der nie gehört worden war.

„Sache haben, ob ich gleich nicht weiß, was Ihnen eigentlich „Schuld gegeben wird. Freilich wird am Ende die Unschuld „an den Tag kommen, und Recht doch Recht bleiben müssen. „Die Gerechtigkeit thut zwar zur Rettung der Unschuld nur „sehr langsame Schritte, aber, wir wollen hoffen, desto sicherere. „Da Sie übrigens Ihr Trübsal mit so viel Ergebung in den „göttlichen Willen ertragen; so hoffe ich zu dem Gott unserer „Väter, daß der Vorfall auch für Ihre arme bedauernswerthe „Familie so unglücklich nicht sein wird, als es itzt scheint. „Was ich nur immer beitragen kann, derselben hartes Schick- „sal zu erleichtern, werde ich gewiß mit Vergnügen thun."

„Von der Stelle im Buche Kosri*) (Abschnitt 4, §. 1.) „die Sie berühren**) glaube ich, daß sie weder Muscata (in „seinem Kommentar Kol Jehuda,) noch Buxtorf richtig er- „klärt haben. Die Schwierigkeit liegt in den philosophischen „Kunstwörtern, die der Uebersetzer buchstäblich übertragen hat,

---

*) Der Kosri ist ein philosophisches Werk in Gesprächen. Der Verfasser Jehuda Levi war ein Spanier in Granada, und schrieb es in arabischer Sprache, nach Einigen im J. 1090, nach Andern 1140. Es giebt davon zwei hebräische Uebersetzungen, wovon die Eine mir bekannte vom Rabbi Jehuda aben Tibon vom J. 1166 ist. Von zwei ältern Ausgaben 1547 und 1594, besitze ich die zweite (Venedig, bei Juan Dugara 1594) mit dem Kommentar des Rabbi Jehuda Muscata, unter dem Titel: Kol Jehuda. Man s. Wolfii Biblioth. Hebr. T. 1. pag. 449. und T. 2. pag. 322; ingleichen Buxtorf's Vorrede zu seiner lateinischen Uebersetzung dieses Buchs, Basel 1660.

**) Daß V—z unserem Weisen die Frage aus dem Gefängnisse vorgelegt habe, läßt sich nicht gut denken. Wie hätte der in der Festung zu P—a in Fesseln sitzende Mann den Kosri, oder auch nur die Lust zu einer solchen Untersuchung bekommen? Möglich, daß er die Belehrung in einem frühern Briefe verlangte. Aber auch möglich, und wohl noch wahrscheinlicher, daß Moses aus eignem Antriebe die schwierige Stelle aufsuchte, um sie als literarisches Vehikel zu dem Briefe zu gebrauchen.

„ohne für ihre Verständlichkeit zu sorgen. Hier ist meine „Erklärung von dieser Stelle.*)... Ich halte es für unnö„thig, die Erklärung der Redensarten — die S. 264 folg. „vorkommen, und von Muscata sehr weitläuftig erörtert „werden, hinzuzufügen, da ich weiß, daß Sie ein denkender „Kopf sind, und gleichsam nur einen Wink nöthig haben, um „den Weg der Wahrheit nicht zu verfehlen."

„Ich wünsche von Herzen, daß Sie bald befreiet werden „mögen, und verharre mit vieler Theilnehmung an Ihren „Leiden,

Berlin, den Ersten Sebat 5534
(d. i. Februar 1774.)

Ihr
ergebenster Diener
Moses Mendelssohn."

Der Brief kam richtig an und that seine volle Wirkung. Er ward von dem Magistrat, wie zu erwarten stand, erbrochen, und bewirkte auf der Stelle die Entfesselung des Verhafteten, bald darauf Verhör und endlich völlige Freilassung.

Dieser Brief, mit hebräischen Lettern, steht gedruckt in einer kleinen Sammlung, die V—z (ohne Nennung seines Namens) herausgegeben hat, unter dem Titel: „Briefe von dem berühmten Moses Mendelssohn...." verlegt bei Anton Schmid. Wien 1794. Die Sammlung ist vermuthlich selbst seinen Mitbrüdern ziemlich unbekannt geblieben. Um so angenehmer wird es dem Leser sein, der diese Anekdote anziehend findet, die Wirkung des Mendelssohnschen

*) Ich lasse diese Stelle, die eine gelehrte Nebensache betrifft, hier lieber weg.

Briefes mit den Worten des leidenden B—z erzählen zu hören. Ich übersetze diese Stelle getreu.

„Aus der Bedrängniß rief ich Mendelssohn an, er ant„wortete mir frei und offen vor den Augen der Räthe der „Stadt und ihrer Bewohner. Seinem Scharfblicke entging es „nicht, daß diese den Brief öffnen und lesen würden. Da„durch erlangte ich einen großen Werth in ihren Augen. „Wirklich kamen sie auch sogleich, den Brief in der Hand, „zu mir, um mich zu besuchen und zu trösten. Sie entschul„digten das Verfahren gegen mich mit folgenden Worten: „„Nicht wir haben Schuld an den Leiden, die du erlitten, „„sondern dein Ankläger, dem der Verlust seines Geldes so „„nahe ging. Nachdem aber der hervorragende Mann, nach„dem Moses glaubt, du seist unschuldig, wer darf dich „„noch in Verdacht haben? Wenn er dich so erkennt, wer „„darf dich verkennen? Es thut uns leid, daß Gott dich „„auf diese Weise in unsere Hände geführt hat; aber wir „„wären strafbar, wenn wir dein Schicksal nicht sogleich er„„leichterten, wenn wir nicht alle Kräfte anstrengten, dich „„pfeilschnell aus diesem Kerker zu befreien."" — „Und in „der That, sie ruheten und rasteten nicht, bis sie meine Los„lassung zu Stande brachten. So erlangte ich die Freiheit „an dem Vorabende des Passahfestes, zu der Epoche unseres „Ausgangs aus Egypten. Dankbar verkünd' ich, o Herr! „deine Gnade, die du mir durch den Mann erzeigt hast, der „itzt in Eden ruht!"

Ausgewählte Briefe von und an Mendelssohn.

Aus dem Briefwechsel mit Lessing.

Mendelssohn an Lessing.

Berlin, den 17. Febr. 1755.

Mein Herr!

Wenn Ihnen diese Schrift zu ungelegener Zeit kömmt, so bedenken Sie, daß ich in 3 Wochen nicht auf Ihrer Stube war; daß ich unmöglich Ihren Umgang so lange entbehren kann, als Sie sich vorgenommen haben, abwesend zu bleiben. Jedoch ich begnüge mich damit, in dem Augenblicke, da ich schreibe, gleichsam eine Art von Umgang mit Ihnen gepfleget zu haben, ohne daß es nöthig sei, daß Sie mir antworten. Ich erwarte nur einen spartanischen Brief, darin Sie mit großen Buchstaben Ja oder Nein schreiben sollen. So viel Zeit werden Sie sich doch wohl nehmen? Ich frage nemlich, ob die in Vorschlag gebrachte periodische Schrift noch wirklich vor sich gehen soll, und ob ich Ihnen die Rezension der Psychologie, so Sie mir zum Durchlesen gegeben haben, überschicken kann? Sie beträgt drei und einen halben geschriebenen Bogen, und ich glaube, daß Sie so ziemlich damit zufrieden sein werden.

Werden Sie nicht bald wiederkommen, theuerster Freund? Wenn Sie es zu lange machen, so weiß ich nicht, ob ich der Versuchung widerstehen können werde, mit der Journaliere auf einige Stunden zu Ihnen zu kommen. Länger wollte ich Sie gewiß nicht stör Auch auf diese Anfrage sollen Sie nicht mehr als Ja oder Nein antworten.

Ich bin beständig Ihr

Freund

Moses.

Lessing an Mendelssohn.

den 18. Febr. 1755.

Liebster Freund!

Es ist mir recht sehr angenehm gewesen, die Versicherung von Ihnen zu erhalten, daß Sie in meiner Abwesenheit noch an mich denken. Ich habe Ihnen von einem Tage zum andern schreiben wollen, aber Sie wissen ja wohl, daß nicht alles geschieht, was ich mir vornehme. Ich wollte Ihnen meine Ursachen nach der Länge anführen, warum ich, Ihnen die Wahrheit zu gestehen, die bewußte Preisschrift mit Fleiß zurückgehalten habe. Ihr Verweigern, sich nicht dabei zu nennen, war die vornehmste. Gesetzt nun, daß wir aus dieser gelehrten Lotterie das größte Loos gezogen hätten; was meinen Sie wohl, daß alsdann geschehen wäre? Sie hätten wollen verborgen bleiben, und ich hätte es müssen bleiben. Wenn sich alsdann Niemand genannt hätte, so hätten wir unsere

Schrift auch nicht einmal dürfen drucken lassen, oder wir wären doch zuletzt verrathen worden. Ist es also nicht besser, daß wir den uneigennützigen Weltweisen spielen, und unsere Entdeckungen der Welt ohne 50 Dukaten überlassen? Ich hoffe binnen 3 Wochen wieder in Berlin zu sein, und ich will Ihnen nur im voraus sagen, daß wir sogleich unsere Arbeiten in eben dem Formate, wie Ihre philosophischen Gespräche, wollen drucken lassen. Das projektirte Journal kömmt gleichfalls noch ganz unfehlbar zu Stande. Sie sollen in acht Tagen die ersten Bogen davon gedruckt sehen. Schicken Sie mir also Ihre Rezension von der Psychologie mit nächstem. Haben Sie sonst noch etwas, so legen Sie es bei; desgleichen fragen Sie auch bei dem Herrn **Dr. Gumpert**, dem ich mein ergebenstes Kompliment mache, in meinem Namen nach. Vielleicht, daß er auch noch etwas gemacht hat. Haben Sie die Rezension von Ihren Gesprächen in dem Korrespondenten gelesen? Hier ist sie. Sie können das Blatt behalten. Ich würde mir das größte Vergnügen daraus machen, ein Paar Stunden mit Ihnen hier schwatzen zu können; allein ich mag kein Vergnügen, das Sie mir nicht anders als mit Ihrer Inkommodität machen könnten. Ich komme wohl gar ehestens selber auf einen Tag nach Berlin. Ich bin Zeitlebens

Ihr

ergebenster Freund

Lessing.

Mendelssohn an Lessing.

Berlin, den 7. Decbr. 1755.

Wertheſter Freund!

Sie mögen antworten oder nicht; ſo ſollen Sie deswegen nicht eine einzige Zeile mehr oder weniger von mir bekommen: das merken Sie ſich! Und dieſes will ich mir merken, daß das menſchliche Herz von der beſondern Freundſchaft immer etwas nachläßt, je allgemeiner es wird. — — Ich hätte nicht ſollen ſagen Herz, der menſchliche Geiſt hätte ſich beſſer geſchickt; denn dieſer wird wirklich bei Ihnen deſto allgemeiner, je mehr Sie die gelehrte Welt auf ſeine Früchte warten laſſen. Nun wohl, mein liebſter Freund! Wenn Sie Ihre Zeit beſſer anzuwenden entſchloſſen ſind, als an Ihre berliniſchen Freunde zu ſchreiben, ſo müſſen wir es zufrieden ſein. Wenn Sie aber in der Geſellſchaft der n— ich weiß ſelbſt nicht recht, wie ich es herausbringen ſoll; aber ich fürchte immer etwas, ſeitdem ich von dem Herrn v. Breitenbauch vernommen, Sie lebten allda unter den Schauſpielern. Ich habe eine ſehr gute Meinung von dieſen Leuten, aber der beſtändige Umgang mit ihnen — ich will mich deutlicher erklären — der beſtändige Umgang mit denjenigen, die erſt in den neuern Zeiten die Freiheit erhalten haben, auf der Schaubühne zu erſcheinen, macht, daß ich nicht ſehr ruhig ſein kann, weil ich immer beſorge, Sie hätten hier ruhiger ſein können, als in einer ſolchen geſchäftigen Geſellſchaft. — Verzeihen Sie meiner Kühnheit, liebſter Freund! Ich kann nicht anders als freimüthig ſein, ob dieſes gleich eben Ihr Fehler nicht zu ſein ſcheint.

Sollte es aber wirklich nicht, ich will nur sagen, nachlässig von Ihnen sein, daß Sie uns so lange, wegen Ihres Befindens, wegen Ihrer Verrichtungen, wegen Ihrer Art zu leben, in Ungewißheit lassen? Nur diese Frage beantworten Sie mir, wie es Ihnen beliebt, alsdann mögen Sie schreiben oder nicht. Sind Sie böse? höre ich Sie fragen. Ja, antwortet der Herr v. Breitenbauch; so etwas, ruft Herr Mühler; bitterböse, schreiet Herr Naumann, und ziemlich böse, sagt

Ihr

ergebenster Freund

Moses.

Lessing an Mendelssohn.

Leipzig, den 8. Dec. 1755.

Liebster Freund!

Ich habe Ihren dritten Brief erhalten, und hier ist mein zweiter. Ich sehe es, so wie in keiner Sache, also auch hier nicht ungern, daß Sie den Schritt vor mir voraus haben.

Karl der **XII**, ein Held, wie die alten Helden, die lieber Könige machten, als Könige waren, und der vorige König von Polen, auch ein Held, wie man sagt, wenigstens aber nur ein subalterner Held, der sich in die Krone vergafft hatte; diese zwei kamen einst zu einer mündlichen Unterredung. Jener besuchte diesen in seiner Residenz, eben, wo ich mich nicht irre, als er diese Residenz belagerte. Von was sprachen sie wohl in einem so kritischen Zeitpunkte? Von ihren Stiefeln — —. Es wäre nicht ein Bischen komisch, wenn Sie

und Maupertuis etwas Wichtiges mit einander gesprochen hätten. Und da mir jezt Alles um so viel lieber ist, je komischer es ist, so bin ich recht wohl damit zufrieden. Besuchen Sie ja den großen Mann fleißig! Mir es aber allezeit zu schreiben, wenn Sie ihn besucht haben, das brauchen Sie eben nicht. Sie könnten mir es einmal zu einer Zeit schreiben, da ich das Komische nicht liebe.

Wie gesagt, jezt liebe ich es sehr. Eine von meinen Hauptbeschäftigungen ist in Leipzig noch bis jezt diese gewesen, daß ich die Lustspiele des Goldoni gesehen habe. — —

Ich muß allerdings zu keiner unglücklichen Stunde aus Berlin gegangen sein. Sie wissen den Vorschlag, welchen mir Professor Sulzer wegen einer Reise in fremde Länder that. Aus diesem wird nun ganz gewiß nichts, weil ich einen andern angenommen habe, welcher ungleich vortheilhafter für mich ist. Ich werde nemlich nicht als ein Hofmeister, nicht unter der Last eines mir auf die Seele gebundenen Knabens, nicht nach den Vorschriften einer eigensinnigen Familie, sondern als der bloße Gesellschafter eines Menschen reisen, welchem es weder an Vermögen noch an Willen fehlt, mir die Reise so nützlich und angenehm zu machen, als ich mir sie nur selbst werde machen wollen. Es ist ein junger Winkler, ungefähr von meinen Jahren, von einem sehr guten Karakter, ohne Aeltern und Freunde, nach deren Grillen er sich richten müßte. . . . . .

Da unsere Reise von hier nach Holland gehen soll, so hoffe ich es so einzurichten, daß wir über Berlin nach Hamburg gehen. Ich werde Sie also noch sprechen, liebster Freund, und dieses zwar gleich nach der Ostermesse. Wie freue ich mich darauf! Von da aber weiter in die Zeit hin-

aus will ich jezt nicht sehen; denn sonst wäre alle Freude auf einmal wieder hin!

Es ist mir lieb, daß man bei Hofe neugierig wird, Sie kennen zu lernen. Die Weisheit selbst hat durch die Neugierde ihre meisten Verehrer erhalten.

Ich will mit einem halben Dutzend Fragen schließen. Was macht der Herr v. Premontval? Sprechen Sie oft mit ihm? Wie steht es mit Ihrem Rousseau? Was arbeiten Sie sonst? Will man von dem Philosophen Pope noch nichts wissen? Was machen Ihre Freunde? Herr Joseph, der große und der kleine; Herr Bernhard, und alle, welche die Ehre, die Sie Ihrer Nation machen, erkennen, und zum Theil, stolz auf diese Ehre, Ihnen nachzueifern suchen? Leben Sie wohl! Ich liebe Sie, theuerster Freund, und bin ganz

der Ihrige

Lessing.

Mendelssohn an Lessing.

Berlin, den 28. Dec. 1755.

Liebster Lessing!

Nun wahrhaftig! Mehr hat nicht gefehlt, als daß mir noch der Trost genommen werden sollte, an Sie zu schreiben. Mit Euch Schwindligen ist gar nichts anzufangen, Ihr habet niemals eine bleibende Stelle, und wenn Euch denn das Queckfilber recht herumtreibt, so wünschet ihr Euch noch wohl Glück dazu. Ich muß zu einer glücklichen Stunde aus Berlin gereiset sein. Viel Glück dazu! Reisen

Sie immer! Streifen Sie die Welt durch. Lernen Sie tausend Narren kennen, um sie von noch größern Narren auslachen zu lassen. Lernen Sie tausend Elende kennen, um noch Elendere zum Mitleiden zu bewegen. Machen Sie in England Doktor Faust, in Italien Lustspiele und in Frankreich Lieder, ich will indessen hier bleiben, und vor Langeweile Ihre Schriften lesen. Der Himmel weiß es, ich habe recht wenig Muße, aber viel Langeweile. Dieses ist sehr paradox, sagen Sie? Es kann sein, indessen ist es wahr, und wenn ich Geduld genug dazu hätte, so könnte ich's Ihnen beweisen.

Wie gesagt, ich bin erstaunend ungeduldig. Ich wollte, daß mich Bernhard zum Hause hinaus stieße; ich wollte, daß Sie und Ihr Herr Winkler sich Sterbens verliebten, (was ich in meinem vorigen Schreiben gefürchtet habe, das wünsche ich jezt) daß Sie eifersüchtig auf einander würden, daß Sie, mein Freund, wieder den Einfall bekämen, sich an dem Jöcherschen Wörterbuche unsterblich zu machen, daß alle Pferde die Beine zerbrächen, die Sie werden von da wegfahren sollen, oder daß Sie Gottsched zum Dichter krönen möchte, mit dem Bedinge, daß Sie seine und Schönaichs Reime zu Gedichten machen müßten. So eine kleine Beschäftigung möchte ich Ihnen gönnen, Sie sollten nicht so bald davon kommen. Jedoch genug hievon! Ich will mich ein wenig zerstreuen. Die Uebersetzung vom Rousseau ist bald fertig. Noch 3 Bogen sind ungefähr zu drucken. Der Schwanz ist nicht so fett, wie Sie aus Gefälligkeit glauben wollen. Ich kann in sehr wenig Stücken mit Rousseau uneins sein, und mich kann nichts mehr ärgern, als wenn ich in einer philosophischen Staatskunst erwiesen sehe, daß Alles nach der Vernunft so hat sein müssen, wie es bei uns ist.

Wenn Rousseau dem gesitteten Menschen nur nicht alle Moralität abspräche! Für diese bin ich allzu sehr eingenommen.

Bei Herr v. M. bin ich seitdem nicht wieder gewesen. Den Hrn. v. Prem habe ich besucht, er hat mir Stücke aus seinen Contestations vorgelesen.

Professor Baumgarten aus Frankfurt ist hier, aber sehr krank. Ich habe ihn besucht. Ein starker Metaphysiker ist dieser Mann, daran ist wohl kein Zweifel. Er hat Sie sehr gelobt, und wie ich glaube mit Geschmack. Wer mag Premontvaln gesagt haben, Sie hätten Pope den Metaphysiker geschrieben? Ich sagte, ich wüßte nichts davon. Bei Hrn. Sulzer bin ich wohl in 4 Wochen nicht gewesen. Jezt muß ich warten, bis nach den Feiertagen. Ist Baumgarten wirklich orthodox, oder stellt er sich nur so? Und wie steht es mit Sulzern hierin? Gewiß! die Metaphysik muß nicht die wahre Weltweisheit sein, wenn sie uns unsere Vorurtheile lassen kann.

Was ich jezt mache, fragen Sie, liebster Lessing? Nicht das Geringste. Ich arbeite nur daran, daß ich mich künftigen Sommer ein wenig von meinen Geschäften soll losreißen können. Das, glaube ich, wird genug gethan sein.

Was halten Sie dafür? Kann uns die Großmuth Thränen auspressen, wenn sich kein Mitleiden in das Spiel mischt? Z. B. die Stelle **soyons amis, Cinna** u. s. w. rührt uns ungemein, weil uns die Großmuth des Augustus so unerwartet überrascht. Haben Sie aber bemerkt, daß diese Worte den Zuschauern Thränen gekostet haben? Beweisen Sie mir ja nichts aus einer Stelle in Plautus Gefangenen, da der Alte sagt: die Großmuth dieser Leute preßt mir Thränen aus. Ich glaube, dort läuft etwas Mitleiden mit unter.

Abends darauf um 9 Uhr.

Ist es nicht wunderbar? Jezt da mein Herr seinen Bilanz macht: jezt da ich von 8 Uhr des Morgens bis 9 Uhr Abends die 5 Species der Arithmetik wiederholen muß; zu eben der Zeit, da ich mir vorgenommen hatte, Newtons **Principia philosophiae** durchzugehen, jetzo, sage ich, bringe ich meine müßigen Stunden zu, Ihnen so viel albernes Zeug vorzuschwatzen, und Sie eben so ungeduldig zu machen, als ich bin. Jedoch es steht bei Ihnen, ob Sie es lesen wollen. Ehe ich auf und niedergehen und über mein Schicksal murren will, will ich immer einige Blätter voll schreiben, und Sie über mich murren lassen. Das Komische soll Ihnen bald vergehen.

Sie haben ganz gewiß keinen Antheil an den Briefen über den jetzigen Zustand der schönen Wissenschaften. Sie gefallen mir sonst recht gut, aber die wenigsten Verse sind Lessingisch. Ich erinnere mich auch, alle die Urtheile über das **Journal étranger**, über die Schweizer, über die Schönaichschen Tragödien, besonders über den Kopf, der dem Hohenpriester zu den Füßen geworfen wird, die ich in den Briefen angetroffen, von Jemandem gehört zu haben, der sich auch sonst durch die Probe von einer englischen Uebersetzung zu erkennen gegeben hat. Wissen Sie aber, wodurch man eigentlich auf den Gedanken gekommen sein mag, Sie für den Verfasser dieser Briefe zu halten? Es war sehr gewiß, daß der Verfasser die Bibel nicht sehr gelesen hat. Er macht sich über einen biblischen Liebhaber in Jakob und Joseph ungemein lustig, der seine Geliebte einen verschlossenen Garten, einen versiegelten Brunnen nennt, der ihr die Galanterie vorsagt: es fließe Honig aus ihren Lippen, und unter ihrer Zunge wäre

Milch. Er schimpft diese Ausdrücke geradezu mit dem verdienten Namen **non-sens**, Schwulst, Bombast, Aberwitz u. s. w. Aber das Hohelied? Wußte der Tadler auch, daß der König Salomon diese Redensarten autorisirt? Nun bedenken Sie, ob es nicht sehr natürlich war, Ihnen diesen Brief zuzuschreiben!

Wollen Sie denn nichts als Komödien schreiben? Wollen Sie die Poesie gar in den Wind schlagen? Sie sind mir ein seltsamer Kopf! Ich glaube, Sie könnten solche vier Jahreszeiten, des Tages halb träumend diktiren. Der Himmel verleihe Ihnen nur eine arbeitsame Hand!

Lord Shaftsbury sagt irgendwo, das Burleske wäre den Alten ganz unbekannt gewesen, und er behauptet, daß diese seltene Figur erst alsdann aufgekommen, nachdem man angefangen, die Freiheit im Denken mehr und mehr einzuschränken. Man sehe den Unterschied, fährt er fort, zwischen den Italienern und Engländern. Jene müssen ihre Zuflucht zu einem weit hergeholten Scherz, zu ihren gewöhnlichen Bouffonnerien nehmen, wenn sie ihre Gedanken über gewisse Dinge eröffnen wollen, statt daß diese nichts schonen, und von Allem ihre wahre Meinung rund heraus sagen. Ehe ich dieser Meinung beipflichten kann, möchte ich mir erst einen rechten Begriff vom Burlesken machen. Ich glaube also, es bestehet in der Gegeneinanderhaltung eines sehr wichtigen Gegenstandes mit einem kleinen und verächtlichen Gegenstande, wenn diese Gegenstände an sich selbst nur eine sehr geringe Beziehung auf einander haben. Buttlers Vergleichung eines anbrechenden Tages mit einem Krebse, der von schwarz roth wird, ist von dieser Art. Naumanns Gleichniß zwischen einem in Todesangst röchelnden Helden, und einem Kinde,

das ein Fischgrätchen verschluckt, verdienet nicht weniger diesen ehrwürdigen Namen. Wenn aber das Ungereimte eines allgemeinen wichtigen Satzes durch die Anwendung auf einen besondern Fall gezeigt wird; so ist der Einfall wirklich komisch. Dergleichen sind Molieres Scenen, darin ein Skeptiker seine spekulativischen Grillen mit sich in die Welt bringt; ein Scherz, den dieser Franzose dem Lucian gestohlen hat; oder auch Ihr Einfall von Burdiams Esel. Man kann also überhaupt sagen: Wenn das Ungereimte in der Sache selbst, oder in der Anwendung derselben auf einen besondern Fall liegt, so ist der Einfall komisch; muß aber erst eine sehr geringe Aehnlichkeit zu Hülfe genommen werden, so ist er burlesk. Von dieser Seite betrachtet, mag Shaftsbury einigen Grund haben, das wahre Lächerliche, wenn es dem Burlesken entgegen gesetzt wird, für einen tüchtigen Probirstein der Wahrheit zu halten. Denn die Wahrheit muß in aller ihrer Beziehung und Anwendung nichts Ungereimtes in sich fassen. Ich möchte Ihre Meinung hievon wissen.

Sie sehen, liebster Freund! ich thue Alles in der Welt, um Sie zu einem gelehrten Dispüt aufzufodern. Ich mag von Ihrer Reise nichts hören.

Ich wollte, daß ich mir nicht wünschen möchte, Sie vor Ihrer Reise noch einmal zu sprechen. Ich will mir dieses Alles aus dem Sinne schlagen. Ich habe Ihre spanischen, italienischen und holländischen Bücher jezt auf meiner Stube. Ich will es Ihnen nicht rathen, daß Sie sich allzusehr entfernen. Den Augenblick will ich Alles erbrechen, und Komödien über Komödien herausgeben. Ich will erbärmlich mit den Kindern Ihres Witzes haushalten. So hat die gottlose Marwood nicht gedrohet, die kleine Arabella zu zer-

setzen, wie ich diese Seelengeburten zurichten will. Wollen Sie noch reisen?

Ich weiß nichts mehr zu schreiben, als daß ich so eigennützig (Herr Naumann hat mich Ihre Briefe lesen lassen) bin, Ihre Antwort zu erwarten und zu sein

Ihr

aufrichtiger Freund

Moses.

Mendelssohn an Lessing.

Mein Freund!

Es ist eine alte leidige Wahrheit, daß die Menschen den Werth der Güter nie besser einsehen, als wenn sie ihnen entrissen werden. Meine Metaphysik zog (vielleicht aus einem systematischen Stolze) diese erniedrigende Maxime noch immer in Zweifel, aber die Erfahrung kömmt ihr nunmehr zu statten. Ich habe Sie nie so sehr geliebt, als jezt, da ich mich mit dem Gedanken quäle, ich werde Sie vor Ihrer Abreise nicht wiedersehen. Sie mögen mir immer einbilden wollen, Sie und Ihr Reisegefährte wären noch unentschlossen, ob Sie über Berlin oder Braunschweig nach Hamburg gehen werden. Ich weiß schon, was ich mir von dieser Ungewißheit zu versprechen habe; ich werde Sie vor Ihrer Abreise nicht wiedersehen.

Wenn ich mich über Sie beklagen wollte, und wenn mein Beklagen die Sache ändern könnte, so hätte ich vielleicht Ursache dazu. Ich bat Sie, Sie sollten mir bei Zeiten mel-

den, daß Sie nicht nach Berlin kommen würden; so wollte ich selbst eine Reise nach Leipzig thun, um Sie allda noch zu sprechen. Was war leichter, als in dieser Kleinigkeit nicht nachlässig zu sein? Werden Sie auch in einer größern Entfernung noch an mich gedenken? Ich will es hoffen, ob mich gleich mein geringer Werth, Ihre Unstätigkeit, und die Menge der wichtigern Bekanntschaften, die Sie in der Welt machen werden, gewissermaßen kleinmüthig machen. Was wird es mir aber helfen, wenn ich Ihnen alle 4 Wochen einmal durch die Gedanken laufe, wenn Sie zu verdrossen, ich will es heraus sagen, wenn Sie zu faul sein sollten, mich es wissen zu lassen? Ich will in langer Zeit keinem Menschen so gut werden, als ich Ihnen bin, wenn mir Ihre Freundschaft mehr Unruhe machen sollte, als sie mir Vergnügen verursacht hat. Sie wissen, daß dieses beinahe eine unleugbare Folge ist aus meiner Lehre von den angenehmen Empfindungen, und wenn ja noch Einwendungen dawider zu machen sind, so mag ich sie für diesesmal nicht hören. So unphilosophisch macht mich der Gedanke, oder vielmehr die Furcht, ich werde in einigen Jahren nichts von Ihnen hören! Genug hievon! Vielleicht werden Sie nicht ungern erfahren, daß ich diesen Sommer in meiner Lebensart die Aenderung treffen werde, zu welcher Sie mir so oft gerathen haben. Ich arbeite nicht länger in dem Comptoir als 6 Stunden, von 8 Uhr Morgens, bis 2 Uhr Nachmittags. Alle übrigen Stunden sind für mich, denn auch die Zeit ist für mich, in welcher ich mich beschäftigen werde, an Sie zu gedenken, in dem Geiste mit Ihnen zu reisen, und mich durch Ihren Umgang zu bessern und zu belustigen. Von alten Bekanntschaften will ich mich, so gut es sich thun läßt, los zu machen suchen. Ich nehme den Hrn. Prof. Sulzer

und den Hrn. Nikolai aus. Mit dem letztern habe ich mehr als Bekanntschaft gemacht, ich glaube, daß es mit uns schon bis zur Freundschaft gekommen ist, und der erste verdient es wirklich, daß man seinen Umgang suche. Den Hrn. v. M. habe ich nicht wieder besucht, und wer weiß, ob es je geschehen wird. Sie wissen, wie sehr ich die aufgetreppten Schwellen, und das feierliche Anmelden scheue. Die Morgenstunden sind Ihnen gewidmet, weil diese nicht aufhören, mich an Sie zu erinnern: so lange ich nicht Gelegenheit habe, sie eben so angenehm zuzubringen, als in Ihrer Gesellschaft, und wenn werde ich diese Gelegenheit haben?

Um zweierlei muß ich Sie noch bitten, bevor ich für diesesmal schließe — Jedoch nur um einerlei, denn das andere bin ich gewissermaßen berechtiget von Ihnen zu fodern, und wer bittet gern um das, worauf man einiges Recht zu haben glaubt? Ich bitte um die Sammlung einiger naiven Stellen, die Sie aus den besten Dichtern zusammengetragen haben, und davon Sie nur kurz vor Ihrer Abreise etwas merken ließen. Wenn Ihnen diese Bitte unhöflich oder etwas eigennützig scheinet, so antworten Sie gar nicht darauf. Ich fodere hingegen die Ausführung von einem Einwurfe, den Sie mir in einem von Ihren Briefen wider meine Widerlegung von Rousseau, nur obenhin anzuzeigen scheinen. Das Recht, welches ich zu dieser Foderung zu haben vermeine, gründet sich auf Ihr eigenes Versprechen, daß Sie sich mündlich deutlicher erklären wollten. Weil ich vieles entbehren muß, so möchte ich doch nicht gern alles entbehren, was ich mir von unserer Zusammenkunft versprochen habe.

Die beiden Seiten Folio sind voll, und die Glocke schlägt Eins nach Mitternacht. Nehmen Sie mit meinem unordent-

lichen Briefe fürlieb, ich bin wahrlich! etwas unruhig. Sie zweifeln wohl nicht, daß ich Ihnen von Herzen eine glückliche Reise wünsche. Ich bin zeitlebens

Ihr unveränderlicher Freund
Moses.

Mendelssohn an Lessing.

Berlin, den 9. März 1756.

Mein wertheſter Freund!

Ich habe Ihre Antwort auf meine beiden Briefe erhalten, und wenn Sie Ihr Verſprechen gehalten hätten, ſo hätte ich ſchon vor acht oder zehn Tagen das Vergnügen gehabt, mich mit Ihnen zu unterhalten. In Wahrheit, liebſter Leſſing, ich durſte ſehr nach dieſem Vergnügen. Ich habe in meinem Leben ſo viel Bekanntſchaften nicht gemacht, als ſeitdem Sie von hier weg ſind, und ich finde noch keinen einzigen, mit welchem ich die wenigen müßigen Stunden, die ich habe, ſo angenehm und ſo nützlich zubringen könnte als mit Ihnen. Wem erzähle ich aber dieſes? Einem Freunde, der in wenigen Tagen faſt vergeſſen muß, daß er Freunde in Deutſchland hat, den ich faſt nur deswegen habe kennen gelernt, um mich von ihm wieder zu trennen, und das Leere recht zu fühlen, das ſich mitten in einer herrlichen Bibliothek oft unſerer Seele bemeiſtert! Man hat vor einigen Wochen aus Leipzig geſchrieben, Sie wären ſchon wieder von da weg, und ich hoffte damals ganz gewiß, Sie würden auf dem Wege hieher begriffen ſein.

Was machen Sie? Soll ich denn gar nichts von Ihnen

zu lesen bekommen? Wie steht es um den Auszug des Goldoni, den Sie zu einem Stücke in der Bibliothek anher schicken wollten? Wie steht es um die 5 Komödien, die noch vor Ostern hätten die Presse verlassen sollen?

Ich bin unter andern mit einem Lieutenant Jacobi bekannt geworden, der ein sehr geschickter Mann, ein guter Mathematiker und ein gründlicher Methaphysiker ist. Ich habe mit demselben den Hrn. Prof. Baumgarten abermals besucht. Es bessert sich, Gott Lob! mit seiner Gesundheit. Sie können sich nicht vorstellen, wie sehr Ihnen dieser Mann zugethan ist. Er bedauert es sehr, daß er Sie nicht allhier angetroffen hat.

Leben Sie indessen wohl! Ich bin

Ihr

beständiger Freund

Moses.

Lessing an Mendelssohn.

Leipzig, den 28. April 1756.

Ist es möglich, daß wir einander so lange nicht geschrieben haben? Wenn es eine natürliche Folge von meinem Reisen sein soll, daß ich immer so wenig Nachricht von Ihnen bekomme, so werde ich mein Reisen von dieser Seite sehr hassen. Zwar ich glaube fest, Sie würden mir fleißiger geschrieben haben, wenn Sie mich nicht in Berlin von Tag zu Tag persönlich erwartet hätten. Ich glaube es ganz gewiß. Glauben Sie mir nur auch, daß ich Ihnen fleißiger würde geschrieben haben, wenn ich nicht von Tag zu Tag nach Berlin zu

kommen gehofft hätte. Ich hoffe es noch. Wenn mich meine Hoffnung betrügt, so werde ich Deutschland mit dem vergnügtesten Herzen nicht verlassen. Wir gehen den 7. Mai von hier ab, und also noch vor der Messe. Ich bin unentschlossen, aber was das Unglück ist, mein Reisegefährte ist es noch zehnmal mehr als ich, so daß wir es noch nicht einmal wissen, ob wir unsern Weg nach Hamburg über Berlin oder Braunschweig nehmen werden. Dieses ist Alles, was ich Ihnen jezt melden will. Künftigen Posttag sollen Sie einen Brief nach unserer Art von mir bekommen. Sie sollen ihn gewiß bekommen, denn ich habe Ihnen hundert Kleinigkeiten zu schreiben, von der Art, wie wir in unsern Morgengesprächen abzuhandeln pflegten. Leben Sie unterdessen wohl, liebster Freund, und schreiben Sie mir, sobald es Ihnen möglich ist. Ich bin zeitlebens

Ihr

ergebenster Freund

Lessing.

N. S. Mein Kompliment an die Herren Naumann, Möchler und die würdigen Freunde aus Ihrer Nation. Versichern Sie dem erstern, daß ich ehestens an ihn schreiben würde.

Mendelssohn an Lessing.

Berlin, den 2. Aug. 1756.

Theuerster Freund!

Sie müssen sich unmöglich das Vergnügen, das uns Ihre Briefe verursachen, lebhaft genug vorstellen können. Sie würden gewiß sonst manche Stunde den Endzweck Ihrer Reise,

die Sättigung der Neubegierde, aus den Augen setzen, um desto öfter an Ihre Freunde zu gedenken, an Ihre Freunde, werthester Lessing! die es gewiß in dem ganzen Umfange sind, den Sie diesem Worte zu geben pflegen. Ich will dem allgemeinen Wahne der Menschen gern allen Kummer verzeihen, daß er mir den besten Freund, den getreuesten Rathgeber von meiner Seite getrennt hat, wenn dieser beste Freund nur fortfahren will, mir die Versicherung zu geben, daß er mich noch liebet, daß er mich noch so zärtlich liebet, als damals, da mir eine jede Unterredung mit ihm eine neue Aufmunterung war, beides, meinen Verstand und mein Herz zu bessern. Noch eine einzige Versicherung wünsche ich mir von Ihnen, und wenn ich diese erlange, so will ich mich gern in die Nothwendigkeit zu schicken wissen. Wenn Sie Ihre Reise vollendet und einmal genug die Welt angegafft haben werden, wenn Sie sich dereinst entschließen werden, alle Ihre neugierigen Blicke auf Ihr eigenes Herz, und auf das Herz Ihrer Freunde einzuschränken, wollen Sie alsdann diese ruhigern Tage bei uns zubringen? Wenn es Ihnen doch möglich wäre, hierauf mit Gewißheit Ja zu antworten!

Sie wollen, ich soll Ihnen Alles schreiben, was die Neugierigkeit eines Freundes zu wissen verlangen kann, und ich werde Ihnen melden, wie ich meine Zeit zubringe, weil dieses das Vornehmste ist, das ich von Ihnen zu wissen verlange. — Ich bin der grübelnden Metaphysik auf einige Zeit ungetreu worden. Ich besuche Hrn. Nikolai sehr oft in seinem Garten. (Ich liebe ihn wirklich, theuerster Freund! und ich glaube, daß unsere Freundschaft noch dabei gewinnen muß, weil ich in ihm Ihren wahren Freund liebe.) Wir lesen Gedichte, Herr Nikolai liest mir seine eigenen Ausarbeitungen

vor, ich sitze auf meinem kritischen Richterstuhle, bewundere, lache, billige, tadle, bis der Abend hereinbricht. Dann denken wir noch einmal an Sie, und gehen, mit unserer heutigen Verrichtung zufrieden, von einander. Ich bekomme einen ziemlichen Ansatz zu einem Belesprit. Wer weiß, ob ich nicht gar einst Verse mache? Madame Metaphysik mag es mir verzeihen. Sie behauptet, die Freundschaft gründe sich auf eine Gleichheit der Neigungen, und ich finde, daß sich, umgekehrt, die Gleichheit der Neigung auch auf die Freundschaft gründen könne. Ihre und Nikolai's Freundschaft hat es dahin gebracht, daß ich dieser ehrwürdigen Matrone einen Theil meiner Liebe entzogen, und ihn den schönen Wissenschaften geschenkt habe. Unser Freund hat mich sogar zum Mitarbeiter an seiner Bibliothek gewählt, aber ich fürchte, er wird unglücklich gewählt haben.

Der zweite Theil des Messias hat mir an vielen Stellen überaus wohlgefallen, und ich schreibe es meiner Religion zu, daß er mir nicht allenthalben gleich gefallen hat. Der 8te und 9te Gesang schien mir etwas langweilig, der 10te hingegen alle vorhergehende zu übertreffen. Besonders sind einige Hymnen, einige entworfene Karaktere, und das Gespräch Satans mit Adramelech, meines Erachtens, Meisterstücke. Sonst sind die Karaktere der Hauptpersonen gut soutenirt, der Knoten einfach geschürzt, und die Auflösung homerisch vorbereitet. Der Kunstgriff, den Abadonna wieder auf die Schaubühne zu bringen, ist so ungekünstelt als meisterlich. Ist aber der Poet nicht unglücklich, daß jezt selbst, da Alles in der stärksten Bewegung sein soll, der Held wenigstens todt zu sein scheint, und die Aktion der übrigen Personen nichts als eine stumme Bewunderung, und eine inbrünstige Andacht sein kann? Ich sage,

er ist unglücklich; denn er hat wirklich alle seine Kräfte angewendet, in die Empfindung der Anwesenden eine kleine Schattirung zu bringen, die den Schein einer Aktion hat; aber alle die Heiligen, die er aus den Gräbern ruft, können doch nichts anders thun, als anschauen, heilige Hände falten und beten. Ja vielleicht ist dieser große Dichter auch darin unglücklich, daß alle kleine Umstände seines Subjekts allzu bekannt sind, und daß er nicht den mindesten Umstand darin ändern könnte, ohne sich in theologische Streitigkeiten einzulassen. Es wäre mehr als ein Wunder, wenn sich eine Begebenheit so in der Natur zugetragen hätte, wie sie der Dichter braucht. — Jedoch bin ich nicht ein wenig unbesonnen, daß ich Ihnen mein Urtheil über ein Gedicht schreibe? Gehört denn dieses unter die Sachen, die Sie von mir zu wissen verlangen? Leben Sie also wohl, weil ich doch nichts Wichtigeres zu schreiben weiß, und bleiben Sie beständig mein Freund, so wie ich unaufhörlich der Ihrige bin.

Moses.

Mendelssohn an Lessing.

Berlin, den 23. Nov. 1756.

Liebster Freund!

Ich muß mich aufmachen, daß ich Ihnen wieder voraus komme. Sie machen es ungefähr wie die alten Wettläufer, die ihrem Rival einen kleinen Vorschritt gelassen, um ihn desto plötzlicher zu überraschen, und den eingebildeten Sieg ihm unvermuthet aus den Händen zu reißen. In Wahrheit, Ihr letzter Brief

an Herrn Nikolai enthält so viel Merkwürdiges, daß ich mir einige Zeitfrist ausbitten muß, alle Ihre Gedanken reiflich zu überlegen, bevor ich darauf antworten kann. Wenn Ihnen die Langeweile zu Leipzig diese vortrefflichen Gedanken einge=geben, so gerathe ich fast in Versuchung, Ihnen öfters Lange=weile zu wünschen. Ich bitte mir indessen vorläufig einige Erläuterung über Ihre Gedanken von der Bewunderung aus. Wenn Sie hierin den rechten Punkt verfehlt hätten, so verspreche ich mir, Ihr ganzes System niederreißen zu können.

Wenn wir an einem Menschen gute Eigenschaften gewahr werden, die unsere Meinung, die wir von ihm oder von der ganzen menschlichen Natur gehabt haben, übertreffen, so ge=rathen wir in einen angenehmen Affekt, den wir Bewunde=rung nennen. Da nun eine jede Bewunderung ungemein gute Eigenschaften zum Grunde hat, so muß dieser Affekt schon an und für sich selbst, und ohne in Absicht des Mitleidens, dessen die bewunderte Person entbehren kann, in dem Gemüthe des Zuschauers ein Vergnügen zuwege bringen. Ja es muß sogar der Wunsch in ihm entstehen, dem bewunderten Helden, wo es möglich ist, nachzueifern; denn die Begierde zur Nacheiferung ist von der anschauenden Erkenntniß einer guten Eigenschaft unzertrennlich, und ich werde nicht nöthig haben, Ihnen die Erfahrung anzuführen, daß diese Begierde öfters die vortreff=lichste Wirkung gehabt hat.

Ich gestehe es, daß die Bewunderung öfters das Mitlei=den mildert, oder, wenn Sie wollen, auf eine Zeit lang gänz=lich aufhebt, das wir vorhin der leidenden Tugend aufgeopfert hatten. Allein sie thut dieses nicht immer, und wenn sie es thut, so ist es bloß eine zufällige Wirkung, die unmöglich ihren ganzen Werth erschöpfen kann, weil sie ihr mit dem völ=

ligen Tode des Helden gemein ist. Die todte Zaire fodert eben so wenig unser Mitleiden, als der sterbende Gusmann, und dennoch ist es etwas mehr als ein gedämpftes Mitleiden, das uns in dem vortrefflichsten Betragen dieses Letztern dahin reißt, und, wo ich nicht irre, in jeder menschlichen Brust den Wunsch erzeugt, eben so erhabener Gesinnung fähig zu sein. Wenn Mithridates in den bedrängtesten Umständen, darin er sich befindet, noch mit einem Anschlage auf Rom schwanger geht, und seinen Söhnen den Plan dazu so vortrefflich auseinandersetzt, daß wir sogar die Möglichkeit der Ausführung einsehen; so erregt er unstreitig Bewunderung. Hat aber Mithridates mißliches Schicksal im Kriege wider die Römer uns je zum Mitleiden bewogen? Würde es nicht ein unvergeblicher Fehler des Dichters sein, wenn er ein Mitleiden dämpfen wollte, das gleichsam außer der Scene vorgegangen und in die Verwickelung kaum den allerentferntesten Einfluß hat? Bitten Sie also die Bewunderung, diese Mutter der Tugend, um Verzeihung, daß Sie von ihrem Werthe so nachtheilig gedacht haben. Sie ist nicht bloß ein Ruhepunkt des Mitleidens, der nur deswegen da ist, um dem von neuem aufsteigenden Mitleiden wieder Platz zu machen; nein! die sinnliche Empfindung des Mitleidens macht einer höhern Empfindung Platz, und ihr sanfter Schimmer verschwindet, wenn der Glanz der Bewunderung unser Gemüth durchdringt. Die Bewunderer der Alten mögen zusehen, wie sie es entschuldigen wollen, daß die größten Dichter Griechenlands nie bewundernswürdige Karaktere auf die Bühne gebracht haben. So viel mir von ihren Trauerspielen bekannt ist, weiß ich mich nicht einen einzigen Zug eines Karakters zu erinnern, der von Seiten seiner Moralität unsere Bewunderung verdienen sollte.

Ihre Bildhauer haben sich diesen würdigen Affekt besser zu Nutze gemacht. Sie haben die Leidenschaften fast durchgehends von einem gewissen Heroismus begleiten lassen, dadurch sie ihre Karaktere etwas über die Natur erheben, und die Kenner gestehen, daß ihre Bildsäulen von dieser Seite fast unnachahmlich sind.

Ich will mein langweiliges Geschwätz hier abbrechen. Meine Gedanken vom Schrecken und vom Weinen kann ich Ihnen nicht eher eröffnen, bis ich mich mit unserm Herrn Nikolai darüber besprochen habe. Es scheint mir immer, als wenn eine jede Illusion vom Schrecken, auch ohne Beihülfe des Mitleidens, angenehm sein müsse. Ein Beispiel davon sei die von Aristoteles angeführte gemalte Schlange, oder vielmehr die von Ihnen selbst angeführte Erscheinung eines Geistes auf der Schaubühne. Die Art und Weise, wie Sie dieses Schrecken auf ein Mitleiden reduziren wollen, ist allzu spitzfindig, als daß sie natürlich sein könnte. Ueber alles dieses wollen wir uns weitläuftiger herauslassen, wenn wir erst unsere Gedanken von der Wirkung der theatralischen Illusion, und von dem Streite derselben mit der deutlichen Erkenntniß, in Ordnung gebracht haben. Dieses soll geschehen, sobald der Krieg die Handlung so sehr zu Grunde gerichtet haben wird, daß sowohl Herr Nikolai als ich einige Stunden zur Spekulation übrig haben werden. Ich lasse jezt meine Gedanken von der Wahrscheinlichkeit abschreiben, um sie Ihnen zu überschicken. Sie werden mir verzeihen, daß ich die Geduld unsers Herrn Nikolai nicht gehabt habe, die besten Gedanken daraus in einen Auszug zusammen zu ziehen, um Sie der Mühe zu überheben, Alles durchzulesen. Es gehört auch eine besondere Gabe dazu, dasjenige kurz vorzubringen, was man weit-

läuftig gedacht hat. Leben Sie wohl, mein theuerster Lessing, und wachen Sie beständig auf alle Schritte

Ihres

wahren Freundes

Moses.

Alle meine Freunde sind auch die Ihrigen.

Lessing an Mendelssohn.

Leipzig, den 28. Nov. 1756.

Liebster Freund!

Ich muß Ihnen auf Ihren letzten Brief den Augenblick antworten; denn was bei mir nicht den Augenblick geschieht, das geschieht entweder gar nicht, oder sehr schlecht. Da ich aber nichts weniger als Langeweile habe, und den größten Theil des Tages mit unsern Gästen zubringen muß — (denn das wissen Sie doch, daß nunmehr auch Leipzig nicht länger von preußischer Einquartierung verschont ist?) so werde ich von der Faust wegschreiben, und meine Gedanken unter der Feder reif werden lassen.

Es kömmt mir sehr gelegen, was Sie von der Bewunderung sagen; und in meinem Briefe an unsern Freund habe ich diesen Affekt nicht sowohl überhaupt erklären, als anzeigen wollen, was für Wirkung er in dem Trauerspiele hervorbringe; eine Wirkung, die Sie selbst nicht ganz in Abrede sind.

Wir gerathen in Bewunderung, sagen Sie, wenn wir an einem Menschen gute Eigenschaften gewahr werden, die unsere Meinung, die wir von ihm oder von der ganzen menschlichen

Natur gehabt haben, übertreffen. In dieser Erklärung finde ich zweierlei Dinge, die zweierlei Namen verdienen, und in unserer Sprache auch wirklich haben. Wenn ich an einem gute Eigenschaften gewahr werde, die meine Meinung von ihnen übertreffen; so heißt das nicht, ich bewundere ihn, sondern ich verwundere mich über ihn. Bewundern Sie den sterbenden Gusmann? Ich nicht, ich verwundere mich bloß, daß aus einem christlichen Barbaren so geschwind ein Mensch geworden ist, ja ich verwundere mich so sehr, daß ich mich nicht enthalten kann, den Dichter ein wenig zu tadeln. Die Veränderung ist zu jäh, und nach dem Karakter des Gusmann durch nichts wahrscheinlich zu machen, als durch eine übernatürliche Wirkung der Religion. Voltaire muß es selbst gemerkt haben:

> Sieh hier den Unterschied der Götter, die wir ehren,
> Die Deinen konnten dich nur Wuth und Rache lehren.

Bis diesen Augenblick habe ich den Gusmann gehaßt: ich freue mich fast, daß ihn der Wilde erstochen hat; er erstach ein Ungeheuer, das eine Welt verwüstete; wo sollte das Mitleiden herkommen? Nunmehr aber höre ich, er vergiebt; er thut die erste und letzte gute That, die ich nicht von ihm erwartet hätte; das Mitleid erscheint an der Hand der Verwunderung, das ist, es entsteht durch die endlich und plötzlich entdeckte gute Eigenschaft. Ich sage mit Fleiß: plötzlich, um eine Erfahrung daraus zu erklären, die ich wirklich gehabt habe, ehe die Spekulation noch daran Theil nehmen konnte. Ich bin, als ich diese Scene zum ersten Male las, über die Vergebung des Gusmann erschrocken. Denn den Augenblick fühlte ich mich in der Stelle des Zamor. Ich fühlte seine Beschämung, seine schmerzliche Erniedrigung, ich fühlte es, was es

einem Geiste, wie dem seinigen, kosten müsse, zu sagen: ich schäme mich der Rache! Zum Tode, dem kleinern Uebel, war er vorbereitet; zur Vergebung, dem größern, nicht.

Also, wenn ein Bösewicht oder jede andere Person eine gute Eigenschaft zeigt, die ich in ihm nicht vermuthet hätte, so entsteht keine Bewunderung, sondern eine Verwunderung, welche so wenig etwas Angenehmes ist, daß sie vielmehr weiter nichts, als ein Fehler des Dichters genannt zu werden verdient, weil in keinem Karakter mehr sein muß, als man sich Anfangs darin zu finden verspricht. Wenn der Geizige auf einmal freigebig, der Ruhmredige auf einmal bescheiden wird; so verwundert man sich, bewundern aber kann man ihn nicht.

Wenn nun dieser Unterschied keine falsche Spitzfindigkeit ist, so wird die Bewunderung allein da Statt finden, wo wir so glänzende Eigenschaften entdecken, daß wir sie der ganzen menschlichen Natur nicht zugetrauet hätten. Um dieses näher einzusehen, glaube ich, werden folgende Punkte etwas beitragen können.

Was sind dieses für glänzende Eigenschaften, die wir bewundern? Sind es besondere Eigenschaften, oder sind es nur die höchsten Grade guter Eigenschaften? Sind es die höchsten Grade guter Eigenschaften, oder nur einige derselben?

Das Wort Bewunderung wird von dem größten Bewunderer, dem Pöbel, so oft gebraucht, daß ich es kaum wagen will, aus dem Sprachgebrauche etwas zu entscheiden. Seine, des Pöbels Fähigkeiten sind so gering, seine Tugenden so mäßig, daß er beide nur in einem leidlichen Grade entdekken darf, wenn er bewundern soll. Was über seine enge

Sphäre ist, glaubt er über die Sphäre der ganzen menschlichen Natur zu sein.

Lassen Sie uns also nur diejenigen Fälle untersuchen, wo die bessern Menschen, Menschen von Empfindung und Einsicht, bewundern. Untersuchen Sie Ihr eigen Herz, liebster Freund! Bewundern Sie die Gütigkeit des Augustus, die Keuschheit des Hippolytus, die kindliche Liebe der Chimene? Sind diese und andere solche Eigenschaften über den Begriff, den Sie von der menschlichen Natur haben? Oder zeigt nicht vielmehr die Nacheiferung selbst, die sie in Ihnen erwecken, daß sie noch innerhalb dieses Begriffes sind?

Was für Eigenschaften bewundern Sie denn nun? Sie bewundern einen Cato, einen Essex — mit einem Worte, nichts als Beispiele einer unerschütterten Festigkeit, einer unerbittlichen Standhaftigkeit, eines nicht zu erschreckenden Muths, einer heroischen Verachtung der Gefahr und des Todes; und alle diese Beispiele bewundern Sie um so viel mehr, je besser Sie sind, je fühlbarer Ihr Herz, je zärtlicher Ihre Empfindung ist. Sie haben einen zu richtigen Begriff von der menschlichen Natur, als daß Sie nicht alle unempfindliche Helden für schöne Ungeheuer, für mehr als Menschen, aber gar nicht für gute Menschen halten sollten. Sie bewundern sie also mit Recht; aber eben deswegen, weil Sie sie bewundern, werden Sie ihnen nicht nacheifern. Mir wenigstens ist es niemals in den Sinn gekommen, einem Cato oder Essex an Halsstarrigkeit gleich zu werden, so sehr ich sie auch wegen dieser Halsstarrigkeit bewundere, die ich ganz und gar verachten und verdammen würde, wenn es nicht eine Halsstarrigkeit der Tugend zu sein schiene.

Ich werde also der Bewunderung nichts abbitten, sondern

ich verlange, daß Sie es der Tugend abbitten sollen, sie zu einer Tochter der Bewunderung gemacht zu haben. Es ist wahr, sie ist sehr oft die Tochter der Nacheiferung, und die Nacheiferung ist eine natürliche Folge der anschauenden Erkenntniß einer guten Eigenschaft. Aber muß es eine bewundernswürdige Eigenschaft sein? Nichts weniger. Es muß eine gute Eigenschaft sein, deren ich den Menschen überhaupt, und also auch mich, fähig halte. Und diese Eigenschaften schließe ich so wenig aus dem Trauerspiele aus, daß vielmehr, nach meiner Meinung, gar kein Trauerspiel ohne sie besteht, weil man ohne sie kein Mitleiden erregen kann. Ich will nur diejenigen großen Eigenschaften ausgeschlossen haben, die wir unter dem allgemeinen Namen des Heroismus begreifen können, weil jede derselben mit Unempfindlichkeit verbunden ist, und Unempfindlichkeit in dem Gegenstande des Mitleidens mein Mitleiden schwächt.

Lassen Sie uns hier bei den Alten in die Schule gehen. Was können wir nach der Natur für bessere Lehrer wählen? Um das Mitleiden desto gewisser zu erwecken, wurden Oedipus und Alceste von allem Heroismus entkleidet. Jener klagt weibisch; und diese jammert mehr als weibisch; sie wollten sie lieber zu empfindlich, als unempfindlich machen; sie ließen sie lieber zu viel Klagen ausschütten, zu viel Thränen vergießen als gar keine.

Sie sagen, das benehme der Bewunderung ihren Werth nicht, daß sie das Mitleiden schwäche oder gar aufhebe, weil sie dieses mit dem Tode des Helden gemein habe. Sie irren hier aus zu großer Scharfsinnigkeit. Unter 1000 Menschen wird nur ein Weltweiser sein, welcher den Tod nicht für das größte Uebel, und das Todtsein nicht für eine Fortdauer dieses

Uebels hält! Das Mitleiden hört also mit dem Tode noch nicht auf; gesetzt aber, es hörte auf, so würde dieser Umstand weiter nichts, als die Ursache der Regel sein, warum sich mit dem Tode des Helden auch das Stück schließen müsse. Kann sich aber das Stück mit der Bewunderung schließen? Wenn ich aber gesagt habe, der tragische Dichter müsse die Bewunderung so wenig sein Hauptwerk sein lassen, daß er sie vielmehr nur zu Ruhepunkten des Mitleidens machen müsse; so habe ich dieses damit sagen wollen, er solle seinem Helden nur so viel Standhaftigkeit geben, daß er nicht auf eine unanständige Art unter seinem Unglück erliege. Empfinden muß er ihn sein Unglück lassen; er muß es ihn recht fühlen lassen; denn sonst können wir es nicht fühlen. Und nur dann und wann muß er ihn lassen einen **effort** thun, der auf wenige Augenblicke eine dem Schicksal gewachsene Seele zu zeigen scheint, welche große Seele den Augenblick darauf wieder ein Raub ihrer schmerzlichen Empfindungen werden muß.

Was Sie von dem Mithridat des Racine sagen, ist, glaube ich, eher für mich, als für Sie. Eben die edelmüthige Scene, wo er seinen Söhnen den Anschlag, vor Rom zu gehen, entdeckt, ist Ursache, daß wir mit ihm wegen seines gehabten mißlichen Schicksals in dem Kriege wider die Römer kein Mitleiden haben können. Ich sehe ihn schon triumphirend in Rom einziehen, und vergesse darüber alle seine unglücklichen Schlachten. Und was ist denn diese Scene bei dem Racine mehr, als eine schöne Flickscene? Sie bewundern den Mithridat, diese Bewunderung ist ein angenehmer Affekt; sie kann bei einem Karl dem XII. Nacheiferung erwecken, aber wird es dadurch unwahr, daß sie sich besser in ein Heldengedicht als in ein Trauerspiel schicke?

Doch ich will aufhören zu schwatzen, und es endlich bedenken, daß ich an einen Wortsparer schreibe. Ich will, was ich wider die Bewunderung bisher, schlecht oder gut, gesagt habe, nicht gesagt haben; ich will Alles wahr sein lassen, was Sie von ihr sagen. Sie ist dennoch aus dem Trauerspiele zu verbannen.

Denn — doch ich will erst eine Erläuterung aus dem Ursprunge des Trauerspiels voranschicken. Die alten Trauerspiele sind aus dem Homer, ihrem Inhalte nach, genommen, und diese Gattung der Gedichte selbst, ist aus der Absingung seiner Epopeen entsprungen. Homer und nach ihm die Rhapsodisten wählten gewisse Stücke daraus, die sie bei feierlichen Gelegenheiten, vielleicht auch vor den Thüren ums Brod, abzusingen pflegten. Sie mußten die Erfahrung gar bald machen, was für Stücke von dem Volke am liebsten gehört wurden. Heldenthaten hört man nur einmal mit sonderlichem Vergnügen; ihre Neuigkeit rührt am meisten. Aber tragische Begebenheiten rühren, so oft man sie hört. Diese also wurden vorzüglich vor andern Begebenheiten bei dem Homer ausgesucht, und anfangs, so wie sie erzählungsweise bei dem Dichter stehen, gesungen, bis man darauf fiel, sie dialogisch abzutheilen, und das daraus entstand, was wir jezt Tragödie nennen. Hätten denn nun die Alten nicht eben sowohl aus den Heldenthaten ein dialogisches Ganze machen können? Freilich, und sie würden es gewiß gethan haben, wenn sie nicht die Bewunderung für eine weit ungeschicktere Lehrerin des Volks als das Mitleiden gehalten hätten.

Und das ist ein Punkt, den Sie selbst am besten beweisen können. Die Bewunderung in dem allgemeinen Verstande, in welchem es nichts ist, als das sonderliche Wohlgefallen an

einer seltenen Vollkommenheit, bessert vermittelst der Nacheiferung, und die Nacheiferung setzt eine deutliche Erkenntniß der Vollkommenheit, welcher ich nacheifern will, voraus. Wie viele haben diese Erkenntniß? Und wo diese nicht ist, bleibt die Bewunderung nicht unfruchtbar? Das Mitleiden hingegen bessert unmittelbar; bessert, ohne daß wir selbst etwas dazu beitragen dürfen; bessert den Mann von Verstand sowohl als den Dummkopf.

Hiemit schließe ich. Sie sind mein Freund; ich will meine Gedanken von Ihnen geprüft, nicht gelobt haben. Ich sehe Ihren fernern Einwürfen mit dem Vergnügen entgegen, mit welchem man der Belehrung entgegen sehen muß. Jezt habe ich mich, in Ansehung des Briefschreibens, in Athem gesetzt; Sie wissen, was Sie zu thun haben, wenn ich darin bleiben soll. Leben Sie wohl, und lassen Sie unsere Freundschaft ewig sein!

Lessing.

Mendelssohn an Lessing.

Liebster Freund!

Schreiben Sie immer, wenn ich bitten darf, Ihre langen Briefe an Hrn. Nikolai. Er hat das Glück, daß Sie ihm immer die besten Briefe schreiben. In Wahrheit, der kurze Brief an Nikolai enthält bessere Gedanken, als der lange, der mir zu Theil geworden. Ich schicke Ihnen Ihren Brief mit, weil ich ihn stückweise widerlegen will, aber ich beschwöre Sie, mir ihn wieder zuzustellen. Er soll mir zur Demüthi-

gung dienen; denn er beweiset, welch ein kleiner Gegner ich sein müsse, daß man sich mit solchen schlechten Waffen wider mich vertheidigen zu können glaubt! Zur Sache!

Ich glaube, die jezigen politischen Begebenheiten haben Sie veranlaßt, Bewunderung mit Verwunderung zu vertauschen. Eine unvermuthete Begebenheit, deren Ursache ich nicht ergründen kann, setzt mich in Verwunderung. So verwundere ich mich über den Donner, über die Elektrizität, über die Handlungen eines Menschen, die in seinem moralischen Karakter nicht gegründet zu sein scheinen, und endlich über Sie, wenn Sie mir eine so fehlerhafte Distinktion einbilden wollen. Ich bewundere hingegen einen Menschen, an welchem ich eine gute Eigenschaft gewahr werde, die ich ihm nicht zugetrauet habe, die aber dennoch in seinem sittlichen Karakter gegründet ist. Staleno (ein Exempel, das Ihnen bekannt sein würde, wenn Sie Ihre eigenen Schriften fleißig gelesen hätten) verwunderte sich anfangs über seinen Freund Philto, daß er eine Schelmerei hat begehen können, die mit seinem Karakter gar nicht überein kömmt. Allein eben der Staleno bewunderte die Gesinnung seines Freundes, als er ihn auf eine sehr vortheilhafte Art von seiner Unschuld überzeugte, und verwunderte sich gewissermaßen über sich selbst, daß er so nachtheilige Gedanken hat von seinem Freunde hegen können.

Ist die Religion anders nicht fähig, eine so plötzliche Veränderung zu verursachen, als Voltaire in dem Gemüthe des Gusmann vorgehen läßt; so erregt die schnellste Bessrung dieses Christen Verwunderung, und der Dichter ist, wie Sie selbst bemerken, zu tadeln, daß er zwei so widersinnige Karaktere in der Person des Gusmann vereinigt hat.

Wäre es aber der Religion nicht unmöglich, einen Menschen plötzlich zu bekehren, (und dieses ist nach der herrschenden Meinung wenigstens poetisch wahrscheinlich) so erregt der Karakter des Gusmann Bewunderung, weil die Besserung, die wir ihm nicht zugetrauet haben, dennoch in seinem Karakter gegründet ist. Ja, Ihre eigene Empfindung hätte Sie überzeugen können, daß das Letztere sein müsse; denn wenn die Besserung des Gusmann schlechterdings seinem Karakter widerspräche, so hätte sie in Ihnen wohl Unwillen über den fehlerhaften Dichter, aber nicht Schrecken, aber keine sympathetische Beschämung mit dem betroffenen Zamor erregen können. Diese Anmerkung gebe ich Ihnen zu bedenken.

Ueberhaupt, eine jede Handlung, die sich mit dem bekannten Karakter der handelnden Person nicht reimen läßt, setzt uns in Verwunderung, und ist in dramatischen Stücken ein Fehler des Dichters, außer wenn sich die Verwunderung zuletzt in Bewunderung auflöst, d. i. wenn wir in der Entwickelung solche Umstände erfahren, die die Handlung wirklich wahrscheinlich machen. Ich halte diese Art von Knoten für die vortrefflichste, in welcher die Handlungen einer sonst tugendhaften Person mit ihrem Karakter zu streiten scheinen, zuletzt aber alle aus einer Quelle zu fließen befunden werden. Die Angehörigen der Clarissa müssen, wie von einem Donner gerührt, dastehen, als ihre Verwunderung über die widersprechende Aufführung ihres Clärchens plötzlich in eine Bewunderung ihrer siegenden Unschuld aufgelöset ward.

Ich komme zu meiner Definition von der Bewunderung zurück. Wenn eine vorzüglich tugendhafte Person (Cato) so handelt, daß er gleichsam die menschliche Natur übertrifft, oder wenn ein zweideutiger Karakter so handelt, daß er uns von

seinen Gesinnungen eine bessere Meinung beibringt, so entsteht Bewunderung. Jezt will ich mein eigen Herz untersuchen. Bewundere ich die Gütigkeit des Augustus? Ja! und zwar mit Cinna und dem römischen Volke, weil sie dem herrschsüchtigen Kaiser keine solche Sanftmuth zugetraut haben. Die Keuschheit des Hippolytus? Nein! Die kindliche Liebe der Chimene? Ja! in soweit ich keinem Frauenzimmer eine solche heroische Gewalt über ihre Leidenschaft zugetrauet hätte. — Bisher verträgt sich mein Herz noch ziemlich mit meinem Verstande. Allein ich bewundere auch einen Cato, einen Essex u. s. w. wegen ihrer ungemeinen heroischen Tugenden, und dennoch ist es mir niemals in den Sinn gekommen, ihnen hierin nachzueifern. Wie gehet dieses zu, da doch eine Eigenschaft, die ich bewundere, nothwendig nachahmungswürdig scheinen muß? Hier ist der Knoten, den Sie gefunden, aber nicht aufgelöst haben. Ich will mich bemühen, es für Sie zu thun.

Alle unsere Urtheile gründen sich entweder auf einen deutlichen Vernunftschluß, oder auf eine undeutliche Erkenntniß, welche man in Sachen, die die Wahrheit angehen, Einsicht, in Sachen aber, die die Schönheit betreffen, Geschmack zu nennen pflegt. Jene stützt sich auf eine symbolische Erkenntniß, auf die Wirkungen der obern Seelenkräfte; diese hingegen auf eine intuitive Erkenntniß, auf die Wirkung der untern Seelenkräfte. Es ist Ihnen bekannt, daß öfters der Geschmack oder die Einsicht (**Bonsens**) mit der symbolischen Erkenntniß streiten könne, ja daß die erstere öfters einen größern Einfluß in unsern Willen hat, als die letztere. (Ich bin auf einige ganz neue Gedanken von dem Streite der untern und obern Seelenkräfte gekommen, die ich Ihnen ehestens zur Beurtheilung vor-

legen werde.) Die theatralische Sittlichkeit gehört nicht vor den Richterstuhl der symbolischen Erkenntniß. Wenn der Dichter, durch seine vollkommen sinnliche Rede, unsere intuitive Erkenntniß von der Würde und Unwürde seiner Karaktere überzeugen kann, so hat er unsern Beifall. Wir verdunkeln gern die deutlichen Vernunftschlüsse, die sich unserer Illusion widersetzen; so wie wir uns vermittelst der Illusion in ein anderes Klima, in andere Umstände, und unter andere Menschen versetzen, um die Stärke der Nachahmung recht nachdrücklich zu fühlen. (Ich kann mich hierein nicht weiter einlassen, so lange Herr Nikolai noch nicht Zeit hat, die versprochenen Gedanken von der theatralischen Illusion mit mir zu entwickeln.) Weg also mit der deutlichen Ueberzeugung von der Nichtigkeit eines halsstarrigen Heldenmuths! Sie kann weder die Bewunderung noch den augenblicklichen Vorsatz der Nacheiferung stören, wenn der Dichter unsere untern Seelenkräfte hat einzunehmen gewußt. Aber sie kann verhindern, daß dieser augenblickliche Wunsch nie zur Wirklichkeit gedeihet, weil nach geendigter Illusion die Vernunft wieder das Steuer ergreift. Bei einem Menschen hingegen, der nicht Vorrath von deutlicher Erkenntniß genug hat, der Illusion die Stange zu halten, wird der Wunsch zur Nacheiferung anhaltend sein, und sogar in Thaten ausbrechen. Ein Beispiel sei Karl der **XII.**, und jener Engländer, der sich, nachdem er den Cato hat aufführen sehen, ermordete, da man alsdann folgenden Spruch bei ihm fand: **What Cato does and Addison approves cannot be wrong.** — Jezt erklären sich eine Menge von Erscheinungen gleichsam von selbst. Werden Sie mich nun noch wohl fragen können, ob ich glaube, daß die Bewunderung uns mehr zur Nacheiferung antreiben kann, als die bloße Be-

trachtung guter Eigenschaften? Können Sie nunmehr noch zweifeln, daß die anschauende Erkenntniß der Vollkommenheit durch die Bewunderung sinnlicher wird, weil sie uns unvermuthet überrascht oder weil wir die anscheinende Vollkommenheit in einem solchen Grade antreffen, daß sie gleichsam über Natur und Schicksal siegt, und den unerschrockenen Helden zeigt, wo wir den gebeugten, unter seiner Last seufzenden Menschen erwarteten? — Also kann uns die Bewunderung auch solche Handlungen als nachahmungswürdig anpreisen, die wir mit der Vernunft für untugendhaft erkennen? hör' ich Sie fragen. — Allerdings! und dieses ist eine von den Ursachen, die Herrn Nikolai bewog zu behaupten, der Endzweck des Trauerspiels sei nicht eigentlich, die Sitten zu bessern.

Jedoch müssen Sie nicht denken, Ihr Mitleiden habe hierin einen Vorzug vor meiner Bewunderung. Auch das Mitleiden kann uns zu Untugenden bringen, wenn es nicht von der Vernunft regiert wird, von der kalten symbolischen Vernunft, die man gänzlich von dem Theater verbannen muß, wenn man gefallen will.

Ich gehe mit Ihnen in die Schule der alten Dichter, allein wenn wir sie verlassen, so kommen Sie mit mir in die Schule der alten Bildhauer. Ich habe ihre Kunststücke nicht gesehen, aber Winkelmann, (in seiner vortrefflichen Abhandlung von der Nachahmung der Werke der Griechen) dem ich einen feinen Geschmack zutraue, sagt: ihre Bildhauer hätten ihre Götter und Helden niemals von einer ausgelassenen Leidenschaft dahin reißen lassen. Man fände bei ihnen allezeit die Natur in Ruhe (wie er es nennt) und die Leidenschaften von einer gewissen Gemüthsruhe begleitet, dadurch die schmerzliche Empfindung des Mitleidens gleichsam mit einem Firnisse von Bewun-

derung und Ehrfurcht überzogen wird. Er führt den Laokoon z. E. an, den Virgil poetisch entworfen, und ein griechischer Künstler in Marmor gehauen hat. Jener drückt den Schmerz vortrefflich aus, dieser hingegen läßt ihn den Schmerz gewissermaßen besiegen, und übertrifft den Dichter um desto mehr, je mehr das bloße mitleidige Gefühl einem mit Bewunderung und Ehrfurcht untermengten Mitleiden nachzusetzen ist.

Ich habe gesagt, wenn die Bewunderung sonst nichts als ein Ruhepunkt des Mitleidens wäre, so würde es diese Wirkung mit dem Tode des bedauerten Helden gemein haben; und Sie glauben, ich habe geirrt, weil der größte Haufe das Todtsein für eine Fortdauer des Uebels hält. — Ich kann Ihnen auch dieses nicht gelten lassen. Warum bedauern wir die todte Zaire und bedauern nicht die sterbende Sara, oder den sterbenden Alten im Mahomet? Irgend weil sie über ihr Unglück durch ihre großen Gesinnungen siegen? Allein sie werden sterben? Unmöglich kann der gemeine Mann, oder unsere sinnliche Empfindung glauben, derjenige Tod — Jedoch hierin möchten Sie Recht haben.

Warum haben Sie aber meinen Einwurf nicht beantwortet? Wie kann uns in der Scene des Racine eine Bewunderung gefallen, die ein Mitleiden dämpfen soll, das wir gar nicht gefühlt haben? Sie sagen, es sei eine Flickscene des Racine? Wohl! aber sie ist doch schön; also ist die Bewunderung schön, auch wo sie kein Mitleiden zu stillen hat.

Ihr letzter Beweis, von dem Ursprunge des Trauerspiels hergenommen, gefällt mir einigermaßen. Ich zweifle aber, ob Sie bewundernswürdige Karaktere (ich meine solche wie Cato, Grandison, Brutus u. s. w.) im Homer finden werden. Im Ringen bestanden damals ihre heroischen und Bewunderung

gung dienen; denn er beweiset, welch ein kleiner Gegner ich sein müsse, daß man sich mit solchen schlechten Waffen wider mich vertheidigen zu können glaubt! Zur Sache!

Ich glaube, die jezigen politischen Begebenheiten haben Sie veranlaßt, Bewunderung mit Verwunderung zu vertauschen. Eine unvermuthete Begebenheit, deren Ursache ich nicht ergründen kann, setzt mich in Verwunderung. So verwundere ich mich über den Donner, über die Elektrizität, über die Handlungen eines Menschen, die in seinem moralischen Karakter nicht gegründet zu sein scheinen, und endlich über Sie, wenn Sie mir eine so fehlerhafte Distinktion einbilden wollen. Ich bewundere hingegen einen Menschen, an welchem ich eine gute Eigenschaft gewahr werde, die ich ihm nicht zugetrauet habe, die aber dennoch in seinem sittlichen Karakter gegründet ist. Staleno (ein Exempel, das Ihnen bekannt sein würde, wenn Sie Ihre eigenen Schriften fleißig gelesen hätten) verwunderte sich anfangs über seinen Freund Philto, daß er eine Schelmerei hat begehen können, die mit seinem Karakter gar nicht überein kömmt. Allein eben der Staleno bewunderte die Gesinnung seines Freundes, als er ihn auf eine sehr vortheilhafte Art von seiner Unschuld überzeugte, und verwunderte sich gewissermaßen über sich selbst, daß er so nachtheilige Gedanken hat von seinem Freunde hegen können.

Ist die Religion anders nicht fähig, eine so plötzliche Veränderung zu verursachen, als Voltaire in dem Gemüthe des Gusmann vorgehen läßt; so erregt die schnellste Besserung dieses Christen Verwunderung, und der Dichter ist, wie Sie selbst bemerken, zu tadeln, daß er zwei so widersinnige Karaktere in der Person des Gusmann vereinigt hat.

Wäre es aber der Religion nicht unmöglich, einen Menschen plötzlich zu bekehren, (und dieses ist nach der herrschenden Meinung wenigstens poetisch wahrscheinlich) so erregt der Karakter des Gusmann Bewunderung, weil die Besserung, die wir ihm nicht zugetrauet haben, dennoch in seinem Karakter gegründet ist. Ja, Ihre eigene Empfindung hätte Sie überzeugen können, daß das Letztere sein müsse; denn wenn die Besserung des Gusmann schlechterdings seinem Karakter widerspräche, so hätte sie in Ihnen wohl Unwillen über den fehlerhaften Dichter, aber nicht Schrecken, aber keine sympathetische Beschämung mit dem betroffenen Zamor erregen können. Diese Anmerkung gebe ich Ihnen zu bedenken.

Ueberhaupt, eine jede Handlung, die sich mit dem bekannten Karakter der handelnden Person nicht reimen läßt, setzt uns in Verwunderung, und ist in dramatischen Stücken ein Fehler des Dichters, außer wenn sich die Verwunderung zuletzt in Bewunderung auflöst, d. i. wenn wir in der Entwickelung solche Umstände erfahren, die die Handlung wirklich wahrscheinlich machen. Ich halte diese Art von Knoten für die vortrefflichste, in welcher die Handlungen einer sonst tugendhaften Person mit ihrem Karakter zu streiten scheinen, zuletzt aber alle aus einer Quelle zu fließen befunden werden. Die Angehörigen der Clarissa müssen, wie von einem Donner gerührt, dastehen, als ihre Verwunderung über die widersprechende Aufführung ihres Clärchens plötzlich in eine Bewunderung ihrer siegenden Unschuld aufgelöset ward.

Ich komme zu meiner Definition von der Bewunderung zurück. Wenn eine vorzüglich tugendhafte Person (Cato) so handelt, daß er gleichsam die menschliche Natur übertrifft, oder wenn ein zweideutiger Karakter so handelt, daß er uns von

seinen Gesinnungen eine bessere Meinung beibringt, so entsteht Bewunderung. Jezt will ich mein eigen Herz untersuchen. Bewundere ich die Gütigkeit des Augustus? Ja! und zwar mit Cinna und dem römischen Volke, weil sie dem herrschsüchtigen Kaiser keine solche Sanftmuth zugetraut haben. Die Keuschheit des Hippolytus? Nein! Die kindliche Liebe der Chimene? Ja! in soweit ich keinem Frauenzimmer eine solche heroische Gewalt über ihre Leidenschaft zugetrauet hätte. — Bisher verträgt sich mein Herz noch ziemlich mit meinem Verstande. Allein ich bewundere auch einen Cato, einen Essex u. s. w. wegen ihrer ungemeinen heroischen Tugenden, und dennoch ist es mir niemals in den Sinn gekommen, ihnen hierin nachzueifern. Wie gehet dieses zu, da doch eine Eigenschaft, die ich bewundere, nothwendig nachahmungswürdig scheinen muß? Hier ist der Knoten, den Sie gefunden, aber nicht aufgelöst haben. Ich will mich bemühen, es für Sie zu thun.

Alle unsere Urtheile gründen sich entweder auf einen deutlichen Vernunftschluß, oder auf eine undeutliche Erkenntniß, welche man in Sachen, die die Wahrheit angehen, Einsicht, in Sachen aber, die die Schönheit betreffen, Geschmack zu nennen pflegt. Jene stützt sich auf eine symbolische Erkenntniß, auf die Wirkungen der obern Seelenkräfte; diese hingegen auf eine intuitive Erkenntniß, auf die Wirkung der untern Seelenkräfte. Es ist Ihnen bekannt, daß öfters der Geschmack oder die Einsicht (**Bonsens**) mit der symbolischen Erkenntniß streiten könne, ja daß die erstere öfters einen größern Einfluß in unsern Willen hat, als die letztere. (Ich bin auf einige ganz neue Gedanken von dem Streite der untern und obern Seelenkräfte gekommen, die ich Ihnen ehestens zur Beurtheilung vor-

legen werde.) Die theatralische Sittlichkeit gehört nicht vor den Richterstuhl der symbolischen Erkenntniß. Wenn der Dichter, durch seine vollkommen sinnliche Rede, unsere intuitive Erkenntniß von der Würde und Unwürde seiner Karaktere überzeugen kann, so hat er unsern Beifall. Wir verdunkeln gern die deutlichen Vernunftschlüsse, die sich unserer Illusion widersetzen; so wie wir uns vermittelst der Illusion in ein anderes Klima, in andere Umstände, und unter andere Menschen versetzen, um die Stärke der Nachahmung recht nachdrücklich zu fühlen. (Ich kann mich hierein nicht weiter einlassen, so lange Herr Nikolai noch nicht Zeit hat, die versprochenen Gedanken von der theatralischen Illusion mit mir zu entwickeln.) Weg also mit der deutlichen Ueberzeugung von der Nichtigkeit eines halsstarrigen Heldenmuths! Sie kann weder die Bewunderung noch den augenblicklichen Vorsatz der Nacheiferung stören, wenn der Dichter unsere untern Seelenkräfte hat einzunehmen gewußt. Aber sie kann verhindern, daß dieser augenblickliche Wunsch nie zur Wirklichkeit gedeihet, weil nach geendigter Illusion die Vernunft wieder das Steuer ergreift. Bei einem Menschen hingegen, der nicht Vorrath von deutlicher Erkenntniß genug hat, der Illusion die Stange zu halten, wird der Wunsch zur Nacheiferung anhaltend sein, und sogar in Thaten ausbrechen. Ein Beispiel sei Karl der **XII.**, und jener Engländer, der sich, nachdem er den Cato hat aufführen sehen, ermordete, da man alsdann folgenden Spruch bei ihm fand: **What Cato does and Addison approves cannot be wrong.** — Jezt erklären sich eine Menge von Erscheinungen gleichsam von selbst. Werden Sie mich nun noch wohl fragen können, ob ich glaube, daß die Bewunderung uns mehr zur Nacheiferung antreiben kann, als die bloße Be-

trachtung guter Eigenschaften? Können Sie nunmehr noch zweifeln, daß die anschauende Erkenntniß der Vollkommenheit durch die Bewunderung sinnlicher wird, weil sie uns unvermuthet überrascht oder weil wir die anscheinende Vollkommenheit in einem solchen Grade antreffen, daß sie gleichsam über Natur und Schicksal siegt, und den unerschrockenen Helden zeigt, wo wir den gebeugten, unter seiner Last seufzenden Menschen erwarteten? — Also kann uns die Bewunderung auch solche Handlungen als nachahmungswürdig anpreisen, die wir mit der Vernunft für untugendhaft erkennen? hör' ich Sie fragen. — Allerdings! und dieses ist eine von den Ursachen, die Herrn Nikolai bewog zu behaupten, der Endzweck des Trauerspiels sei nicht eigentlich, die Sitten zu bessern.

Jedoch müssen Sie nicht denken, Ihr Mitleiden habe hierin einen Vorzug vor meiner Bewunderung. Auch das Mitleiden kann uns zu Untugenden bringen, wenn es nicht von der Vernunft regiert wird, von der kalten symbolischen Vernunft, die man gänzlich von dem Theater verbannen muß, wenn man gefallen will.

Ich gehe mit Ihnen in die Schule der alten Dichter, allein wenn wir sie verlassen, so kommen Sie mit mir in die Schule der alten Bildhauer. Ich habe ihre Kunststücke nicht gesehen, aber Winkelmann, (in seiner vortrefflichen Abhandlung von der Nachahmung der Werke der Griechen) dem ich einen feinen Geschmack zutraue, sagt: ihre Bildhauer hätten ihre Götter und Helden niemals von einer ausgelassenen Leidenschaft dahin reißen lassen. Man fände bei ihnen allezeit die Natur in Ruhe (wie er es nennt) und die Leidenschaften von einer gewissen Gemüthsruhe begleitet, dadurch die schmerzliche Empfindung des Mitleidens gleichsam mit einem Firnisse von Bewun-

derung und Ehrfurcht überzogen wird. Er führt den Laokoon z. E. an, den Virgil poetisch entworfen, und ein griechischer Künstler in Marmor gehauen hat. Jener drückt den Schmerz vortrefflich aus, dieser hingegen läßt ihn den Schmerz gewissermaßen besiegen, und übertrifft den Dichter um desto mehr, je mehr das bloße mitleidige Gefühl einem mit Bewunderung und Ehrfurcht untermengten Mitleiden nachzusetzen ist.

Ich habe gesagt, wenn die Bewunderung sonst nichts als ein Ruhepunkt des Mitleidens wäre, so würde es diese Wirkung mit dem Tode des bedauerten Helden gemein haben; und Sie glauben, ich habe geirrt, weil der größte Haufe das Todtsein für eine Fortdauer des Uebels hält. — Ich kann Ihnen auch dieses nicht gelten lassen. Warum bedauern wir die todte Zaire und bedauern nicht die sterbende Sara, oder den sterbenden Alten im Mahomet? Irgend weil sie über ihr Unglück durch ihre großen Gesinnungen siegen? Allein sie werden sterben? Unmöglich kann der gemeine Mann, oder unsere sinnliche Empfindung glauben, derjenige Tod — Jedoch hierin möchten Sie Recht haben.

Warum haben Sie aber meinen Einwurf nicht beantwortet? Wie kann uns in der Scene des Racine eine Bewunderung gefallen, die ein Mitleiden dämpfen soll, das wir gar nicht gefühlt haben? Sie sagen, es sei eine Flickscene des Racine? Wohl! aber sie ist doch schön; also ist die Bewunderung schön, auch wo sie kein Mitleiden zu stillen hat.

Ihr letzter Beweis, von dem Ursprunge des Trauerspiels hergenommen, gefällt mir einigermaßen. Ich zweifle aber, ob Sie bewundernswürdige Karaktere (ich meine solche wie Cato, Grandison, Brutus u. s. w.) im Homer finden werden. Im Ringen bestanden damals ihre heroischen und Bewunderung

erregenden Verdienste. Achilles ist am Ende des Spiels nichts als ein tapferer Schläger, und Agamemnon hat weiter kein Verdienst, als daß er ein König der Könige ist. Die Griechen scheinen zu Homers Zeiten von ihren Königen gedacht zu haben, ungefähr wie jezt die Franzosen von den ihrigen denken. Ulysses ist ein listiger Feldherr, und Calchas ein mittelmäßiger Priester, der lange so viel Bewunderung nicht erregen kann, als Ihr Theophanes. (Ich habe Ihren Theophanes vergessen. Dieser erregt bei dem Freigeiste Bewunderung, ob er gleich weiß, daß seine guten Eigenschaften nicht die ganze menschliche Natur übertreffen.) Ich will durch diese Anmerkung keineswegs den Homer heruntersetzen, und glaube vielmehr, daß ihn keiner von den Dichtern im Ganzen erreicht hat, die nachher gekommen sind, aber von der Seite der großen und Bewunderung erregenden Karaktere, dünkt mich, haben ihn viele übertroffen.

Ich habe noch eine kleine Anmerkung hinzuzuthun. Sie behaupten, der Dichter müsse seinen Helden nothwendig das Unglück empfinden lassen, wenn wir gerührt werden sollen, und nennen die Bewunderung bei dieser Gelegenheit abermals den Ruhepunkt des Mitleidens. Das Letztere bedarf keiner weiteren Widerlegung. Das Erstere hingegen gebe ich zu, aber aus einem ganz andern Grunde. Der Dichter muß uns sinnlich überzeugen, daß sein Held die Gefahr kennt, über welche ihn seine Unerschrockenheit hinwegsetzt. Durch eine bloße Erzählung der bedrängten Umstände, in welchen sich sein Held befindet, wird die Nachahmung nicht sinnlich genug. Wenn wir aber schon zum voraus für den Helden besorgt sind, wenn der Dichter die Geschicklichkeit besessen, uns auf andere Weise sinnlich zu überführen, daß der Held sein Unglück vor-

hersieht, daß alle Anwesende für ihn in Angst sind, weil sie die größte Gefahr vor Augen sehen; alsdann kann er ihn im völligen Triumphe über das drohende Schicksal erscheinen lassen. In der Geschichte des Grandison wird der Held von dem nichtswürdigen Hargrave herausgefodert. Alle Angehörige des Grandison können sich vor Schmerz kaum fassen, und zittern für sein unschätzbares Leben. Wie erstaunt man aber, als Grandison selbst mit seiner gewöhnlichen Munterkeit erscheint, und den größten Verdruß, der ihm hatte begegnen können, mit mehr als gleichgültigen Augen ansiehet! Er fühlet nichts, aber desto mehr fühlen Byron, Charlotte ꝛc., und der Leser wird von einer freudigen Bewunderung eingenommen, die gewiß den heißesten Wunsch der Nacheiferung in ihm zurückläßt.

So viel zu Widerlegung Ihrer Begriffe von der Bewunderung! Hingegen sind Ihre Gedanken vom Weinen unverbesserlich, und einige Kleinigkeiten, die ich dabei zu bemerken finde, verspare ich auf's Künftige.

Hier ist endlich meine Abhandlung von der Wahrscheinlichkeit. Der Professor Arpinus hat in unserer Gesellschaft vorigen Donnerstag eine Widerlegung davon vorgelesen. Ich werde sie Ihnen ehestens nebst meiner Beantwortung überschicken. Ich bitte, meine Gedanken so freundschaftlich zu beurtheilen, als Sie Herrn Nikolai's Abhandlung beurtheilt haben. Ich bin

Ihr

wahrer Freund

Moses.

N. S. Schicken Sie mir ja Ihren Brief wieder mit, wenn ich Ihnen künftig trauen soll.

Nennen Sie mich noch einen Wortsparer?

Lessing an Mendelssohn.

Leipzig, den 18. Dec. 1756.

Liebster Freund!

Sie haben Recht; ich habe in meinem Briefe an Sie ziemlich in den Tag hinein geschwatzt. Heben Sie ihn nur immer auf; aber nicht zu Ihrer, sondern zu meiner Demüthigung. Er bleibe bei Ihnen ein dauerhafter Beweis, was für albernes Zeug ich schreiben kann, wenn ich, wie ich mich auszudrücken beliebt habe, meine Gedanken unter der Feder reif werden lasse. Lassen Sie mich jezt versuchen, ob sie durch Ihre Einwürfe und Erinnerungen reifer geworden. Ich lösche die ganze Tafel aus, und will mich über die Materie von der Bewunderung noch gar nicht erklärt haben. Von vorne!

Ich hatte in dem ersten Briefe an Herrn Nikolai von dieser Materie geschrieben: Die Bewunderung müsse in dem Trauerspiele nichts sein, als der Ruhepunkt des Mitleidens. Haben Sie mich auch recht verstanden? Herr Nikolai machte zu seiner zweiten Gattung der Trauerspiele diejenige, wo man durch Hülfe des Schreckens und des Mitleidens Bewunderung erregen wolle. In dieser Gattung also wird die Bewunderung zum Hauptwerke, das ist, das Unglück, das den Helden trifft, soll uns nicht sowohl rühren, als dem Helden Gelegenheit geben, seine außerordentlichen Vollkommenheiten zu zeigen, deren intuitive Erkenntniß in uns den angenehmen Affekt erwecke, welchen Sie Bewunderung nennen.

Ein solches Trauerspiel nun, sage ich, würde ein dialogisches Heldengedicht sein, und kein Trauerspiel. Der bewunderte Held, habe ich mich gegen Hrn. Nikolai ausgedrückt, ist der Stoff des Heldengedichts. Da Sie mir doch also wohl zutrauen werden, daß ich ein Heldengedicht (ein Gedicht voller Bewunderung) für ein schönes Gedicht halte; so kann ich nicht einsehen, wie Sie mir Schuld geben können, daß ich der Bewunderung alles Schöne, alles Angenehme rauben wolle. Sie ist ein angenehmer Affekt, gut; aber kann ihr dieses die vornehmste Stelle in einem Trauerspiele verdienen? Das Trauerspiel (sagt Aristoteles, Hauptstück 14) soll uns nicht jede Art des Vergnügens ohne Unterschied gewähren, sondern nur allein das Vergnügen, welches ihm eigentlich zukömmt.

Warum wollen wir die Arten der Gedichte ohne Noth verwirren, und die Gränzen der einen in die andern laufen lassen? So wie in dem Heldengedichte die Bewunderung das Hauptwerk ist, dem alle andere Affekte, das Mitleiden besonders, untergeordnet sind, so sei auch in dem Trauerspiele das Mitleiden das Hauptwerk, und jeder andere Affekt, die Bewunderung besonders, sei ihm untergeordnet, das ist, diene zu nichts, als das Mitleiden erregen zu helfen. Der Heldendichter läßt seinen Helden unglücklich sein, um seine Vollkommenheiten ins Licht zu setzen. Der Tragödienschreiber setzt seines Helden Vollkommenheiten ins Licht, um uns sein Unglück desto schmerzlicher zu machen.

Ein großes Mitleiden kann nicht ohne große Vollkommenheiten in dem Gegenstande des Mitleidens sein, und große Vollkommenheiten, sinnlich ausgedrückt, nicht ohne Bewunderung. Aber diese großen Vollkommenheiten sollen in dem Trauerspiele nie ohne große Unglücksfälle sein, sollen mit diesen allezeit genau

verbunden sein, und sollen also nicht Bewunderung allein, sondern Bewunderung und Schmerz, das ist, Mitleiden erwecken. Und das ist meine Meinung. Die Bewunderung findet also in dem Trauerspiele nicht als ein besonderer Affekt Statt, sondern bloß als die eine Hälfte des Mitleidens. Und in dieser Betrachtung habe ich auch Recht gehabt, sie nicht als einen besondern Affekt, sondern nur nach ihrem Verhältnisse gegen das Mitleiden zu erklären.

Und in diesem Verhältnisse, sage ich noch, soll sie der Ruhepunkt des Mitleidens sein, nemlich da, wo sie für sich allein wirken soll. Da Sie aber zum zweitenmale auf dem Exempel des Mithridates bestehen, so muß ich glauben, Sie haben meine Worte so verstanden, als wollte ich mit diesem Ruhepunkte sagen, sie soll das Mitleiden stillen helfen. Aber das will ich damit gar nicht sagen, sondern gleich das Gegentheil. Hören Sie nur!

Wir können nicht lange in einem starken Affekte bleiben; also können wir auch ein starkes Mitleiden nicht lange aushalten; es schwächt sich selbst ab. Auch mittelmäßige Dichter haben dieses gemerkt, und das starke Mitleiden bis zuletzt verspart. Aber ich hasse die französischen Trauerspiele, welche mir nicht eher, als am Ende des fünften Aufzugs, einige Thränen auspressen. Der wahre Dichter vertheilt das Mitleiden durch sein ganzes Trauerspiel, er bringt überall Stellen an, wo er die Vollkommenheiten und Unglücksfälle seines Helden in einer rührenden Verbindung zeigt, das ist, Thränen erweckt. Weil aber das ganze Stück kein beständiger Zusammenhang solcher Stellen sein kann, so untermischt er sie mit Stellen, die von den Vollkommenheiten seines Helden allein handeln und in diesen Stellen hat die Bewunderung,

als Bewunderung, Statt. Was sind aber diese Stellen anders, als gleichsam Ruhepunkte, wo sich der Zuschauer zu neuem Mitleiden erholen soll? Gestillt soll das vorige Mitleiden nicht dadurch werden, das ist mir niemals in die Gedanken gekommen, und würde meinem Systeme schnurstracks zuwider sein.

Da nun aber diese Stellen (ich will sie die leeren Scenen nennen, ob sie gleich nicht immer ganze Scenen sein dürfen, weil die Bewunderung, oder die Ausmahlung der außerordentlichen Vollkommenheiten des Helden, der einzige Kunstgriff ist, die leeren Scenen, wo die Aktion stille steht, erträglich zu machen) da, sage ich, diese leeren Scenen nichts als Vorbereitungen zum künftigen Mitleiden sein sollen, so müssen sie keine solchen Vollkommenheiten betreffen, die das Mitleiden zernichten. Ich will ein Exempel geben, dessen Lächerliches Sie mir aber verzeihen müssen. Gesetzt, ich sagte zu Jemanden: heute ist der Tag, da Titus seinen alten Vater auf einem Seile, welches von der höchsten Spitze des Thurms bis über den Fluß ausgespannt ist, in einem Schubkarren von oben herab führen soll. Wenn ich nun, dieser gefährlichen Handlung wegen, Mitleiden für den Titus erwecken wollte, was muß ich thun? Ich müßte die guten Eigenschaften des Titus und seines Vaters auseinandersetzen, und sie beide zu Personen machen, die es um so viel weniger verdienen, daß sie sich einer solchen Gefahr unterziehen müssen, je würdiger sie sind. Aber nicht wahr, dem Mitleiden ist der Weg zu dem Herzen meines Zuhörers auf einmal abgeschnitten, so bald ich ihm sage, Titus ist ein Seiltänzer, der diesen Versuch schon mehr als einmal gemacht hat? Und gleichwohl habe ich doch weiter nichts, als eine Vollkommenheit des Titus den Zu-

hörern bekannt gemacht. Ja, aber es war eine Vollkommenheit, welche die Gefahr unendlich verringerte, und dem Mitleiden also die Nahrung nahm. Der Seiltänzer wird nunmehr bewundert, aber nicht bedauert.

Was macht aber derjenige Dichter aus seinem Helden anders, als einen Seiltänzer, der, wenn er ihn will sterben lassen, das ist, wenn er uns am meisten durch seine Unfälle rühren will, ihn eine Menge der schönsten Gasconaden, von seiner Verachtung des Todes, von seiner Gleichgültigkeit gegen das Leben herschwatzen läßt? In eben dem Verhältnisse, in welchem die Bewunderung auf der einen Seite zunimmt, nimmt das Mitleiden auf der andern ab. Aus diesem Grunde halte ich den Polyeukt des Corneille für tadelhaft; ob er gleich wegen ganz anderer Schönheiten niemals aufhören wird zu gefallen. Polyeukt strebt ein Märtyrer zu werden; er sehnet sich nach Tod und Martern; er betrachtet sie als den ersten Schritt in ein überschwenglich seliges Leben; ich bewundere den frommen Enthusiasten, aber ich müßte befürchten, seinen Geist in dem Schooße der ewigen Glückseligkeit zu erzürnen, wenn ich Mitleiden mit ihm haben wollte.

Genug hievon; Sie können mich hinlänglich verstehen, um mich zu widerlegen, wenn ich es verdiene. Aber die Feder läuft einmal, und ich will mich nunmehr über die Verschiedenheit zwischen den Wirkungen der Bewunderung und den Wirkungen des Mitleidens erklären. Aus der Bewunderung entspringt der Vorsatz der Nacheiferung; aber, wie Sie selbst sagen, dieser Vorsatz ist nur augenblicklich. Wenn er zur Wirklichkeit kommen soll, muß ihn entweder die darauf folgende deutliche Erkenntniß dazu bringen, oder der Affekt der Bewunderung muß so stark fortdauern, daß der Vorsatz zur

Thätigkeit kommt, ehe die Vernunft das Steuer wieder ergreifen kann. Das ist doch Ihre Meinung? — Nun sage ich: in dem ersten Falle ist die Wirkung nicht der Bewunderung, sondern der deutlichen Erkenntniß zuzuschreiben, und zu dem andern Falle werden nichts geringeres als Fantasten erfodert. Denn Fantasten sind doch wohl nichts anders, als Leute, bei welchen die untern Seelenkräfte über die obern triumphiren? Daran liegt nichts, werden Sie vielleicht sagen, dieser Fantasten sind sehr viele in der Welt, und es ist gut, wenn auch Fantasten tugendhafte Thaten thun. Wohl; so muß es denn eine von den ersten Pflichten des Dichters sein, daß er nur für wirklich tugendhafte Handlungen Bewunderung erweckt. Denn wäre es ihm erlaubt, auch untugendhaften Handlungen den Firniß der Bewunderung zu geben, so hätte Plato Recht, daß er sie aus seiner Republik verbannt wissen wollte. Herr Nicolai hätte also nicht schließen sollen: weil der Wein nicht selten blutige Gezänke erzeugt, so ist es falsch, daß er des Menschen Herz erfreuen soll; oder weil die Poesie oft schlechte Handlungen als nachahmungswürdig anpreiset, so kann ihr Endzweck nicht sein, die Sitten zu bessern.

Ich gehe noch weiter, und gebe Ihnen zu überlegen, ob die tugendhafte That, die ein Mensch aus bloßer Nacheiferung ohne deutliche Erkenntniß thut, wirklich eine tugendhafte That ist, und ihm als eine solche zugerechnet werden kann? Ferner dringe ich darauf: die Bewunderung einer schönen Handlung kann nur zur Nacheiferung eben derselben Handlung, unter eben denselben Umständen, und nicht zu allen schönen Handlungen antreiben; sie bessert, wenn sie ja bessert, nur durch besondere Fälle, und also auch nur in besondern Fällen. Man bewundert z. E. den Gusmann, der seinem

Mörder vergiebt. Kann mich diese Bewunderung ohne Zuziehung der deutlichen Erkenntniß antreiben, allen meinen Widersachern zu vergeben? Oder treibt sie mich nur, demjenigen Todfeinde zu vergeben, den ich mir selbst durch meine Mißhandlungen dazu gemacht habe? Ich glaube, nur das Letztere.

Wie unendlich besser und sicherer sind die Wirkungen meines Mitleidens! Das Trauerspiel soll das Mitleiden nur überhaupt üben, und nicht uns in diesem oder jenem Falle zum Mitleiden bestimmen. Gesetzt auch, daß mich der Dichter gegen einen unwürdigen Gegenstand mitleidig macht, nemlich vermittelst falscher Vollkommenheiten, durch die er meine Einsicht verführt, um mein Herz zu gewinnen. Daran ist nichts gelegen, wenn nur mein Mitleiden rege wird, und sich gleichsam gewöhnt, immer leichter und leichter rege zu werden. Ich lasse mich zum Mitleiden im Trauerspiele bewegen, um eine Fertigkeit im Mitleiden zu bekommen; findet aber das bei der Bewunderung Statt? Kann man sagen: ich will gern in der Tragödie bewundern, um eine Fertigkeit im Bewundern zu bekommen? Ich glaube, der ist der größte Geck, der die größte Fertigkeit im Bewundern hat; so wie ohne Zweifel derjenige der beste Mensch ist, der die größte Fertigkeit im Mitleiden hat.

Doch bin ich nicht etwa wieder auf meine alten Sprünge gekommen? Schreie ich die Bewunderung durch das, was ich bisher gesagt habe, nicht für ganz und gar unnütz aus, ob ich ihr gleich das ganze Heldengedicht zu ihrem Tummelplatze einräume? Fast sollte es so scheinen; ich will es also immer wagen, Ihnen einen Einfall zu vertrauen, der zwar ziemlich seltsam klingt, weil er aber niemand Geringeres als

mich und den Homer rettet, Ihrer Untersuchung vielleicht nicht unwürdig ist.

Es giebt gewisse körperliche Fähigkeiten, gewisse Grade der körperlichen Kräfte, die wir nicht in unserer willkührlichen Gewalt haben, ob sie gleich wirklich in dem Körper vorhanden sind. Ein Rasender, zum Exempel, ist ungleich stärker, als er bei gesundem Verstande war; auch die Furcht, der Zorn, die Verzweiflung und andere Affekte mehr, erwecken in uns einen größern Grad der Stärke, der uns nicht eher zu Gebote steht, als bis wir uns in diesen oder jenen Affekt gesetzt haben.

Meine zweite vorläufige Anmerkung ist diese. Alle körperliche Geschicklichkeiten werden durch Hülfe der Bewunderung gelernt; wenigstens das Feine von allen körperlichen Geschicklichkeiten. Nehmen Sie einen Luftspringer. Von den wenigsten Sprüngen kann er seinen Schülern den eigentlichen Mechanismus zeigen; er kann oft weiter nichts sagen, als: sieh nur, sieh nur, wie ich es mache! das ist, bewundere mich nur recht, und versuch' es alsdann, so wird es von selbst gehen; und je vollkommener der Meister den Sprung vormacht, je mehr er die Bewunderung seines Schülers durch diese Vollkommenheit reizt, desto leichter wird diesem die Nachahmung werden.

Heraus also mit meinem Einfalle! Wie, wenn Homer mit Bedacht nur körperliche Vollkommenheiten bewundernswürdig geschildert hätte? Er kann leicht ein eben so guter Philosoph gewesen sein, als ich. Er kann leicht, wie ich, geglaubt haben, daß die Bewunderung unsere Körper wohl tapfer und gewandt, aber nicht unsere Seelen tugendhaft machen könne. Achilles, sagen Sie, ist bei dem Homer nichts als ein tapferer Schläger; es mag sein. Er ist aber doch ein bewundernswürdiger Schläger, der bei einem Andern den Vor-

satz der Nacheiferung erzeugen kann. Und so oft sich dieser Andere in ähnlichen Umständen mit dem Achilles befindet, wird ihm auch das Exempel dieses Helden wieder beifallen, wird sich auch seine gehabte Bewunderung erneuern, und diese Bewunderung wird ihn stärker und geschickter machen, als er ohne sie gewesen wäre. Gesetzt aber, Homer hätte den Achilles zu einem bewundernswürdigen Muster der Großmuth gemacht. So oft sich nun ein Mensch von feuriger Einbildungskraft in ähnlichen Umständen mit ihm sähe, könnte er sich zwar gleichfalls seiner gehabten Bewunderung erinnern, und zufolge dieser Bewunderung gleich großmüthig handeln; aber würde er deswegen großmüthig sein? Die Großmuth muß eine beständige Eigenschaft der Seele sein, und ihr nicht bloß ruckweise entfahren.

Ich bin es überzeugt, daß meine Worte oft meinem Sinne Schaden thun, daß ich mich nicht selten zu unbestimmt oder zu nachlässig ausdrücke. Versuchen Sie es also, liebster Freund, sich durch Ihr eigenes Nachdenken in den Geist meines Systems zu versetzen. Und vielleicht finden Sie es weit besser, als ich es vorstellen kann.

In Vergleichung meiner, sollen Sie doch noch immer ein Wortsparer bleiben; denn ich habe mir fest vorgenommen, auch diesen zweiten Bogen noch voll zu schmieren. Ich wollte anfangs aus dem Folgenden einen besondern Brief an Herrn Nicolai machen; aber ich will seine Schulden mit Fleiß nicht häufen. Lesen Sie doch das 15te Hauptstück der aristotelischen Dichtkunst. Der Philosoph sagt daselbst: der Held eines Trauerspiels müsse ein Mittelkarakter sein; er müsse nicht allzu lasterhaft und auch nicht allzu tugendhaft sein; wäre er allzu lasterhaft, und verdiente sein Unglück durch seine Verbre-

chen, so könnten wir kein Mitleiden mit ihm haben; wäre er aber allzu tugendhaft, und er würde dennoch unglücklich, so verwandle sich das Mitleiden in Entsetzen und Abscheu.

Ich möchte wissen, wie Herr Nicolai diese Regel mit den bewundernswürdigen Eigenschaften seines Helden zusammenreimen könne. — — Doch das ist es nicht, was ich jezt schreiben will.

Ich bin hier selbst wider Aristoteles, welcher mir überall eine falsche Erklärung des Mitleidens zum Grunde gelegt zu haben scheint. Und wenn ich die Wahrheit weniger verfehle, so habe ich es allein Ihrem bessern Begriffe vom Mitleiden zu danken. Ist es wahr, daß das Unglück eines allzu tugendhaften Menschen Entsetzen und Abscheu erweckt? Wenn es wahr ist, so müssen Entsetzen und Abscheu der höchste Grad des Mitleidens sein, welches sie doch nicht sind. Das Mitleiden, das in eben dem Verhältnisse wächst, in welchem Vollkommenheit und Unglück wachsen, hört auf, mir angenehm zu sein, und wird desto unangenehmer, je größer auf der einen Seite die Vollkommenheit, und auf der andern das Unglück ist.

Unterdessen ist es doch auch wahr, daß an dem Helden eine gewisse ἁμαρτία, ein gewisser Fehler sein muß, durch welchen er sein Unglück über sich gebracht hat. Aber warum diese ἁμαρτία, wie sie Aristoteles nennt? Etwa, weil er ohne sie vollkommen sein würde, und das Unglück eines vollkommenen Menschen Abscheu erweckt? Gewiß nicht. Ich glaube, die einzige richtige Ursache gefunden zu haben; sie ist diese: weil ohne den Fehler, der das Unglück über ihn zieht, sein Karakter und sein Unglück kein Ganzes ausmachen würden, weil das Eine nicht in dem Andern gegründet wäre und wir jedes von diesen zwei Stücken besonders denken würden. Ein Ex-

empel wird mich verständlich machen. Canut sei ein Muster der vollkommensten Güte. Soll er nur Mitleiden erregen, so muß ich durch den Fehler, daß er seine Güte nicht durch die Klugheit regieren läßt, und den Ulfo, dem er nur verzeihen sollte, mit gefährlichen Wohlthaten überhäuft, ein großes Unglück über ihn ziehen; Ulfo muß ihn gefangen nehmen und ermorden. Mitleiden im höchsten Grade! Aber gesetzt, ich ließe den Canut nicht durch seine gemißbrauchte Güte umkommen; ich ließe ihn plötzlich durch den Donner erschlagen, oder durch den einstürzenden Pallast zerschmettert werden? Entsetzen und Abscheu ohne Mitleiden! Warum? Weil nicht der geringste Zusammenhang zwischen seiner Güte und dem Donner, oder dem einstürzenden Pallaste, zwischen seiner Vollkommenheit und seinem Unglücke ist. Es sind beides zwei verschiedene Dinge, die nicht eine einzige gemeinschaftliche Wirkung, dergleichen das Mitleiden ist, hervorbringen können; sondern, deren jedes für sich selbst wirkt. — Ein anderes Exempel! Gedenken Sie an den alten Vetter, ein Kaufmann von London; wenn ihn Bornvell ersticht, entsetzen sich die Zuschauer, ohne mitleidig zu sein, weil der gute Karakter des Alten gar nichts enthält, was den Grund zu diesem Unglück angeben könnte. Sobald man ihn aber für seinen Mörder und Vetter noch zu Gott beten hört, verwandelt sich das Entsetzen in ein recht entzückendes Mitleiden, und zwar ganz natürlich, weil diese großmüthige That aus seinem Unglücke fließet und ihren Grund in demselben hat.

Und nun bin ich es endlich müde, mehr zu schreiben, nachdem Sie es ohne Zweifel schon längst müde gewesen sind, mehr zu lesen. Ihre Abhandlung von der Wahrscheinlichkeit habe ich mit recht großem Vergnügen gelesen; wenn ich sie

noch ein paarmal werde gelesen haben, hoffe ich, Sie so weit zu verstehen, daß ich Sie um einige Erläuterung fragen kann. Wenn es sich von solchen Dingen so gut schwatzen ließe, wie von der Tragödie! Ihre Gedanken von dem Streite der untern und obern Seelenkräfte lassen Sie ja mit das Erste sein, was Sie mir schreiben. Ich empfehle Ihnen dazu meine Weitläuftigkeit, die sich wirklich eben so gut zum Vortrage wahrer, als zur Auskramung vielleicht falscher Sätze schickt.

Leben Sie wohl, mein liebster Freund, und werden Sie nicht müde, mich zu bessern, so werden Sie auch nicht müde werden, mich zu lieben.

Lessing.

N. S. Damit dieser Brief ja alle Eigenschaften eines unausstehlichen Briefs habe, so will ich ihn auch noch mit einem P. S. versehen.

Sie haben sich schon zweimal auf die griechischen Bildhauer berufen, von welchen Sie glauben, daß sie ihre Kunst besser verstanden hätten, als die griechischen Dichter. Lesen Sie den Schluß des 16ten Hauptstücks der aristotelischen Dichtkunst, und sagen Sie mir alsdann, ob den Alten die Regel von der Verschönerung der Leidenschaften unbekannt gewesen sei.

Der Held ist in der Epopee unglücklich, und ist auch in der Tragödie unglücklich. Aber auf die Art, wie er es in der einen ist, darf er es nie in der andern sein. Ich kann mich nicht erinnern, daß ich die Verschiedenheit dieser Arten irgendwo gehörig bestimmt gefunden hätte. Das Unglück des Helden in der Epopee muß keine Folge aus dem Karakter desselben sein, weil es sonst, nach meiner obigen Anmerkung, Mitleiden erregen würde; sondern

es muß ein Unglück des Verhängnisses und Zufalls sein, an welchem seine guten oder bösen Eigenschaften keinen Theil haben. **Fato profugus**, sagt Virgil von seinem Aeneas. Bei der Tragödie ist es das Gegentheil, und aus dem Oedip z. E. wird nimmermehr ein Heldengedicht werden, und wer eins daraus machen wollte, würde am Ende weiter nichts als ein Trauerspiel in Büchern gemacht haben. Denn es wäre elend, wenn diese beiden Dichtungsarten keinen wesentlichern Unterschied, als den beständigen oder durch die Erzählung des Dichters unterbrochenen Dialog, oder als Aufzüge und Bücher haben sollten.

Wenn Sie Ihre Gedanken von der Illusion mit dem Herrn Nicolai auf's Reine bringen werden, so vergessen Sie ja nicht, daß die ganze Lehre von der Illusion eigentlich den dramatischen Dichter nichts angeht, und die Vorstellung seines Stücks das Werk einer andern Kunst, als der Dichtkunst, ist. Das Trauerspiel muß auch ohne Vorstellung und Akteurs seine völlige Stärke behalten, und diese bei dem Leser zu äußern, braucht sie nicht mehr Illusion als jede andere Geschichte. Sehen Sie deswegen den Aristoteles noch gegen das Ende des 6ten und den Anfang des 14ten Hauptstücks nach.

Nun bin ich ganz fertig. Leben Sie wohl!

Mendelssohn an Lessing.

Liebster Lessing!

Ich bin mit meiner Jahrrechnung zu Stande, und könnte nunmehr vollkommen ruhen und zufrieden leben, wenn ich nicht gewissermaßen für Ihre Ruhe besorgt wäre. Warum fliehen Sie diesen Ort der Unruhe, der Betrübniß und der allgemeinen Verzweiflung nicht? Kommen Sie zu uns, wir wollen in unserm einsamen Gartenhause vergessen, daß die Leidenschaften der Menschen den Erdball verwüsten. Wie leicht wird es uns sein, die nichtswürdigen Streitigkeiten der Habsucht zu vergessen, wenn wir unsern Streit über die wichtigsten Materien, die wir schriftlich angefangen, mündlich fortsetzen werden!

Sie sehen, wie weit ich es zu treiben gedenke. Ich sage, wir hätten den Streit erst angefangen, da Sie ihn vielleicht schon geendigt zu haben glauben. Jedoch metaphysische Streitigkeiten sind nicht so bald entschieden. An logischen Fechterstreichen darf es uns niemals fehlen.

Damit Sie aber nicht glauben, Sie hätten durch Ihren langen Brief gar nichts ausgerichtet; so muß ich Ihnen gleich voran sagen, daß ich in den meisten Stücken völlig Ihrer Meinung bin. Warum nicht in allen? fragen Sie. Geduld! Ich will Ihre Gedanken stückweise untersuchen. Gleich im Eingange weisen Sie den beiden tragischen Leidenschaften, der Bewunderung und dem Mitleiden, verschiedene Provinzen an, und wollen, daß jene in dem Gebiete des Heldengedichts, dieses aber auf der Schaubühne herrschen soll. Bei dieser Gelegenheit fragen Sie: Warum wollen wir die Arten

der Gedichte ohne Noth verwirren, und die Gränzen der einen in die andere laufen lassen? Hier haben Sie ein Vorurtheil zur Schutzwehr genommen, das ich Sie selbst so oft habe bestreiten hören. Worauf gründet sich diese eingebildete Gränzscheidung? In Ansehung der Werke der Natur hat man in dem letzten Jahrhundert ausgemacht, daß sie von ihrer Meisterin in keine besondern und getrennten Klassen eingetheilt sind. Warum wollen wir die Kunst nicht auch hierin eine Nachahmerin der Natur werden lassen? Hat der Sprachgebrauch, die Autorität der Alten, die Eintheilung der Künste in ihre besondern Arten, und tausend andere Vorurtheile, nur solche dramatische Stücke mit dem Namen Trauerspiel belegt, die vornemlich Mitleiden erregen: so können sich die Sprachlehrer an diese Vorschrift halten. Aber die Vernunft redet anders; sie zählet eine jede große und würdige Begebenheit zu den Gegenständen des Trauerspiels, wenn sie nur durch die lebendige Vorstellung eines größern Grades der Nachahmung fähig ist. Schließen Sie also keine einzige Leidenschaft vom Theater aus. So bald die nachgeahmte Leidenschaft uns anschauend von der Vortrefflichkeit der Nachahmung überzeugen kann, so verdient sie auf der Bühne aufgeführt zu werden. Auch der Haß und der Abscheu können, trotz dem Aristoteles und allen seinen Anhängern, auf der Schaubühne gefallen, weil es genug ist, wenn die nachgeahmte Leidenschaft überzeugen kann, daß die Nachahmung dem Urbilde ähnlich sei. (Ich bitte, beikommende Gedanken über ästhetische Illusion vorher zu lesen, bevor Sie diese Stelle verurtheilen.)

Wir wollen indessen etwas näher zusammen kommen. Ich räume Ihnen ein, daß das Mitleiden uns leichter intui-

tive illudiren kann, als die Bewunderung. Ich meine, es ist leichter, uns durch ein nachgeahmtes Mitleiden zu überführen, daß die Nachahmung dem Urbilde ähnlich sei, als solches durch die Bewunderung zu bewerkstelligen. Gestehen Sie mir aber auch, daß sich die Kunst alsdann in ihrem vollen Glanze zeigt, wenn sie sich wagt, die feinsten Züge der Natur nachzuahmen, eine große Seele in ihrem hellsten Lichte vorzustellen, wenn sie einen Helden abbildet, der sich unter der Last der Drangsale muthig aufrichtet, sein Haupt bis in die Wolken erhebt, und die Donner unerschrocken um seine Füße brüllen hört, die wir aus einer ästhetischen Illusion mit der größten Angst sich um ihn haben zusammenziehen sehen. Der Weg ist schwer, sehr schwer, und nur große Geister können sich Hoffnung machen, ihn mit Erfolg zu betreten! Ich gestehe es; wenn aber hat mein Lessing für Wege gesorgt, darin mittelmäßige Geister fortkommen sollen?

Sie sagen, auf der Schaubühne müsse allezeit Schmerz und Bewunderung vermischt sein, und diese Vermischung nennen Sie Mitleiden. Was soll denn aus dem Cinna nach dieser Meinung werden? Kommen Sie mir ja nicht wieder mit Ihrem gekünstelten Mitleiden mit dem Cinna, daß er sich muß verzeihen lassen, oder mit dem August, daß ihm nicht erlaubt ist, sich zu rächen. Unsere Empfindungen denken so spitzfindig nicht.

Entschuldigen Sie Ihren Ausdruck, die Bewunderung sei der Ruhepunkt des Mitleidens, nur nicht. Freilich die Auseinandersetzung der Vollkommenheit, die den Helden zieren, oder vielmehr die Bekanntmachung seines Karakters kann nicht selten eine Nebenscene ausfüllen, einen Ruhepunkt des Mitleidens abgeben. Dieses ist aber nicht die

Bewunderung, sondern die Hochachtung, ein niederer Grad der Bewunderung, die uns eine Zeitlang unterhält, so wie wir öfters in der Komödie, um nicht immer zu lachen, rührende Stellen mit hinein bringen. Wo aber die Bewunderung der Hauptaffekt sein soll, da muß sie in einem Cato, in einem Brutus, in einem Grandison, und warum sage ich nicht, in einem Theophanes etwas mehr als solche subalterne Bedienungen haben. Es ist überhaupt das Schicksal aller theatralischen Leidenschaften, daß sie fast gar nicht mehr zu erkennen sind, wenn sie als Begleiterinnen anderer Leidenschaften erscheinen. Die Liebe z. B. ist eine rasende und entsetzliche Leidenschaft, wo sie, wie im Hippolytus, den ersten Rang einnimmt; wie kindisch und lächerlich ist sie aber in tausend französischen Stücken, wo sie nur einige Nebenscenen ausfüllt! Ich will den Polyeukt nicht entschuldigen; wo Sie ihn aber mit dem Kerl vergleichen, der vom Thurme hinunter purzeln soll, so glaube ich, der Springer hat das **tertium comparationis** verloren. Der Held muß das moralische Gute ungleich höher schätzen als das physische Gute. Wenn Schmerz, Ketten, Sklaverei und Tod mit einer Pflicht streiten, so muß er nicht anstehen, allen diesen Uebeln entgegen zu eilen, um seine Unschuld unbefleckt zu erhalten. Dieser innerliche Sieg, den seine göttliche Seele über den Körper davon trägt, entzückt uns, und setzt uns in einen Affekt, dem keine sinnliche Wollust an Annehmlichkeit beikömmt. Die bloße Bewunderung der körperlichen Geschicklichkeit, die Sie Ihrem Schubkarrenführer noch lassen, ist ohne Affekt, ohne jenes innerliche Gefühl und Wärme der Eingeweide, (wenn ich mich so ausdrücken darf) mit welcher wir die Großmuth eines Orestes und Pylades z. E. bewundern. (Im Vorbeigehen

erinnere ich, daß dieses vielleicht die einzigen Karaktere der Alten sind, die eine wahre Bewunderung erregen.) Ich schweige von einer gewissen Situation in einem chinesischen Trauerspiele, die Sie selbst jederzeit zu bewundern pflegten. Ein alter Mann wird auf Befehl des Tyrannen von seinem Freunde jämmerlich geprügelt, von eben dem Freunde, dem zum Besten er ein gewisses Geheimniß nicht offenbaren will. Er siehet mit halbzornigen Blicken auf denjenigen zurück, der die Befehle des Tyrannen auf seinem Rücken vollziehet. Jezt wird er seinen Mund öffnen und durch ein einziges Wort sich von den entsetzlichen Schmerzen befreien. Doch nein! Er erblickt seinen Freund, erinnert sich seiner Pflicht und der grausamen Gewalt, die seinen Freund nöthigt, sein Henker zu werden. Sein Zorn verwandelt sich in Wehmuth, er seufzt und bleibt seiner Pflicht getreu. Hier ist Großmuth, hier ist Standhaftigkeit, hier ist innerlicher Kampf, und der herrlichste Sieg, den Sterbliche jemals erfochten!

Wenn die Vernunft die Nacheiferung billiget, die durch die Bewunderung in uns erzeugt wird; so wollen Sie die Wirkung nicht der Bewunderung, sondern der deutlichen Erkenntniß zuschreiben. Ich habe aber in beikommenden Blättern bewiesen, daß die intuitive Erkenntniß die Quantität der Motive vermehren müsse, wenn der tugendhafte Vorsatz zur Wirklichkeit kommen soll, und nichts vermehrt, meines Erachtens, diese Quantität so sehr, als die Bewunderung.

Wenn Herr Nicolai behauptet, die Poesie könne zur Besserung der Sitten nichts beitragen, so hat er offenbar Unrecht, und ich beweise das Gegentheil hievon in beikommenden Blättern. Wenn er aber behauptet, die Besserung der

Sitten könne nicht der Hauptendzweck des Trauerspiels sein, weil die Nachahmung immer noch vollkommen sein kann, wenn auch die zum Grunde liegende Sittlichkeit nicht völlig mit der Vernunft übereinstimmt; so glaube ich, daß ihm die eifrigsten Verfechter der Poesie beipflichten müssen. Die ästhetische Illusion ist wirklich im Stande, die obern Seelenkräfte auf eine Zeitlang zum Schweigen zu bringen, wie ich solches in meinen Gedanken von der Illusion ziemlich deutlich mache. Daß aber selbst die Fertigkeit zu bemitleiden (erlauben Sie mir dieses schweizerische Wort) nicht immer gute Wirkung thut, erhellet aus meinen Gedanken von der sittlichen Empfindlichkeit, die ohne Hülfe der Urtheilskraft unser Gefühl nur zärtlicher macht, und uns antreibt, sowohl wahren als scheinbaren Gütern mit größerer Begierde nachzujagen. Ihre Gedanken von den körperlichen Geschicklichkeiten, und von der Bewunderung, die sie erregen, gefallen mir ungemein, und Sie beschämen mich, wenn Sie über das Unvermögen, Ihre Gedanken richtig auszudrücken, klagen. Was kann ich Ihnen hierauf antworten, ohne Ihnen ein Gegenkompliment zu machen?

Erheben Sie nur nicht die Bewunderung der körperlichen Geschicklichkeiten auf Kosten der Seele! Sie irren ungemein, wenn Sie glauben, die Großmuth in bestimmten einzelnen Fällen errege bloß den Wunsch, in ähnlichen Fällen großmüthig zu handeln. Aus meinen Gedanken von der Herrschaft über die Neigungen werden Sie ersehen, wie zuträglich es der Tugend sei, wenn die allgemeinen abstrakten Begriffe auf einzelne Fälle reduzirt werden. Diese Reduktion kann durch die Erfahrung, durch Beispiele oder auch durch Erdichtung geschehen. Unsere symbolische Erkenntniß wird allemal in eine anschauende verwandelt, die Gewalt der Motive

wird belebt, und ihre Quantität wird größer, als die Quantität der sinnlichen Lust, die sich ihnen widersetzt.

Sie sehen, ich beziehe mich sehr oft auf beikommende Blätter, und es versteht sich, daß ich vor allen Dingen Ihr Urtheil über die Gedanken, die darin enthalten sind, erwarte. Ich habe sie ohne Ordnung und Zusammenhang, fast so wie ich sie gehabt habe, zu Papier gebracht. Sagen Sie mir, ob etwas daraus zu machen sei?

Ihre Gedanken über das 13te Hauptstück der aristotelischen Dichtkunst, und insbesondere über die Regel, daß der Held des Trauerspiels nicht vollkommen tugendhaft sein müsse, sind unverbesserlich. Sie tragen das untrügliche Kennzeichen der Wahrheit an sich, daß man beim Durchlesen über sich selbst böse wird, weil man sie verfehlt hat. Für das Kompliment, das Sie mir dabei machen, danke ich.

Ich komme zu Ihrer Nachschrift. Sie heißen mir das 15te Hauptstück der aristotelischen Dichtkunst (das 15te soll es doch wohl sein? denn Sie haben das 16te gesetzt) nachlesen, darin der Dichter einige Regeln von der Verschönerung der Leidenschaften geben soll. Ich verstehe, wie Sie wissen, kein Griechisch. Ich muß also glauben, was Curtius sagt. Dieser versichert, die Ausleger könnten mit dieser Stelle nicht fertig werden. Wie sie Corneille und Dacier nimmt, sagt sie gerade das Gegentheil von demjenigen, was Sie darin suchen. Die Curtius'sche Uebersetzung verträgt sich noch so ziemlich mit Ihrer Auslegung. Aber wie wenig hat Curtius selbst die Stelle verstanden, die er doch so gut übersetzt hat! Er sagt in seinen Anmerkungen, Homer habe dadurch den Jachzorn des Achilles verschönert, daß er ihm andere löbliche Eigenschaften beigelegt hat. Ist dieses Aristoteles

Meinung gewesen, so hat er die beste Art, die Leidenschaften durch sich selbst zu verschönern, verfehlt, von welcher ich in meinen vorigen Briefen genug geschwatzt habe. Jedoch lieber mag ihn Curtius nicht verstanden haben.

Was ich für einen Begriff mit dem Worte Illusion verknüpfe, werden Sie aus beikommenden Blättern ersehen. Im 14ten Hauptstücke vom Aristoteles finde ich nichts, das meinen Lehrsätzen widerspricht; die prächtigen Verzierungen gehören freilich nicht für das Trauerspiel; sie sind für die Oper und für tausend andere Ergötzlichkeiten, daran unsere Seele keinen Theil hat; und wenn ich dem Worte Illusion nicht den Verstand gegeben, den er nach dem Sprachgebrauche haben sollte, so streichen Sie es immer durch, und setzen ein anderes Zeichen dafür hin.

Leben Sie wohl, liebster Freund! und werden Sie nicht müde, mich zu bessern, so werden Sie auch nicht müde werden, mich zu lieben. Dieses sind Ihre eigenen Worte, und ich zweifle, ob Sie so viel dabei gedacht haben, als ich, wenn ich Sie versichere, daß ich Sie liebe.

Moses.

N. S. Zählen Sie beikommende Blätter mit; so habe ich immer noch einige Seiten voraus.

Lessing an Mendelssohn.

Leipzig, den 2. Februar 1757.

Liebster Freund!

Ich glaube es eben so wenig, als Sie, daß wir bis jezt in unserem Streite viel weiter, als über die ersten Gränzen gekommen sind. Haben Sie aber auch wirklich so viel Lust, als ich, sich tiefer hinein zu wagen, und dieses unbekannte Land zu entdecken, wenn wir uns auch hundertmal vorher verirren sollten? Doch warum zweifle ich daran? Wenn Sie es auch nicht aus Neigung thäten, so würden Sie es aus Gefälligkeit für mich thun. — —

Ihre Gedanken von der Herrschaft über die Neigungen, von der Gewohnheit, von der anschauenden Erkenntniß sind vortrefflich; Sie haben mich so überzeugt, daß ich mir auch nicht einmal einen logischen Fechterstreich dawider übrig gelassen finde. Warum kann ich von Ihren Gedanken über die Illusion nicht eben das sagen? Hören Sie meine Zweifel dagegen; aber machen Sie sich gefaßt, eine Menge gemeiner Dinge vorher zu lesen, ehe ich darauf kommen kann. Ueber das Wort werde ich Ihnen keine Schwierigkeiten machen.

Darin sind wir doch wohl einig, liebster Freund, daß alle Leidenschaften entweder heftige Begierden oder heftige Verabscheuungen sind? Auch darin: daß wir uns bei jeder heftigen Begierde oder Verabscheuung eines größern Grades unserer Realität bewußt sind, und daß dieses Bewußtsein nicht anders als angenehm sein kann? Folglich sind alle Leidenschaften, auch die allerunangenehmsten, als Leidenschaften an-

genehm. Ihnen darf ich es aber nicht erst sagen: daß die Lust, die mit der stärkern Bestimmung unserer Kraft verbunden ist, von der Unlust, die wir über die Gegenstände haben, worauf die Bestimmung unserer Kraft geht, so unendlich kann überwogen werden, daß wir uns ihrer gar nicht mehr bewußt sind.

Alles, was ich hieraus folgere, wird aus der Anwendung auf das aristotelische Exempel von der gemalten Schlange am deutlichsten erhellen. Wenn wir eine gemalte Schlange plötzlich erblicken, so gefällt sie uns desto besser, je heftiger wir darüber erschrocken sind.

Dieses erkläre ich so: Ich erschrecke über die so wohlgetroffene Schlange, weil ich sie für eine wirkliche halte. Der Grad dieses Schreckens, als eine unangenehme Leidenschaft, oder vielmehr der Grad der Unlust, die ich über diesen schrecklichen Gegenstand empfinde, sei 10; so kann ich den Grad der Lust, die mit der Empfindung der Leidenschaft verbunden ist, 1 nennen, oder 10, wenn jener zu 100 wüchse. Indem ich also 10 empfinde, kann ich nicht 1 empfinden, das ist, so lange als ich die Schlange für eine wirkliche halte, kann ich keine Lust darüber empfinden. Nun werde ich aber auf einmal gewahr, daß es keine wirkliche Schlange, daß es ein bloßes Bild ist; was geschieht? Die Unlust über den schrecklichen Gegenstand = 10 fällt weg, und es bleibt nichts übrig, als die Lust, die mit der Leidenschaft, als einer bloßen stärkern Bestimmung unserer Kraft, verbunden ist; 1 bleibt übrig, das ich nunmehr empfinde, und in dem Grade 8 oder 10 empfinden kann, wenn jener Grad, anstatt 10, 80 oder 100 gewesen ist.

Wozu brauchen wir nun hier die Illusion? Lassen Sie mich meine Erklärung auch an einem entgegengesetzten Exem-

pel versuchen, um ihre Richtigkeit desto ungezweifelter darzulegen. — — Dort in der Entfernung werde ich das schönste, holdseligste Frauenzimmer gewahr, das mir mit der Hand auf eine geheimnißvolle Art zu winken scheint. Ich gerathe in Affekt, Verlangen, Liebe, Bewunderung, wie Sie ihn nennen wollen. Hier kömmt also die Lust über den Gegenstand = 10 mit der angenehmen Empfindung des Affekts = 1 zusammen, und die Wirkung von beiden ist = 11. Nun gehe ich darauf los. Himmel! Es ist nichts als ein Gemälde, eine Bildsäule! Nach Ihrer Erklärung, liebster Freund, sollte nunmehr das Vergnügen desto größer sein, weil mich der Affekt von der Vollkommenheit der Nachahmung intuitiv überzeugt hat. Aber das ist wider alle Erfahrung; ich werde vielmehr verdrießlich; und warum werde ich verdrießlich? Die Lust über den vollkommenen Gegenstand fällt weg, und die angenehme Empfindung des Affekts bleibt allein übrig. Ich komme auf Ihre 2te Folge b) Daher gefallen uns alle unangenehme Affekte in der Nachahmung. Der Musikus kann uns zornig ꝛc. Hierwider sage ich: Die unangenehmen Affekte in der Nachahmung gefallen deswegen, weil sie in uns ähnliche Affekte erwecken, die auf keinen gewissen Gegenstand gehen. Der Musikus macht mich betrübt; und diese Betrübniß ist mir angenehm, weil ich diese Betrübniß bloß als Affekt empfinde, und jeder Affekt angenehm ist. Denn setzen Sie den Fall, daß ich während dieser musikalischen Betrübniß wirklich an etwas Betrübtes denke, so fällt das Angenehme gewiß weg.

Ein Exempel aus der Körperwelt! Es ist bekannt, daß, wenn man zwei Saiten eine gleiche Spannung giebt, und die eine durch die Berührung ertönen läßt, die andere mit ertönt,

ohne berührt zu sein. Lassen Sie uns den Saiten Empfindung geben, so können wir annehmen, daß ihnen zwar eine jede Bebung, aber nicht eine jede Berührung angenehm sein mag, sondern nur diejenige Berührung, die eine gewisse Bebung in ihnen hervorbringt. Die erste Saite also, die durch die Berührung erbebt, kann eine schmerzliche Empfindung haben; da die andere, der ähnlichen Erbebung ungeachtet, eine angenehme Empfindung hat, weil sie nicht (wenigstens nicht so unmittelbar) berührt worden. Also auch in dem Trauerspiele. Die spielende Person geräth in einen unangenehmen Affekt, und ich mit ihr. Aber warum ist dieser Affekt bei mir angenehm? Weil ich nicht die spielende Person selbst bin, auf welche die unangenehme Idee unmittelbar wirkt, weil ich den Affekt nur als Affekt empfinde, ohne einen gewissen unangenehmen Gegenstand dabei zu denken.

Dergleichen zweite Affekten aber, die bei Erblickung solcher Affekte an andern, in mir entstehen, verdienen kaum den Namen der Affekte; daher ich denn in einem von meinen ersten Briefen schon gesagt habe, daß die Tragödie eigentlich keinen Affekt bei uns rege mache, als das Mitleiden. Denn diesen Affekt empfinden nicht die spielenden Personen, und wir empfinden ihn nicht bloß, weil sie ihn empfinden, sondern er entsteht in uns ursprünglich aus der Wirkung der Gegenstände auf uns; es ist kein zweiter mitgetheilter Affekt u. s. w.

Ich hatte mir vorgenommen, diesem Briefe eine ungewöhnliche Länge zu geben, allein ich bin seit einigen Tagen so unpaß, daß es mir unmöglich fällt, meine Gedanken beisammen zu behalten. Ich muß also hier abbrechen, und erst von Ihnen erfahren, ob Sie ungefähr sehen, wo ich hinaus

will; oder ob ich nichts als verwirrtes Zeug in diesem Briefe geschrieben habe, welches bei meiner außerordentlichen Beklemmung der Brust (so muß ich meine Krankheit unterdessen nennen, weil ich noch keinen Arzt um den griechischen Namen gefragt habe) gar leicht möglich gewesen ist.

Ihren Aufsatz von der Herrschaft über die Neigungen erhalten Sie hier nach Verlangen zurück. Ich habe ihn abschreiben lassen.

Leben Sie nochmals wohl; ich bin Zeitlebens

der Ihrige

Lessing.

Mendelssohn an Lessing.

Berlin, den 2. März 1757.

Ich habe auf Ihren letzten Brief noch nicht geantwortet. Wissen Sie aber, warum? Ich muß erst wissen, was Sie von Ihrem sehr schönen Grundsatze für Gebrauch machen wollen. Sie haben vollkommen Recht. Das Vermögen, Vollkommenheiten zu lieben, und Unvollkommenheiten zu verabscheuen, ist eine Realität, und also eine Vollkommenheit. Die Ausübung derselben muß uns also nothwendig Vergnügen gewähren. Schade, daß mir diese feine Betrachtung unbekannt war, als ich meine Briefe über die Empfindungen geschrieben. Due-Bos und ich haben viel von der Annehmlichkeit der nachgeahmten Vollkommenheiten geschwatzt, ohne den rechten Punkt getroffen zu haben. Wollen Sie aber aus diesem Satze irgend Folgen ziehen? Versprechen Sie sich einigen Nutzen davon in unserer

Streitsache? Dieses muß ich wissen, und zwar bald, damit wir näher zum Zwecke schreiten können. Wir führen Kriege, lieber Lessing, die ohne Ihren Schaden für mich sehr vortheilhaft sind. Wir wollen sehen, ob die streitenden Mächte so viel reellen Nutzen von ihrem kostbaren Kriege haben werden.

Das Trauerspiel, der Freigeist, habe ich gelesen. Mit nächstem melde ich Ihnen mein Urtheil darüber. Einige Situationen haben mir ungemein gefallen; aber mit dem Titel bin ich nicht zufrieden. In dem allgemeinen Karakter des Freigeistes liegt nichts weniger, als der Grund zu so vielen Gottlosigkeiten. Sie verstehen mich schon, daß dieses kein Tadel an der Ausführung des Karakters ist: denn wer wollte die poetische Möglichkeit eines solchen Karakters in Zweifel ziehen? Aber der allgemeine Titel erweckt Schaudern.

Ich bin Ihnen noch die Widerlegung des Herrn Prof. Arpinus meiner Abhandlung von der Wahrscheinlichkeit, nebst meiner Beantwortung schuldig. Ich glaube immer noch, ich habe Recht, ob mir gleich Herr Arpinus die Gegenantwort nicht schuldig geblieben ist. Der Mann ist ein hitziger Widersacher Wolfens; und ein Partisan des **Aequilibrii indifferentiae.** Es schmerzt ihn, den Satz des zureichenden Grundes, in Ansehung der freiwilligen Handlung des Menschen, auf eine so neue Art bewiesen zu sehen.

Leben Sie wohl, und fahren Sie fort, mich zu lieben. Ich bin

Ihr

wahrer Freund

Moses.

Mendelssohn an Lessing.

Liebster Freund!

Wenn Sie wüßten, daß wir 8 Feiertage gehabt, in welchen man, wie Sie wissen, zu nichts anderem Lust hat, als verdrießlich zu sein; wenn Sie wüßten, daß ich nach diesen unnützen Tagen wiederum 14 Tage krank gelegen habe; so würden Sie sich nicht über mein Stillschweigen beschweren. Indessen bin ich doch nicht ganz müßig gewesen. Ich habe alle die Punkte aufgesetzt, darüber wir uns bereits verglichen, und auch diejenigen, da noch **sub judice lis est.** Diesen Aufsatz hat Herr Nicolai zu sich genommen; er will einige Zusätze dabei machen, und ich wünschte, daß Sie das versprochene Buch noch so lange da behielten, bis Sie dieses Projekt zu einer Kapitulation gelesen. Wenigstens wird es zu nähern Erklärungen Anlaß geben, und zugleich verhindern, daß wir nicht unser Augenmerk aus dem Gesichte verlieren, wie sonst bei dergleichen Streitigkeiten gewöhnlich ist.

Mit meinem Urtheile über den Freigeist muß es schon einigen Anstand haben. Herr Nicolai will dieses Trauerspiel mit mir gemeinschaftlich durchgehen. Wer weiß indessen, ob er Wort hält? Sie Herren **Beaux Esprits** sind ziemlich bereitwillig, viel Gutes zu versprechen, und wenn's zum Treffen kömmt, so bedenken Sie erst, daß Ihre Gemächlichkeit darunter leiden würde, wenn Sie alles Versprochene leisten wollten.

Herr v. Premontval hat einen Theil von seinen **Protestations** herausgegeben. Ich habe sie aber noch nicht gelesen, bin auch bei dem Manne seit langer Zeit nicht gewe-

sen. Er hat wirklich wunderlich Zeug im Kopfe, und man thut ihm Unrecht, wenn man glaubt, er wolle nur paradox scheinen. In der Metaphysik ist auch nichts mit ihm auszurichten. Sie wissen, daß alle Materien, die in die Metaphysik einschlagen, so sehr an einander hangen, daß man Niemanden von seiner Meinung überführen kann, wo man nicht beständig mit ihm umgeht, und einen Punkt nach dem andern vornimmt. Ja, man muß es an Wiederholung nicht fehlen lassen. Sonst wird es dem Gegner nie an Mitteln fehlen, den Streit von einer Materie in die andere bis ins Unendliche zu führen. Der Streit zwischen Klarke und Leibnitz würde vielleicht noch dauern, wenn nicht der Tod ihr Schiedsrichter gewesen wäre.

Kurz, ich habe bei mir beschlossen, wo es nicht mit Lessing geschehen kann, mich sonst mit Niemandem in einen Streit über philosophische Materien einzulassen. Ihre Rechtgläubigen haben immer eine große Rücksicht auf die geoffenbarte Religion, die mir einer Hinterlist ähnlich sieht, und Ihre Zweifler und sogenannten Freigeister sind vollends nicht auszustehen. Ich hatte mir einen ganz andern Begriff von der Welt gemacht, als ich sie bloß aus den Büchern und aus dem Karakter eines Lessings kannte. Ich erstaune, wenn ich die Macht bedenke, die das Vorurtheil über die Gemüther hat. Es ist kein Theil in der Weltweisheit, keine Wissenschaft überhaupt, die nicht mit den gröbsten Vorurtheilen von der Welt in einem Subjekte sollte bestehen können. Ein jeder sucht die Wahrheiten, die ihm bekannt sind, so gut mit seinen Lieblings-Vorurtheilen durcheinander zu weben, als er kann; und wenn er sich eine Zeitlang an seinem Gewebe vergnügt hat, so glaubt er sein System auf Gründe gebaut zu haben.

Wozu dieses Geschwätz? werden Sie fragen, indem Sie vielleicht schon müde sind zu lesen. — Ich weiß es selbst nicht so recht deutlich zu erklären, wie ich auf diese Gedanken komme. Indessen sind dieses doch wirklich die Gründe, die mich zuweilen ziemlich verdrießlich machen, und die mich zu dem Entschlusse gebracht haben, außer Lessing und Nicolai keinen Freund zu suchen, und sogar alle Bekanntschaft aufzuheben, die ich gemacht hatte. Hätte ich fortgefahren, Menschen kennen zu lernen, so hätte ich vielleicht angefangen, auch Ihre Schriften nicht mehr zu lieben.

Genug für diesesmal, weil ich heute noch nicht aufgelegt bin, meine Gedanken zu rangiren. Leben Sie also wohl, mein bester Freund!

Berlin, den 29. April 1757.

Moses.

N. S. Es dauert mich, daß dieser halbe Bogen unbeschrieben sein soll. Was schreibe ich sogleich her, das nicht viel Mühe kostet? — — — Hier ist was! Zu Anfange des Winters hatte ich an einem Abende folgende Verse gemacht. (Ich habe gelogen. Ich mag wohl mehr als 6 Abende darüber zugebracht haben; allein Poeten müssen wacker lügen.)

Izt liegt der träge Schwarm von steten Qualen matt,
Nachlässig hingestreckt, auf weicher Lagerstatt.
Das Thierische ist todt. Empfindung, Sinn, Bestreben
Hört plötzlich auf, und nur die Pflanze hat noch Leben.
Der rege Trieb entschläft, der sie durchs Leben jagt.
Als Pflanze ruht der Mensch, als Mensch ist er geplagt.
Wer niemals denkt, wer sich wie Thiere weidet,
Verfehlt des Schöpfers Zweck; wer immer denkt, der leidet.
Die steinerne Vernunft wetzt jenen Stachel ab,
Der uns zum Fühlen reizt, und wird der Freuden Grab.

Versucht's, o Sterbliche! bekämpft der Thorheit Götzen,
Die Sucht nach eitlem Ruhm, den Durst nach feilen Schätzen.
Besiegt den weichen Trieb, der euren Geist entnervt,
Die Seel' in Schlummer wiegt, den Reiz der Sinne schärft.
Verjagt die Phantasie und ihre Zauberschatten,
Die auch der Wahrheit Glanz mit Rauch umnebelt hatten,
Und sucht in Weisheit Ruh. Doch sagt, erlangt ihr sie?
O zieht die Menschheit aus, seid Engel oder Vieh,
Wenn ihr die Ruhe liebt. Kein Mittelding von beiden
Frißt unbekümmert Gras, verträgt des Engels Freuden ꝛc.

Denken Sie nicht, daß dieses ꝛc. wieder eine poetische Aufschneiderei sei. Ich habe wirklich noch mehr dergleichen Dinge fertig, die aussehen wie Verse. Die erste Strafe, die Sie verdienen werden, soll in nicht weniger als einigen Hundert dergleichen bestehen.

Mendelssohn.

Mendelssohn an Lessing.

Lieber Freund!

Wir haben Ihr Schreiben nebst einigen gedruckten Sachen erhalten. Die Komödie habe ich noch nicht lesen können. Das Divertissement fiel uns sogleich in die Augen, und wenn die ganze Komödie eben so gut ist; so kann man mit dem Verfasser recht sehr zufrieden sein. Was ist das aber für ein elender Märtyr des guten Geschmacks, wie er sich selber nennt, der das lustige Gebet und das herzbrechende Schäfergedicht eingeschickt hat? Ich weiß nicht, was ihm Herr Nicolai antworten wird. Wenn ich ihm zu antworten hätte; so würde ich ihm die Wahrheit nicht verhehlen, aber doch ohne seiner zu

spotten. Seine Gedichte sind unter aller Kritik, und sein eigener Karakter, wie es scheint, unter aller Satyre. Solche Leute verdienen am meisten Verschonung.

Meine Abhandlung: Von der Quelle und Verbindung der schönen Künste, muß schon seit vorigem Sonnabend in Leipzig sein. So wenig Sie jezt zum Nachdenken aufgelegt sein mögen; so wünschte ich dennoch diese wenigen Blätter von Ihnen beurtheilt zu sehen. Ich habe sie aufsetzen müssen, ohne die davon entworfenen Gedanken, die Sie vielleicht schon verloren, bei der Hand gehabt zu haben. Vielleicht hätte aus einigen nicht unrichtigen Gedanken etwas werden können, wenn ich mehr Zeit gehabt hätte. Herr Nicolai hat mir gute Dienste dabei gethan. Sie werden eine ganze Seite finden, die er von dem Seinigen hinzugefügt hat. Sehen Sie, wenn es Ihnen gefällt, diese Gedanken nur mit flüchtigen Augen durch. Wir wissen allzuwohl, wie viel Untrüglichkeit Ihrem flüchtigen Auge zuzutrauen ist.

Wie kömmt mein Name auf die Fabeln, die Herr Gleim an die Verfasser der Bibliothek eingesandt hat? Sollte mich dieser Mann für einen ordentlichen Mitarbeiter an der Bibliothek halten? Sollte dieses sein; so wünschte ich mir eine Gelegenheit, ihn von solchen Gedanken abzubringen. Es ist unbillig, daß ich mich in die Ehre mit Hrn. Nicolai theilen sollte, davon mir nur ein sehr unansehnlicher Theil gebührt. Es ist wahr, er ist so gefällig, nichts vorzunehmen, ohne mich dabei zu Rathe zu ziehen, aber Sie wissen, wie entbehrlich die Rolle eines Vertrauten in einem Schauspiele sei.

Es ist mir lieb, daß Sie die Fabeln selbst rezensiren wollen. Herr Nicolai wird Ihnen die Rezensionen schicken, die ich zum zweiten Stücke davon aufgesetzt hatte. Sie wer-

den daraus ersehen, was ich von diesen Fabeln urtheile, und wie nöthig es sei, daß Sie wenigstens diese einzige Rezension zum zweiten Stücke fertig machen. Ich beschwöre Sie aber, es weder aus Gefälligkeit noch aus Nachlässigkeit bei meinen unreifen Gedanken bewenden zu lassen.

Wenn Ihnen die Herren Rabulisten den Kopf recht warm gemacht; so lesen Sie doch beikommende Brochüre, die mir aus Hamburg zugeschickt worden ist. Sie schreibt sich von einem gewissen D. P. her, bei welchem, wie ich nachher vernommen, Herr Naumann eine Zeitlang gewohnt hat. Es ist ein Grundriß zu einer systematischen Moral, dabei der Verfasser sehr viel gedacht haben muß. Ich möchte sehr gern Ihr Urtheil darüber vernehmen. Vermuthlich würde mir Herr Naumann das Glück verschafft haben, mit diesem systematischen Moralisten bekannt zu werden. Ich habe aber durch eine Antwort alles wieder verdorben, und ich vermuthe, daß unsere Korrespondenz bereits wieder zu Ende sein wird.

Herr Voß hat mir von Fabeln gesagt, deren Sie eine ganze Menge fertig haben sollen. Wir können wohl nicht hoffen, einige davon zu Gesicht zu bekommen, bevor sie im Drucke erscheinen? Ich habe es sehr oft erfahren, daß in dergleichen Dingen Ihre Freunde nicht den geringsten Vorzug haben. Vielleicht haben Sie hierin nicht ganz Unrecht. Sie lassen Ihren Witz mit der ganzen Welt buhlen, indeß Ihr keusches Herz nur wahren Freunden aufbehalten ist. Eine Distinktion, daraus man eben so leicht beweisen könnte, daß alle Frauenzimmer getreu, und alle Liebhaber beständig wären.

Machen Sie wenigstens, daß Sie noch diesen Sommer herkommen. Ich habe einen überaus schönen Garten, darin Sie logiren können. Er ist von Hrn. Nicolai seinem nicht

weit abgelegen, und Sie können alle Bequemlichkeiten darin haben, die Sie nur wünschen. Ich komme alle Abende um 6 Uhr heraus, und werde bloß von einigen meiner Freunde begleitet, die Sie gewiß nicht stören werden. Wie angenehm könnten wir die Abende zubringen, wenn Sie sich hiezu verstehen wollten; das heißt, wenn ich Ihren Eigensinn nicht kennte, der Ihre Freundschaft — — der Ihren Karakter — Doch schenken Sie mir heute den Schluß dieser Periode. Ich werde einen ganzen Brief zu diesem Gedanken bestimmen müssen, weil er einen Vorwurf enthält, den ich Ihnen noch machen muß, bevor wir uns wiedersehen. Ich bin bis dahin, ohne die geringste Zurückhaltung

Berlin, den 1. July 1757. Ihr

wahrer und offenherziger Freund

Moses.

Mendelssohn an Lessing.

Mein liebster Freund!

Ich werde mein langes Stillschweigen nicht entschuldigen. Ich kann an die Ursachen davon nicht ohne Verdruß gedenken, und jezt ist die Stunde, da ich mich aller verdrießlichen Vorstellungen entschlagen will. Sie können dennoch unmöglich nachtheilige Folgen daraus ziehen; denn Sie wissen, daß es meine liebste Beschäftigung ist, mich mit Ihnen zu unterhalten.

Ich hatte mein voriges Schreiben räthselhaft geschlossen, um mich in diesem deutlicher zu erklären. Ich hatte während

Ihrer Abwesenheit allhier, in Ihrem freundschaftlichen Umgange eine Art von Zurückhaltung bemerkt, die mich eifersüchtig machte. Sie haben öfters eigennützigen Bekannten mehr Dienstfertigkeit zugetrauet, als Ihren wahren Freunden. Wie hätten Sie sich sonst entschließen können, lieber M. N. verbunden zu sein, als mir Gelegenheit zu geben, Ihnen zu dienen? Ich schweige von dem Schaden, den Sie sich selbst verursacht haben. Sie hätten Ihre ganze Bibliothek bei mir finden können, statt daß ich jezt nicht mehr als einige spanische und holländische Bücher in Händen habe. — Doch genug hievon! Ich erwarte auch hierauf keine Antwort von Ihnen, wohl aber das Versprechen, mich künftig Ihrer ganzen Freundschaft würdig zu achten.

Hier sind Ihre Fabeln. Sie haben nicht alle meinen Beifall. Jedoch sind folgende Stücke vollkommen Ihrer würdig: Aesopus und der Esel; der Rangstreit der Thiere; das Geschenk der Feyen; der Affe und der Fuchs, und vielleicht auch der Geist des Salomo. In der Fabel, Zevs und das Pferd, ist die Erdichtung schön, aber die Moral gemein.

Auch Ihre überschickte Komödie habe ich gelesen. Es bleibt dabei, das Divertissement ist das Beste daraus.

Wie ist es aber? Haben Sie an allen meinen überschickten Sachen gar nichts auszusetzen? Wissen Sie auch, daß es sehr ärgerlich ist, wenn man in allen Stücken ohne Widerspruch Recht bekömmt? Ich soll immer fortfahren, so lange ich eine gesunde Hand habe. War dieses Alles, was Sie zu erinnern hatten? Ich will es Ihnen beweisen, daß meine gesunde Hand mehr schreiben kann, als Sie jemals billigen werden. Ich habe das Naive dem Schwulste entgegen gesetzt, und gesagt, es bestände in Zeichen,

die kleiner sind, als die bezeichnete Sache. Vielleicht ist diese Erklärung nicht ganz unrichtig, aber **definitio latior** scheint sie mir wirklich. Denn kommt nicht dieser Karakter auch dem Erhabenen zu? Nicht zwar dem Erhabenen im Ausdrucke, sondern dem Erhabenen in den Gedanken. Wenigstens ist mir keine andere Erklärung vom Erhabenen bekannt. Die Baumgartensche thut mir kein Genüge. Longin sagt: Cäcilius habe einen ganzen Traktat davon geschrieben, worin das Erhabene und Große bestehe. Er aber wolle die Mittel zeigen, durch welche man groß und erhaben werden könnte. Er erklärt uns also nicht, was er unter erhaben verstehe, und Boileau, der diesen Mangel ersetzen will, sagt auf gut Französisch: **es wäre cet extraordinaire et ce merveilleux qui frappe dans le discours, et qui fait, qu'un ouvrage enleve, ravit, transporte.** Sind wir nun nicht eben so klug als vorhin? **Cuncta supercilio moventis** ist ein Ausdruck, der an Erhabenheit unstreitig das **fiat lux** bei weitem übertrifft. Ein Phidias würde aus diesen drei Worten vielleicht eben so gut, als aus dem Homer, seine große Idee zum Jupiter haben hernehmen können. Allein nach meiner Definition würde dieser Ausdruck naiv sein; kann dieses zugegeben werden? Es fehlt mir zwar an Ausflüchten nicht, meine Erklärung zu vertheidigen; allein ich möchte vorerst Ihre Meinung darüber vernehmen.

Ich habe noch einen Gedanken gehabt, den ich von Ihnen gern beurtheilt wissen möchte. Die natürliche Verbindung unserer Begriffe, vermöge welcher unsere Seele **per legem imaginationis** von einer Vorstellung auf die andere übergeht, hat den Virtuosen öfters gedient, ihre Gegenstände anschauender vorzustellen. Sie fügen zu einem jeden Hauptbegriffe

jederzeit die **ideas socias** hinzu, die mit ihm in der Natur in Ansehung des Orts oder des Raums verbunden sind, oder die wir öfters mit ihm zugleich gehabt haben. Ich drücke mich ziemlich dunkel aus; ich glaube aber, Sie werden mich besser verstehen, als ich mich ausdrücke. Nun sind unsere Begriffe auch öfters als Wirkung und Ursache mit einander verknüpft, und die Seele schließt von der Ursache auf die Wirkung, oder umgekehrt. Die Virtuosen haben sich dieses Kunstgriffes bedient, den Begriff der Ursache durch die Vorstellung ihrer Wirkung zu bereichern und anschauender zu machen. So drücken sie die Leidenschaften der Seele durch ihre Wirkungen und Aeußerungen in Tönen, Bewegung und Geberden aus, und vervielfältigen dadurch gewissermaßen die vorzustellenden Begriffe, indem sie unsere Seele von jeder Wirkung auf das Dasein der Ursache schließen lassen. Dieses vorausgesetzt, habe ich mich nach Exempeln umgesehen, da man in den schönen Künsten auch umgekehrt die Wirkung durch die Ursache vorstellen oder beleben würde. Allein ich habe nicht ohne Verwunderung wahrgenommen, daß diese Beispiele sehr selten sind. Ein einziges erinnere ich mich im Dubos gelesen zu haben. Dieser erzählt, Lully soll in einer gewissen Oper den Schlaf durch gewisse einförmige Töne sehr natürlich ausgedrückt haben, und bemerkt dabei, daß der Schlaf wirklich nicht so wohl durch eine völlige Stille, als durch Töne, die weder merklich steigen noch fallen, erregt werde. Die Erfahrung scheint auf seiner Seite zu stehen, ob ich gleich die physikalische Ursache davon noch nicht deutlich einsehe. Dem sei wie ihm wolle, so wäre dies ein Beispiel der Art, die ich suche. Indessen ist unser Herr Nicolai mit diesen Anmerkungen gar nicht zufrieden. Seine Gründe mag

er Ihnen selber schreiben, und wenn wieder ein Sonntag kömmt, da Sie nicht in die Kirche gehen werden; so wenden Sie die Erbauungsstunde an, in dieser Materie einen Ausspruch zu thun. Ich muß jezt aufhören. Es ist halb 2 Uhr in der Nacht, und morgen früh um 6 Uhr muß ich Hrn. Nicolai in seinem Garten besuchen, wenn ich zu rechter Zeit wieder zu Hause sein will. Ist das nicht lächerlich: ich bringe eine Nacht schlaflos zu, um Sie vielleicht durch einen langweiligen Brief desto sanfter einzuschläfern? Schlafen Sie wohl!

Berlin, den 4. August 1757.

Moses.

Lessing an Mendelssohn.

Mein lieber Moses!

Ist denn das hübsch, daß ich seit sechs Wochen keine Zeile von Ihnen zu sehen bekommen? Warum wollen Sie mir denn auf meinen letzten Brief nicht antworten? Oder haben Sie ihn nicht bekommen? Ich habe Ihre Aufsätze von der Kunst, von dem Naiven ꝛc. und einige von meinen Fabeln mit beigelegt. Diese letztern möchte ich bald wieder zurück haben, um die Sammlung vollständig zu machen, die ich dem Drucke bestimmt habe, wenn Sie anders, nach der Probe zu urtheilen, mir nicht davon abrathen.

In Ihrer Abhandlung von den Quellen und Verbindungen der schönen Künste ꝛc. haben Sie beiläufig meiner gedacht; und ich muß Ihnen für Ihre freundliche Anmerkung

Dank sagen. Da ich Ihnen aber etwas näher verwandt bin, als das Publikum, so glaube ich auch auf eine nähere Erklärung Recht zu haben. Welches sind die Stellen, die Sie für indeklamabel halten? Ich frage nicht, um mich mit Ihnen in einen Streit darüber einzulassen; ich frage bloß, um künftig aufmerksamer sein zu können.

Was macht denn Herr Nicolai? Hat er meinen Brief übel genommen, den ich ihm vor 8 Tagen über seine Rezension des Messias geschrieben? — Bei Gelegenheit des Messias — — Haben Sie schon den Tod Adams gelesen? Was sagen Sie davon?

Von den Gleimschen Fabeln denken wir ziemlich einerlei. Sie sagen: unter den eigenen Erfindungen des Verfassers, verdienen die 11, 17 und 27ste des ersten Buchs allen andern vorgezogen zu werden. Einmal, wo nicht mehrmal, müssen Sie sich hier gewiß verschrieben haben; denn 27 Fabeln hat das erste Buch nicht. Sonst sind mir die 3, 10, 12, 16, 19, 20 und 21ste nicht schlecht vorgekommen, wenigstens so gut als die 17te. Erzählt sind sie gewiß vortrefflich; wenn schon die Erfindung besser sein könnte. Erklären Sie sich über diesen Punkt, und zwar mit erster Post, weil ich noch gern die Rezension zum zweiten Stücke fertig machen wollte.

Leben Sie wohl! wenn ich doch bald bei Ihnen in Berlin sein könnte! Aber — Ich bin

Leipzig, den 9. August 1757.

ganz der Ihrige

Lessing.

Mendelssohn an Lessing.

Liebster Freund!

Ich eile, Ihnen zu antworten, theils weil Ihre Fabeln pressiren, theils aber, um Ihnen meine Gedanken von Gleims Fabeln etwas deutlicher zu erklären. Die 27ste ist unrecht. Ich weiß nicht, wie ich habe darauf kommen können, etwas zu loben, das gar nicht existirt. Es soll die 23ste sein, die mir wirklich gefällt. In Ansehung der 12ten haben Sie Recht. Diese muß ich übersehen haben. Von allen übrigen aber gestehe ich, daß sie vorzüglich erzählt sind, allein die Erfindungen kann ich nicht loben. Ich will sie die Revue passiren lassen. Die 3te. — Warum zween Störche? Was lehrt uns die Geschichte? Irgend, daß ein Tyrann könne Geschmack haben, und das Quaken der Frösche für schöner hielte, als das Singen einer Nachtigall? Wenn es diese Lehre sein sollte, so ist sie gewiß nicht in rechtes Licht gesetzt. Vielleicht ließ sich diese Fabel mit mehrerem Nutzen umkehren. Der arme Frosch, der ist beklagenswerth, vorhin quakte er so artig noch! Schweig, Tyrann! vorhin stießest du auf eine Lerche ꝛc. — Die 10te — — Die Erfindung will gar nichts sagen. Die ersten 10 Verse sind unvergleichlich. Die Anwendung in den folgenden beiden Versen ist possirlich. Friedrich ist die Lerche, und Graun der Adler in der Fabel. Der Schluß paßt auf diese unschickliche Anwendung noch weniger. — Die 16te. — Eine Ziege will so hoch klettern, als eine Gemse, und fällt und bricht den Hals. Vergleichen Sie diese Fabel mit der Fabel des Aesop, da sich ein Frosch aufblähet, um so groß zu werden, als ein Ochs,

so werden Sie vielleicht Ihr Urtheil zurücknehmen. Die 17te Fabel, die eben dieselbe Maxime zum Grunde hat, ist unstreitig besser. Sowohl der Esel als der Frosch unternehmen unmögliche Dinge, und setzen sich sogleich bei ihrer ersten Bemühung dem Gelächter aus. Kann man dieses aber von der Ziege sagen? Vielleicht wäre es ihr gelungen, wenn sie nicht jezt verunglückt wäre. — Die 19te. — Die Elster ist der übertriebene Karakter der Lerche aus dem Gellert. Der Uhu, der Philosoph, der in des Baumes Bauche die Welt vergißt, sollte sich hier nicht in fremde Händel mischen. — Die 20ste. — Einst starb ein reicher Luchs? Warum ein Luchs? Irgend weil er sich auf Fuchs reimt? und warum war der Luchs reich? Die Leichenrede ist sehr schön, aber die Geschichte hängt nicht zusammen. Der Leser ist immer noch zweifelhaft, ob nicht das Lob wahr sein könnte. Der Umstand, daß ein Hofhund dieselbe Rede auf einen Menschen hat halten hören, beweiset sehr wenig, und höchstens nur soviel, daß der Fuchs ein Plagiarius sei. Wie, wenn der Fuchs die Rede auf einen Tiger oder auf einen Wolf gehalten hätte? — Die 21ste — ist ohne Beweis sehr mittelmäßig. — Was Sie übrigens von seiner Art zu erzählen sagen wollen, damit bin ich vollkommen zufrieden. Sie ist unvergleichlich. — So viel von Gleim. —

Den Tod Adams habe ich gelesen. Der tragische Stil in Prosa ist neu und ungemein schön. Im übrigen finde ich nichts an dem ganzen Stücke, das Klopstocks würdig sei, außer einigen Zügen in der Unterredung mit Kain, wie nicht weniger die Beschreibung, die Adams Tochter von diesem ihrem Bruder macht. Sonst habe ich Alles mit ziemlich kaltem Blute und öfters mit Verdruß gelesen,

und dieses ist mein Beweis, daß mir dieses Stück nicht gefällt. Ich weiß nicht, wie Klopstock solch Zeug hinschreiben kann, das weder Zusammenhang, noch Handlung, weder Leidenschaften, noch irgend etwas anderes, außer einer kleinen Nüance von Karakteren hat. Ich sage meine Meinung ziemlich zuversichtlich, aber ich bin gewiß, daß ein Lessing nie ein solches Gewäsch dem Drucke bestimmt haben würde, gesetzt, es wäre ihm möglich gewesen, so etwas zu schreiben.

Ich habe mich noch wegen einer Anmerkung über Ihre Miß Sara zu rechtfertigen. Meine Worte waren: „Kenner wollen einige dergleichen Stellen in dem vortrefflichen „Trauerspiele Miß Sara bemerkt haben." Ich würde thöricht sein, wenn ich mich für einen Kenner des Theaters hielte; mich, der ich in meinem Leben kaum zwei Trauerspiele von einer sehr mittelmäßigen Bande habe aufführen sehen. Indessen stimmte ich doch nach dem Begriffe, den ich mir von der Deklamation mache, und vielleicht nach den Begriffen, die Sie mir davon beigebracht, dem Urtheile bei, das ich von Leuten habe fällen hören, die ich für Kenner halte. — Welches aber sind die Stellen, die indeklamabel sein sollen? Es sind die, in welchen ich Sie als Weltweisen am meisten bewundere; solche, die mir für die Schaubühne allzu philosophisch scheinen. Wenn die Philosophie sich in ihrer ganzen Stärke zeigt; so will sie mit einer gewissen Monotonie ausgesprochen werden, die sich auf dem Theater nicht gut ausnehmen kann. Ja, die vortrefflichsten Gedanken entwischen dem Zuhörer unvermerkt, die den Leser am meisten vergnügt haben. Ueberhaupt glaube ich, giebt es gewisse Gränzen in der Philosophie, die das Gemeine von dem Höhern unterscheiden, und die von dem tragischen Dichter nicht überschritten werden müssen. Ich

kann mich jezt nicht deutlich über diesen Punkt erklären. Ich werde aber die Stellen in Ihrem Trauerspiele aufsuchen, die ich eigentlich meine, und alsdann werde ich mich selbst besser verstehen, und also besser erklären können.

Herr Nicolai will eine zweite Abhandlung von eben der Materie schreiben. Vielleicht ergreife ich die Gelegenheit, mein Urtheil zu bestätigen oder zu widerrufen, nachdem ich oder Sie Recht behalten werden.

So viel aber, hoffe ich, muß das Publikum zum voraus wissen, daß man einen Lessing nicht so tadelt, als einen Schönaich. Was ich an Ihnen nicht billige, das würde ich an einem kleinen Geiste bewundern. Ja, wenn mein Tadel gerecht ist; so verdienen Sie ihn nicht mehr, als Thomson, Young, Moore und andere englische Dichter, die ich auch zum Theil berührt habe. Hiebei folgt eine Anmerkung aus dem Spinoza, die ich vor einiger Zeit für Sie ausgezogen habe, sie wird Ihnen gefallen.

Ihr Aber, warum Sie nicht hieher kommen wollen, verstehe ich gar nicht. Wir halten uns hier für ziemlich sicher, ungeachtet Herr Nicolai den Einfall gehabt, sich zur Reise anzuschicken. Sie wird jezt, wie ich hoffe, unterbleiben. Leben Sie wohl, und kommen Sie bald zu uns. Ich bin

Berlin, den 11. Aug. 1757.

Ihr
wahrer Freund
Moses.

N. S. Ich habe einige Gedanken vom Erhabenen aufgesetzt, die ich Ihnen hier zur Beurtheilung mitschicke. Diese Gedanken sind durch mein voriges Schreiben veranlaßt worden. Ich bitte sie mir so bald als möglich wieder aus.

Lessing an Mendelssohn.

Liebster Freund!

Ich habe die von Ihnen kritisirten Gleimschen Fabeln nur für komparativ schön gehalten, und sie nie für gute, sondern bloß für die besten in dieser Sammlung ausgeben wollen. Ich werde mich also wohl hüten, ihre Vertheidigung gegen Sie auf mich zu nehmen; auf's höchste wäre es noch die zehnte Fabel, für die ich ein Paar Worte wagen möchte. Ich begreife nicht, wie Sie die Zeilen:

Wenn Friederich die Flöte spielt,
So lauschen Graune so und fühlen Himmelsluft.

für die Anwendung der Fabel halten können. Es soll ein bloßes Gleichniß sein, das Sie, ohne der Fabel im geringsten Schaden zu thun, ausstreichen können. Streichen Sie es also aus, weil es wirklich ein wenig widersinnig ist, und lesen Sie das Ganze noch einmal. Der Adler ist über das Lied der Lerche entzückt; er glaubt ihr seine Hochachtung nicht besser ausüben zu können, als wenn er sie mit in die Wolken nimmt; die bescheidene Lerche dankt für diese Erhebung, und ist mit ihrem angebornen Vorzuge zufrieden. So begnügt sich ein sittsamer Dichter an dem Beifalle der Könige, ohne zu verlangen, an ihre Rechte erhöht zu werden. Regiere du, zur Ehre des Schöpfers; ich bin glücklich genug, zu seiner Ehre zu singen! —

Aber was gehen mich fremde Fabeln an, da ich für meine genug zu sorgen habe? Ich wünschte, Sie hätten mir sie nicht zurückgeschickt, ohne mir die Fehler derjenigen, die Ihnen

nicht gefallen haben, näher anzuzeigen. Ich glaube doch nicht, daß ich in der Erfindung eben so geschlegelt haben sollte, als Gleim? Das bin ich mir wohl bewußt, daß meine Moralen nicht immer die neuesten und wichtigsten sind; aber wer kann immer neu sein? Es ist wahr, die Lehre aus meiner Fabel, Zevs und das Pferd, ist schon oft eingekleidet worden; aber wenn gleichwohl meine Einkleidung eine von den besten ist, so kann ich, glaube ich, mit Recht verlangen, daß man die älteren und schlechteren für nicht geschrieben halte. Dem ungeachtet aber denken Sie nur nicht, daß ich eine einzige will drucken lassen, die nicht Ihren vollkommenen Beifall hat. Es kostet mir zu wenig Mühe, eine solche Kleinigkeit zu ersinnen, als daß es mir viel Ueberwindung kosten sollte, sie der Kritik aufzuopfern. — Ihre weitere Ausführung vom Erhabenen (die Sie künftigen Posttag zurück bekommen sollen) kam eben zu rechter Zeit, um mich zu verhindern, Ihnen etwas Mittelmäßiges von dieser Materie vorzuschwatzen. Mit einer einzigen Anmerkung will ich aber doch zu Markte kommen. Es ist wahr, etwas Erhabenes auszudrücken, muß man so wenig Worte aufwenden als möglich, es geschieht aber freilich oft, daß das Erhabene zugleich naiv ist; aber die Naivität ist deswegen nicht ein wesentlicher Karakter des Erhabenen. **Cuncta supercilio moventis** ist erhaben, aber nicht naiv. Die Antwort des griechischen Feldherrn, als man ihm von der Menge der persischen Pfeile, wodurch die Sonne verdunkelt würde, sprach: wir werden also im Schatten fechten, ist erhaben und naiv. Dort sagen die Zeichen gleich so viel, als sie sagen wollen, nicht mehr und nicht weniger; hier aber scheinen die Zeichen weniger zu sagen, ja sogar etwas anderes. Ein naiver Gedanke, der weiter nichts als naiv ist,

ist ein Unding, es muß allezeit noch etwas dabei sein, erhaben, oder satyrisch, oder lächerlich, und kurz, alle Arten von Gedanken können naiv sein, weil das Naive bloß in dem Ausdrucke besteht, und weiter nichts als eine oratorische Figur ist. — Nun auch ein Paar Worte von Ihren Gedanken über den Gebrauch, den die Virtuosen von den Begriffen der Ursachen machen, um die Wirkungen dadurch schicklicher vorzustellen. Die Exempel hievon müssen wohl sehr selten sein, da die Fälle in der Natur selbst sehr selten sind, wo uns die Ursache sinnlicher wäre, als die Wirkung. Die Dichter sind daher, wo sie sich des Begriffs der Ursache bedient haben, meistens unpoetisch, das ist, unsinnlich geworden. Z. E. Wenn sie die Jahreszeiten durch das Zeichen, in welchem die Sonne in dem Thierkreise steht, haben anzeigen wollen. — Nur alsdann darf sich der Virtuose dieses Kunstgriffes bedienen, wenn die Wirkungen nicht in die Sphäre seiner Nachahmung gehören, und er die Sache doch nothwendig ausdrücken soll; und so war dem Lully freilich kein anderer Weg übrig; denn die Wirkungen des Schlafs sind Ruhe und Stille, wie kann aber Stille durch Töne ausgedrückt werden? Ich erinnere mich hiebei jenes alten Pantomimen, der die Worte: *τον μεγαν Αγαμεμνονα*, d. i. den großen Agamemnon, tanzen sollte. Wie kann ein Mann von großen Thaten durch Bewegungen und Linien ausgedrückt werden? Ein Mann von großer Leibesgestalt ist wohl dadurch auszudrücken; und dieses war auch der Fehler, in welchen der Pantomime fiel, der sich bei dem Worte groß auf die Zehen stellte. Sein Lehrmeister, der auf Verlangen des Volks diesen Fehler gut machen sollte, war scharfsinniger, nahm zur Ursache seine Zuflucht, und gab sich die Stellung eines Tiefsinnigen; er hielt einen großen tiefsinnigen Verstand

für die Ursache großer Thaten. — Was die physikalische Ursache anbelangt, warum Töne, welche weder wirklich steigen noch fallen, den Schlaf erregen, so glaube ich sie folgendergestalt deutlich genug erklären zu können. Der Schlaf ist die natürliche Folge der Entkräftung, und da sowohl der Körper als die Seele daran Theil nehmen, so kann er bald in dieser, bald in jenem zuerst entstehen. Die Seele ist müde, wenn sie kaum noch so viel Kräfte hat, sich das Einförmige vorzustellen; da nun also dieser schwächere Grad ihrer Realität vor dem natürlichen Schlafe vorhergeht, so kann es nicht fehlen, der Schlaf muß auch darauf folgen, wenn ich meiner Seele diesen schwächern Grad der Realität vorsätzlich gebe; d. i. wenn ich mir das Einförmige vorstelle. Weitläuftiger will ich mich nicht erklären; denn wenn Wahrheit in diesen meinen Gedanken ist, so werden Sie sie gewiß, nach aller ihrer Ausdehnung, leichter finden, als ich sie Ihnen zeigen kann. — Mit Ihrer nähern Bestimmung der indeklamabeln Stellen in meiner Sara, bin ich sehr wohl zufrieden. Aber wenn es die philosophischen sind, so sehe ich schon voraus, daß ich sie nicht ausstreichen werde, und wenn Sie mir es auch mathematisch bewiesen, daß sie nicht da sein sollten; wenigstens so lange nicht, als noch immer mehr Leute Trauerspiele lesen, als vorstellen sehen. — Gleims Fabeln habe ich zu dem zweiten Stücke der Bibliothek nicht rezensiren können, weil es Herr Dyk gern noch diese Woche fertig haben will. Ich habe aber zu den Neuigkeiten Verschiedenes hinzugethan, und hoffe, daß es dem Herrn Nicolai nicht ungelegen sein wird. Herr Dyk wollte gern 14 Bogen voll haben. — Der Herr Major von Kleist ist noch immer hier, und also kann er es wohl nicht sein, der sich in Wolmine mit den Panduren herumgeschlagen

hat. — Herrn Nicolai will ich nächstens die Ursache melden, warum ich seine Rezension vom **Devil to pay** kassirt habe. — Er wird doch wohl nicht noch Willens sein, von Berlin wegzugehen? Was sollte ich denn in Berlin, wenn er weg wäre und Sie mitgenommen hätte? — Das Aber, womit ich meinen Brief geschlossen, hat gar keine Beziehung auf die Sicherheit in Berlin; es ging bloß auf meine eigenen Umstände. Ich sehe meinem Prozesse unter keinen vier Monaten ein Ende; meine persönliche Gegenwart ist nicht mehr dazu nöthig, und gleichwohl sehe ich mich, anderer Dinge wegen, hier zu bleiben gezwungen.

Leben Sie wohl, mein lieber Moses, und schreiben Sie mir bald wieder; ich bin jezt größtentheils so verdrießlich, daß das Vergnügen, welches Sie mir mit Ihren Briefen machen, eine wahre Wohlthat für mich ist. Ich bin

Leipzig, den 18. Aug. 1757. Ihr

ergebener Freund

Lessing.

Mendelssohn an Lessing.

Liebster Freund!

Ich habe Ihren Brief erhalten. Sogleich auf einmal kann ich vor jezt die 60 Thaler nicht schicken. Aber ich kann Ihnen jezt, ohne die geringste Beschwerlichkeit, 30 Thaler, und irgend in 4 Wochen noch 30 Thaler schicken, wenn es Ihnen so gefällt. Ich würde auch heute das Geld mitgeschickt haben, wenn man nicht seit gestern den Weg von hier nach Leipzig für unsicher hielte. Sein Sie also so gütig, allda durch jeman-

den 30 Thaler auf mich assigniren zu lassen, entweder an Herrn Voß, oder sonst einen Kaufmann allhier. Ich zahle contant; mit den übrigen 30 Thalern müßte es alsdann noch einige Wochen Anstand haben. Sie sehen, daß ich kein Bedenken trage, Ihnen dasjenige abzuschlagen, was mir beschwerlich fällt. Ich erwarte unfehlbar eine Assignation über die 30 Thaler, und bin

Ihr

Berlin, den 13. Sept. 1757.

wahrer Freund

Moses.

Lessing an Mendelssohn.

Liebster Freund!

Ich danke Ihnen für Ihre freundschaftliche Willfahrung. Die Assignation, die ich an Sie gestellt, werden Sie ohne Zweifel erhalten haben. Schreiben Sie sich es zum Theil selbst zu, wenn sie Ihnen beschwerlich gefallen ist. Wie ich meine Handschrift darüber einrichten soll, mögen Sie mir melden; unterdessen werden Ihnen meine Briefe statt derselben dienen.

Mit der Stelle aus dem Spinoza haben Sie Recht. Ein abermaliger Beweis, wie obenhin ich Alles anzusehen gewohnt bin! Wenn Ihnen mehr aufstoßen sollte, was mit meiner (oder vielmehr mit Ihrer) Erklärung des Lachens einige Verwandtschaft hat, so merken Sie es ja fleißig an. Ich sammle an lächerlichen Geschichten und Einfällen, und endlich kann eine lustige, tiefsinnige Abhandlung vom Lächerlichen für die Bibliothek daraus werden.

Aus Ihrer Kritik der indeklamabeln Stellen in meiner

Sara ist eine Lobrede geworden. Ihre Freundschaft läßt Sie mehr Schönes darin entdecken, als ich hineinzubringen im Stande gewesen bin. Gleichwohl kann ich mich nicht enthalten, Ihren Anmerkungen einige andere entgegen zu setzen. Der Autor wird jederzeit das letzte Wort behalten wollen. — Der Grundsatz ist richtig: der dramatische Dichter muß dem Schauspieler Gelegenheit geben, seine Kunst zu zeigen. Allein das philosophische Erhabene ist, meines Erachtens, am wenigsten dazu geschickt, denn eben so wenig Aufwand, als der Dichter, es auszudrücken, an Worten gemacht hat, muß der Schauspieler, es vorzustellen, an Geberden und Tönen machen. Wer das **qu'il mourut** am gleichgültigsten, am meisten ohne Kunst ausspricht, hat es am besten ausgesprochen. Es ist zwar auch Kunst, die Kunst zu verstecken, sie zu rechter Zeit aus den Augen zu setzen; aber von dieser Kunst, glaube ich, ist hier nicht die Rede. Ich berufe mich, statt des besten Beweises, auf den Unterschied, der unter den Geberden des Schauspielers ist. Einen Theil der Geberden hat der Schauspieler jederzeit in seiner Gewalt; er kann sie machen, wenn er will; es sind dieses die Veränderungen derjenigen Glieder, zu deren verschiedenen Modifikationen der bloße Wille hinreichend ist. Allein zu einem großen Theile anderer, und zwar gleich zu denjenigen, aus welchen man den wahren Schauspieler am sichersten erkennt, wird mehr als sein Wille erfodert; eine gewisse Verfassung des Geistes nemlich, auf welche diese oder jene Veränderung des Körpers von selbst, ohne sein Zuthun, erfolgt. Wer ihm also diese Verfassung am meisten erleichtert, der befördert ihm sein Spiel am meisten. Und wodurch wird diese erleichtert? Wenn man den ganzen Affekt, in welchem der Akteur erscheinen soll, in wenig Worte faßt? Gewiß

nicht! Sondern jemehr Sie ihn zergliedern, je verschiedener die Seiten sind, auf welchen Sie ihn zeigen, desto unmerklicher geräth der Schauspieler selbst darein. Ich will die Rede der Marwood auf der 74sten Seite zum Exempel nehmen. — Wenn ich von einer Schauspielerin hier nichts mehr verlangte, als daß sie mit der Stimme so lange stiege, als es möglich, so würde ich vielleicht mit den Worten: verstellen, verzerren und verschwinden, schon aufgehört haben. Aber da ich in ihrem Gesichte gern gewisse feine Züge der Wuth erwecken möchte, die in ihrem freien Willen nicht stehen, so gehe ich weiter, und suche ihre Einbildungskraft durch mehr sinnliche Bilder zu erhitzen, als freilich zu dem bloßen Ausdrucke meiner Gedanken nöthig wären. Sie sehen also, wenn diese Stelle tadelhaft ist, daß sie es viel mehr dadurch geworden, weil ich zu viel, als weil ich zu wenig für die Schauspieler gearbeitet. Und das würde ich bei mehreren Stellen vielleicht antworten können. Z. E. S. 111. Geschwind reißen Sie mich aus meiner Ungewißheit. Es ist wahr, Mellefont würde hier geschwinder nach dem Briefe haben greifen können, wenn ich ihn nicht so viel sagen ließe. Aber ich raube ihm hier mit Fleiß einen gemeinen gestum, und lasse ihn schwatzhafter werden, als er bei seiner Ungeduld sein sollte, bloß um ihm Gelegenheit zu geben, diese Ungeduld mit einem feinern Spiele auszudrücken. Die Schnelligkeit, mit der er alle diese Fragen ausstößt, ohne auf eine Antwort zu warten; die unwillkührlichen Züge der Furcht, die er in seinem Gesichte entstehen zu lassen Zeit gewinnt, sind, sollte ich meinen, mehr werth, als alle die Eilfertigkeit, mit der er den Brief der Sara aus den Händen nehmen, ihn aufschlagen und lesen würde. Ich wiederhole es also nochmals, diese

Stellen sind so wenig untheatralisch, daß sie vielmehr tadelhaft geworden sind, weil ich sie allzu theatralisch zu machen gesucht habe.

Haben Sie aber, mein lieber Moses, hier nicht ganz Recht, so haben Sie es doch in Ansehung der schändlichen Perioden, S. 123. 124. 154. 158., die so holpricht sind, daß die beste Zunge dabei anstoßen muß. Sobald meine Schriften wieder gedruckt werden, will ich sie gewiß verbessern. —

Leben Sie wohl; schreiben Sie oft, und lieben Sie mich beständig

Leipzig, den 14. Sept. 1757.

Gotth. Eph. Lessing.

Lessing an Mendelssohn.

Liebster Freund!

Ich habe Herr Vossen eine zweite Anweisung an Sie gegeben; doch werden Sie nicht gehalten sein, sie anzunehmen, wenn es Ihre Umstände nicht erlauben sollten. Sie müssen, um mir eine Gefälligkeit zu erweisen, sich nicht in Verlegenheit setzen. Das will ich durchaus nicht. Ich erwarte also Ihre Antwort hierauf, ob ich Ihnen eine Handschrift auf die halbe oder ganze Summe einrichten soll. Mein Prozeß geht so geschwind, als ein Prozeß in Sachsen gehen kann, und da ich in der nächsten Woche wieder einen Termin habe, so muß ich schon so lange noch hier bleiben. Ich sehne mich mehr, als Sie glauben können, bald wieder in Berlin zu sein; denn

das Leben, das ich hier führen muß, ist allen meinen Absichten und Neigungen zuwider.

Ich habe durch Herrn Voß den Codrus wieder zurückgesendet, und zugleich ein neues Stück mitgeschickt, welches bei Herrn Dyk eingelaufen war. Der Codrus hat nichts weniger als meinen Beifall. Doch wünschte ich, daß Herr Nicolai dem Verfasser nicht alle Wahrheiten sagte, die man ihm sagen könnte. Wenn ich ein Paar ruhige Stunden finde, so will ich einen Plan aufsetzen, nach welchem ich glaube, daß man einen bessern Codrus machen könnte. — Wer der Verfasser des Renegaten sei, werden Sie aus beiliegendem Zettel sehen. Ich habe ihn eröffnet, weil ich gewiß überzeugt bin, daß Ihr Urtheil dadurch um nichts partheiischer werden wird. Es arbeitet hier noch ein junger Mensch an einem Trauerspiele, welches vielleicht unter allen das beste werden dürfte, wenn er noch ein Paar Monate Zeit darauf wenden könnte.

Mit dem dritten Stücke der Bibliothek bin ich sehr wohl zufrieden. Man sieht es Ihren Rezensionen nicht an, daß sie in der Eile gemacht werden; es wäre denn die einzige Rezension von Basedow, und auch diese nur in Ansehung der äußerlichen Einrichtung. Da Ihnen Klopstocks Adam so wenig gefallen hat; was werden Sie zu seinen geistlichen Liedern sagen?

Ich hoffe, daß nunmehr Alles wieder in Berlin ruhig sein wird. Sie hätten sich einen solchen Besuch wohl nicht vermuthet? Was für ein unseliges Ding ist doch der Krieg! Machen Sie, daß bald Friede wird, oder nennen Sie mir einen Ort, wo ich die Klagen der Unglücklichen nicht mehr höre. Berlin wird dieser Ort nun auch nicht mehr sein. Viel-

leicht zwar hat sich Alles wieder zum Besten geändert, ehe ich hinkommen kann.

Leben Sie wohl, und lassen Sie unsere Freundschaft ewig sein. Ich bin

Leipzig, den 22. Okt. 1757. ganz der Ihrige

Lessing.

Mendelssohn an Lessing.

Liebster Freund!

Herr Voß hat die Assignation präsentirt. Ich versprach ihm, solche binnen 14 Tagen gewiß zu bezahlen, welches Versprechen ich auch unfehlbar halten werde.

Das Trauerspiel, der Renegat, ist angekommen, und der Codrus auch. Mich dünkt, als ich ihn gelesen habe, einige nicht schlechte Situationen darin gefunden zu haben. Das Ganze ist freilich elend. Es würde eine Zierde für die Bibliothek sein, wenn Sie einen bessern Plan zum Codrus machen wollten. Jedoch, was haben Sie nicht schon für die Bibliothek versprochen, und nicht gehalten? Wo sind Gleims Fabeln? wo die Idyllen des Theokrit? — ich wollte sagen, Lieberkühns? wo ist der Brief über Herrn Nicolais Beurtheilung des Messias? Mein Rath wäre, Herr Nicolai schickte zum vierten Stücke nicht mehr Manuskript, als zu zehn Bogen ungefähr. Ich weiß es schon, daß Sie nicht eher arbeiten, als wenn der Druckerjunge in der Stube sitzt, und darauf wartet; wir wollen Ihnen also diesen über den Hals schicken.

Bei dem unvermutheten Besuche der Oestreicher war uns freilich anfangs nicht wohl zu Muthe. Ich hielt zwar ziemliche Contenance, indessen bin ich doch seit der Zeit zu allem ernsthaften Studiren ungeschickt gewesen. So sehr zerstreuen uns die widersprechenden Nachrichten, die stündlich einlaufen, und nunmehr uns wirklich zu interessiren anfangen. Wenn diese Umstände noch ein halbes Jahr anhalten, so komme ich ganz aus dem Gleise.

Es ist eine elende Sache mit den Prozessen! Erfodert's denn so viel Kopfbrechens, auszumachen, ob Sie Geld haben sollen, oder nicht? oder haben die Rechtsgelehrten so langsame Köpfe? Gewiß, ich hätte unterdessen vielleicht **quadraturam circuli** finden wollen, ehe die Leute erörtern, ob man sein Versprechen halten müsse, oder nicht. Machen Sie, mein lieber Lessing, daß Sie bald zu uns kommen. Ich dächte, Sie könnten hier immer zu leben finden. Verschaffen Sie aber zum Besten der Bibliothek einen zweiten Lessing, der nach Ihrer Abreise die Revision besorge; denn sonst dürfte es manchmal ziemlich unordentlich gehen.....

Ueber Ihren Ausdruck: da Ihnen Klopstocks Adam so wenig gefallen, habe ich mich ziemlich gewundert. Hat er Ihnen denn gefallen? Gefallen Ihnen denn seine geistlichen Lieder? — Wenn dieses ist, wie ich doch unmöglich glaube, warum haben Sie nicht meine Rezension vom Adam so gut cassirt, als die **Devil to pay**?

Ich sende Ihnen nächstens meine Gedanken vom Erhabenen zur Beurtheilung zu. Sie sollen in das 4te Stück kommen, und ich muß Ihr Urtheil erst darüber vernehmen, ehe ich sie zum Drucke befördern lasse. Für diesesmal lesen Sie meinen Brief an Herrn Prof. Baumgarten, und seine Ant-

wort, und schreiben Sie mir mit nächster Post, wie Ihnen letzterer gefallen, und was Sie insbesondre zu dem 30sten Kapitel der Sprüche Salomonis sagen?

Leben Sie wohl, und lieben Sie mich beständig.

Berlin, den 25. Okt. 1757.

Moses.

Mendelssohn an Lessing.

Liebster Freund!

Unsere Urtheile über das Betragen des Herrn Prof. Baumgarten stimmen völlig überein. Die letzte Frage kann unmöglich Verstellung sein. Sie muß aus dem Herzen geflossen sein, und das Herz dieses Mannes scheint mit seinem Verstande in keiner genauen Verbindung zu stehen. Ich werde die Frage wiederholen, die ich, wo ich nicht irre, schon vor einiger Zeit an Sie gethan. (Welche Wissenschaft lehrt uns die Vorurtheile bestreiten?) Und wenn es wahr ist, daß der Mensch zwo Seelen hat; so würde ich meine Frage folgendergestalt ausdrücken: Wir haben sehr viele Wissenschaften für die Seele des Verstandes; welche Wissenschaft aber ist für die Seele des Herzens? — Jedoch, auch der tiefsinnige Brief des Herrn Prof. hat mir nicht sonderlich gefallen. Was er darin sagt, paßt gar nicht auf die Fragen, die ich gethan habe, und er scheint mir nur durch Winkelzüge entwischen zu wollen. Schicken Sie mir doch den Brief bald wieder, ich muß dem Manne antworten. Was die Demüthigung betrifft, da haben Sie Unrecht. Ich habe nichts weniger, als geschmeichelt. Wie ich's schrieb, so floß es mir aus dem Herzen.

Sie haben Recht, mein liebster Freund! Wie es scheint, so würde ich die Frage nicht gethan haben, wer Sie zu Leipzig zurückhalte, wenn ich den Verfasser des Frühlings kennte. Ich habe, ohne diesen Mann zu kennen, eine wahre Hochachtung für seine Talente sowohl, als für seine Sitten, nach der Beschreibung, die seine Freunde von denselben machen. Die Seelen dieses Mannes scheinen in ziemlicher Korrespondenz mit einander zu stehen.

Mit dem Tode Adams verstehe ich Sie noch nicht recht. Erklären Sie sich also deutlicher, wenn Sie besser verstanden sein wollen, als Klopstock.

Daß Sie Trauerspiele im Kopfe fertig haben, das haben wir schon lange gewußt. Aber mit Ihnen ist es nun wieder eine andere Plage. Bei andern Schriftstellern strömen die Gedanken aus dem Kopfe auf das Papier, ohne in das Herz hinüber zu gehen, und bei Ihnen ist gerade das Gegentheil. Ihre Gedanken finden den Weg nach der Hand ziemlich spät....

Berlin, den — Nov. 1757.

Ihr wahrer Freund
Moses.

Mendelssohn an Lessing.

Geliebter Freund!

Ich kann nicht umhin, Ihnen eine Neuigkeit mitzutheilen, die Ihnen ihrer Seltenheit halber vielleicht nicht unangenehm sein wird. Ich will nunmehr für nichts in der Welt mehr schwören, da es schon so weit gekommen, daß ich eine Predigt

schreibe, und einen König lobe. Ich habe auch einige hebräische Danklieder ins Deutsche übersetzt, und sie sind gedruckt. Sie scheinen mir aber nicht wichtig genug, sie Ihnen zu schicken. Sie haben zwar den Leuten allhier gefallen; allein wieviel Leute haben hier Geschmack?

Was Sie von dieser Predigt denken, brauchen Sie gar nicht zu schreiben. Ich kann mir's so ungefähr schon vorstellen. Um desto nöthiger aber wird es sein, mir Ihre Gedanken von meinem Briefwechsel mit Herrn Prof. Baumgarten etwas deutlich zu erklären, auch mir mit nächster Post meinen und seinen Brief zurückzuschicken. Ich kann, ohne unhöflich zu sein, meine Antwort nicht länger aufschieben, und habe aus Unvorsichtigkeit eine Abschrift davon zu nehmen vergessen.

Wissen Sie auch wohl, mein lieber Lessing, daß der Winter bald zu Ende eilet, und daß Sie uns versprochen, noch diesen Winter bei uns zu sein? Wir haben viel, sehr viel mit einander mündlich auszureden, und wer weiß, wieviel unverdaute Gedanken ich noch in die Bibliothek einrücken lasse, wenn ich nicht bald Gelegenheit habe, sie mit Ihnen zu überlegen. Herr Nicolai will auch die zwote Abhandlung von dem Wesen der schönen Künste schreiben, und wenn Sie nicht unser Schiedsrichter sein werden, so kommen wir schwerlich zusammen. Kommen Sie also geschwind zu uns! Hören Sie? Ich bin Ihr

Berlin, den 25. Nov. 1757.

beständiger Freund

Moses.

Lessing an Mendelssohn.

Liebster Freund!

Sie haben mir mit Ihrer Ode und Ihrer Predigt eine große Freude gemacht; sie sind beide recht schön, und an der ersten besonders habe ich nichts auszusetzen, als daß Sie mir sie nicht freiwillig geschickt haben, und ich also mehr dem Herrn Nicolai, als Ihnen dafür danken muß. Wissen Sie, daß Sie mir auch noch die Fortsetzung von Ihren Lehrgedichten schuldig sind? Ich will durchaus alle Ihre poetischen Arbeiten sehen; ob ich gleich deswegen nicht will, daß Sie mehr Zeit auf die Poesie, als auf die Philosophie verwenden sollen. Denn Sie haben in der That Recht: den schönen Wissenschaften sollte nur ein Theil unserer Jugend gehören; wir haben uns in wichtigern Dingen zu üben, ehe wir sterben. Ein Alter, der seine ganze Lebenszeit über nichts als gereimt hat, und ein Alter, der seine ganze Lebenszeit über nichts gethan, als daß er seinen Athem in ein Holz mit Löchern gelassen; von solchen Alten zweifle ich sehr, ob sie ihre Bestimmung erreicht haben.

Sie sagen mit Grund, daß Rousseau die Stelle aus dem 19ten Psalm von ihrem Erhabenen herabgesetzt habe. Allein mich wundert, daß Sie nicht auch gemerkt haben, daß Rousseau den ganzen Verstand des heiligen Psalmendichters verfehlt hat. Wie ein Bräutigam aus seiner Kammer, heißt nicht, wie ein Bräutigam, der von seiner **couche nuptiale** aufsteht; denn wahrlich, so ein Bräutigam kann nicht sehr **brillant** und **radieux** erscheinen, wenn er anders seiner Pflicht nachgekommen ist. Sondern es heißt, ein

Bräutigam, der aus seiner Kammer der Braut entgegen geht; dieser ist mit der Sonne und mit dem Helden zu vergleichen, der sich seinen Weg zu laufen freuet. Meinen Sie nicht, daß ich Recht habe?

Ich höre es nicht gern, daß Sie mit dem Herrn Nicolai nicht eins werden können. Eher muß nichts gedruckt werden, als bis Sie zusammen eins sind. Und worüber streiten Sie denn eigentlich? Persönlich dürfte ich unter 6 bis 8 Wochen wohl nicht an Ihrem Streite Theil nehmen können. Zwar vielleicht — doch ich will noch nichts Gewisses entscheiden. Es kömmt Alles auf die künftige Woche an.

Ihre Korrespondenz mit Baumgarten folgt hier zurück. Was wollen wir nicht darüber plaudern, wenn wir zusammen kommen! Davon schreiben kann ich nichts; denn ich glaube, ich verstehe Sie beide noch nicht recht.

Leben Sie unterdessen wohl; und schicken Sie mir auch Ihre Danklieder. Vergessen Sie es nicht! Ich bin, liebster Freund,

ganz der Ihrige,

Lessing.

Mendelssohn an Lessing.

Liebster Freund!

Ich habe Ihnen seit einiger Zeit nicht geschrieben, weil ich seit einiger Zeit nicht gedacht habe. Es müssen Freunde von einer ganz andern Natur sein, die sich bloß mit Versicherungen von ihrer Freundschaft unterhalten können. Und ich hätte Ihnen wahrlich nichts anderes schreiben können, weil ich mich

bei der ungesunden Luft, welche wir zeither allhier athmen, vor allem Nachdenken hüte. Mein Verstand spielt indessen einige Farcen. Ich lese die hochberühmten **Essais** des Abbé Trublet; der Mann gefällt, ob er gleich wenig unterrichtet. Seine **Pensées sur le bonheur, sur le plaisir** und **sur les desirs**, verdienen gelesen zu werden. Die Franzosen sind in neuern Zeiten die besten Beobachter der menschlichen Sitten. Sie schildern die Karaktere der Menschen, und wissen manchmal verborgene Neigungen und Falten des menschlichen Herzens zu entdecken, die dem gründlichsten Weltweisen entwischen. Sie müssen sich aber in ihren Schranken halten. Sobald sie solche verlassen, und mehr als Beobachter, Weltweise werden wollen; so sollte man ihnen das Handwerk legen. Ich halte dafür, es giebt in der Sittenlehre ein Feld, das noch gar nicht angebaut ist. Dieses ist die Theorie der Karaktere. Die gemeinen Sittenlehren enthalten bloß die Beweise, wie sich die Menschen nach den Vorschriften der Vernunft verhalten sollen, wenn es ihnen gegeben wäre, diese Vorschriften in Allem zu befolgen. Sollte es aber nicht möglich sein, aus den Beobachtungen der Geschichtschreiber, der Weltweisen und der theatralischen Dichter, eine allgemeine Theorie zu verfertigen, in welcher man zeigte, was aus einem jeden gegebenen Karakter in diesem oder jenem Falle fließen würde? Theophrast, Bruyere, Montagne, der Zuschauer, und gewissermaßen Rochefaucould unter den Weltweisen, Tacitus, Sallust, Voltaire und andere unter den Geschichtschreibern haben Materialien gesammelt. Die guten theatralischen Dichter müssen einen Vorrath davon gehabt haben; denn sie haben in besondern Fällen ihre Karaktere nach der Natur entworfen. Es muß also gewisse allgemeine Wahrheiten, ein gewisses

System geben, worauf sich alle diese Beobachtungen gründen. Sollte es sich nicht der Mühe verlohnen, dasselbe zu suchen?

Die Schönheitslinie habe ich im Blondel vergebens gesucht. Der Mann bestimmt die Gattung der Linie, nach welcher die Säulen verjüngt werden müssen. Allein die Grade der Krümmung eben dieser Linie hat er nicht festgesetzt, welche bei einer und eben derselben Aequation unendlich verschieden sein können. Seine Erfindung ist dem Baumeister nützlicher, als dem Weltweisen; denn dieser sucht eigentlich die Curvatur der Schönheitslinie.

Dem Prof. Baumgarten habe ich geantwortet, und nach Ihrem Befehl seiner wunderbaren Frage gar nicht erwähnt. Ob er mir wieder antworten wird? —

Leben Sie wohl!

Berlin, den 17. Febr. 1758.

Moses.

N. S. Wenn Sie auf den Sommer gewiß zu uns kommen; so wollte ich zum voraus einen Garten für uns miethen. Sie müssen mir aber versprechen, ihn fleißiger zu besuchen, als Sie den letzten besucht haben.

Ich habe eine Bitte an Sie, liebster Freund! Der Musikus Kirnberger, den Sie auch kennen sollten, und der nach seiner Geschicklichkeit in der Musik ein besseres Schicksal verdient, hat mir aufgetragen, durch Ihre Vermittelung den Herrn Breitkopf zu bewegen, einige von seinen Sachen drucken zu lassen. Hier folgt das Verzeichniß davon. Der Verleger kann davon auslesen, was ihm gefällt, und allenfalls ein oder zwei Stücke zum Ansehen bekommen. Es sind recht schöne Sachen. Er verlangt 12 Exemplare für seine Freunde, und überläßt

es im Uebrigen der Generosität des Verlegers. Wenn auch nur vorerst eine Symphonie zur Probe gedruckt wird. Ich verspreche mir diese Gefälligkeit von Ihnen, liebster Lessing, und verspreche, Sie nicht wieder mit dergleichen Kommissionen zu beschweren. Ich konnte es ihm nicht abschlagen.

In der Rezension von Lichtwehr belieben Sie zu ändern, was Ihnen nicht gefällt. Ich bin kein guter Beurtheiler von Fabeln, und hätte diese Arbeit auch nicht übernommen, wenn mich nicht Herr Nicolai darum ersucht hätte. Sie machen doch in diesem Stücke die Rezension von Gleims Fabeln?

Mendelssohn an Lessing.

Liebster Freund!

Ein guter Buchhalter ist gewiß ein seltenes Geschöpf. Er verdient die größte Belohnung; denn er muß Verstand, Witz und Empfindung ablegen, und ein Klotz werden, um richtig Buch zu führen. Verdient ein solches Opfer zum Besten der Finanzen nicht die größte Belohnung?

Wie ich heute auf diesen Einfall komme, fragen Sie? Sie können es wohl unmöglich errathen, daß mir des Herrn von Kleist neue Gedichte dazu Anlaß gegeben. Ich ließ sie mir des Morgens um 8 Uhr kommen. Ich wollte unserm lieben Nicolai eine unvermuthete Freude damit machen, und sie mit ihm durchlesen. Allein ich ward verhindert — die ungestümen Leute! Was bringt Er, mein Freund? und Sie

Gevatter? und Er, Geselle? Lassen Sie mich heute, ich kann nicht. „Sie haben ja nicht irgend Feiertage?" — Das wohl eigentlich nicht, aber ich bin krank. Es verschlägt Ihnen ja nichts. Kommen Sie morgen wieder. — Diese Leute waren gefällig, allein mein Prinzipal war es nicht. Ich bekam Arbeit bis gegen Mittag. Ich las indessen unter der Arbeit hier und da ein Fleckchen, und da merkte ich es, wie schwer es ist, Empfindung zu haben, und ein Buchhalter zu sein. Ich fing an, in Handlungssachen schön zu denken, und machte in meine Bücher eine von den Schönheiten, die man von einer Ode zu rühmen pflegt. Ich verwünschte meinen Stand, schickte die Gedichte unserm Esquirn, der von seinen Geldern lebt, ha, nicht ohne Neid! und ward verdrießlich.

Die Idyllen sind allerliebst, und das Lied eines Lappländers recht sehr artig. So viel habe ich gelesen. Von dem Trauerspiele will ich noch nicht urtheilen. Indessen verwundere ich mich nun gar nicht mehr, daß Sie sich so lange zu Leipzig aufhalten. Ich will nicht eher hoffen, Sie hier zu sehen, bis der Herr von Kleist ausmarschiren wird.

Ueber Ihren Engländer verwundere ich mich gar nicht. Er scheint die innerlichen Sinne des Hutcheson zu begünstigen. Ueberhaupt philosophiren die Engländer nur bis auf einen gewissen Punkt, bei welchem sie stehen bleiben. Sie scheinen zu stolz zu sein, die Deutschen zu lesen, und zu bequem, selbst in das Innere der Seele zu dringen. Die Franzosen philosophiren mit dem Witze, die Engländer mit der Empfindung, und nur die Deutschen haben kaltes Blut genug, mit dem Verstande zu philosophiren. Sie haben vermuthlich die vermischten Schriften des David Hume gelesen? Ich kann seinetwegen von meiner allgemeinen Regel keine Ausnahme

machen. Nur Locke, Klark und etwa Shaftesbury sind in meinen Augen wahre Weltweise. Die Eintheilung der Leidenschaften in selbsterhaltende und gesellschaftliche ist zu vertheidigen. Wir ergötzen uns sowohl an den Vollkommenheiten anderer Dinge, als an unsern eigenen. Es ist zwar nicht zu leugnen, daß die Erkenntniß der erstern die letzte befördere, und vielleicht uns nur aus diesem Grunde angenehm sei; ja, ich bin deswegen mit dem Beweise von Wolf gar nicht zufrieden, daß er den Grund unserer Pflichten gegen Andere bloß darin sucht, daß wir uns außer dem gesellschaftlichen Leben nicht vollkommen machen können, denn hieraus lassen sich die gesellschaftlichen Neigungen und der dunkle Trieb, Andere mit Vergnügen vollkommener zu sehen, gar nicht erklären. Indessen hat die berühmte Eintheilung ihren guten Grund, in soweit uns die anschauende Erkenntniß einer Vollkommenheit entweder unmittelbar, oder mittelbar vollkommener macht. Aus jener entspringen die Pflichten gegen uns selbst, und wenn die Begierde heftig wird, die Leidenschaften, welche, mit Ihrem Schriftsteller zu reden, auf unsere Selbsterhaltung abzielen. Aus dieser hingegen die Pflichten gegen Gott und unsere Nebenmenschen. Wird die Begierde heftig, so entspringen die Leidenschaften des Wohlwollens, welche nur alsdann gesellschaftliche Neigungen genannt werden können, wenn ihr Gegenstand nicht Gott, sondern unsere Nebenmenschen sind. Sie sind alle Quellen der Schönheit, in so weit alle diese Vollkommenheiten sinnlich erkannt werden können. Sie sind auch alle Quellen des Erhabenen, allein mit einigem Unterschiede. Die Leidenschaften, welche auf unsere Erhaltung abzielen, scheinen nur des Erhabenen von der zwoten Gattung (ich beziehe mich auf meine Gedanken vom Erhabenen in dem letzten Stücke)

fähig zu sein. Man bewundert keinen Menschen, der sich vor Schmerz und Gefahr scheut; aber man bewundert ihn, wenn er sie zum Besten seiner Nebenmenschen nicht achtet. Daher entspringt das Erhabene von der ersten Gattung, wie ich glaube, mehrentheils aus den gesellschaftlichen Leidenschaften. Das von der zwoten Gattung hingegen findet bei allen Arten von Vollkommenheiten Statt. Sie sehen, daß ich beinahe das Gegentheil von Ihrem Engländer behaupte. Vielleicht weil ich seine Gedanken nicht recht begriffen, weil mir noch unbekannt ist, was er unter schön und erhaben verstehe. In diesem Falle fodere ich meinen Zug zurück.

Warum rechnet Ihr Schriftsteller aber bloß Schmerz und Gefahr für die Gegenstände der Selbsterhaltung? Warum nicht auch die Unvollkommenheiten des Geistes, als Unwissenheit, Reue, Einförmigkeit der Beschäftigungen u. s. w.?

Ihr Plan zum Codrus gefällt mir ungleich besser, als der gekrönte. Der Ihrige ist einfältig und zusammenhängend, und der Karakter des Priesters ist vieler einzelnen Schönheiten fähig. Allein von welcher Art soll das Interesse in Ihrem Stücke sein? Mitleiden erregen Sie nicht; Schrecken und Furcht auch nicht sonderlich; also Bewunderung. Diese Leidenschaft aber wird nach Ihrer Anlage dadurch geschwächt, daß wir gleich beim ersten Anfange von dem festen Vorsatze des Codrus, für das Vaterland zu sterben, und von der Unmöglichkeit, das Vaterland auf eine andere Art zu retten, völlig überzeugt sind. Hier ist keine andere Erwartung, keine Ungewißheit, als diese: wie wird Codrus zu seinem Zwecke gelangen? Unsere Bewunderung hat er bereits weg. Sie haben in einem Ihrer Briefe mehr als zu gründlich bewiesen, daß diese Leidenschaft plötzlich entsteht, und von keiner langen

Dauer ist. Wir vereinigen nunmehr unsere Wünsche mit dem Helden, und sind zufrieden, daß sie zuletzt ihre Erfüllung erreichen, ohne sein Schicksal zu beklagen, oder uns sonderlich darüber zu freuen. Beim Cato des Addison sind wir wegen des Schicksals des Helden in völliger Ungewißheit. Er hat noch nichts gewählt, und so sehr wir mit ihm die Schmach der Unterwerfung fürchten; so wünschen wir dennoch, und seine Freunde mit uns, daß er der Nothwendigkeit nachgeben, und den Cäsar für seinen Ueberwinder erkennen möge. Wir hoffen und fürchten immer noch, bis er uns zuletzt gleichsam zu der Höhe erhebt, von welcher er die menschlichen Dinge betrachtet. Wir werden durch die Macht seiner erhabenen Gesinnung gezwungen, das Leben mit ihm gering zu schätzen. Wir trauen uns aber die Standhaftigkeit nicht zu, es so gelassen aufzugeben, und bewundern den großen Mann. Aber in Ihrem Codrus? — Jedoch, ich bin ein voreiliger Schwätzer. Vielleicht dürfte ich an dem Cato eben so viel auszusetzen gefunden haben, wenn mir Addison seinen Plan, wie Sie, in einem flüchtigen Schreiben bekannt gemacht hätte. Wie werde ich mich schämen, wenn Sie, trotz meinem Geschwätze, der Beurtheilung des Herrn Nicolai einen sehr interessanten Plan einverleiben werden.

Apropos, versteht man Sie jezt, warum an das Bildniß des Herrn von Kleist gar nicht zu denken ist? Trotz Ihrer Verschwiegenheit, haben wir doch schon vor einigen Monaten gewußt, daß von diesem Herrn ein Trauerspiel gedruckt werden soll. Es wäre Schade, wenn die Preußen nicht Alles wissen sollten, was die Sachsen unternehmen.

Ich gehe jezt mit einer Materie zu philosophischen Briefen schwanger. Ich kann aber nicht eher erlößt werden, bis

Sie mein Sokrates sind. Wer kann anders, als Sie, von der Geburt urtheilen, ob sie nicht **ridiculus mus** sei?

Leben Sie wohl, mein Werther, und vergessen Sie, in der angenehmen Gesellschaft des liebenswürdigen Mannes, nicht

Berlin, den 27. Febr. 1758. Ihres

Freundes

Moses.

N. S. Ich bitte nochmals für Herrn Kirnberger.

Mendelssohn an Lessing.

Bester Freund!

Ich lebe seit Ihrer Abwesenheit, mitten in dieser großen Stadt, wie in einer Einsiedelei. Herr Nicolai hat seitdem beständig mit der Herrlichkeit seiner Hochzeit zu thun gehabt. Noch hat er Ihren Brief nicht einmal gelesen, denn schicken mochte ich ihn ihm nicht, und ihn zu besuchen, finde ich vor der Hand noch bedenklich, so lange Alles in seinem Hause noch voller Geigen ist. Bedenken Sie, wie wenig er jezt bei sich selber sein muß, da er in der That tausend Kleinigkeiten zu besorgen hat, er, den eine einzige Kleinigkeit schon beinahe alles freundschaftlichen Umganges unfähig macht. — Wir wollen sehen, ob Nicolai, der Ehemann, sich besser wird zu fassen wissen, als Nicolai der Liebhaber; vielleicht hat ihn die Liebe nur so zerstreut. — Was meinen Aufenthalt noch einsamer macht, ist, daß Herr Block, an dessen Gesellschaft ich mich gewöhnt hatte, auf die hohe Schule nach Frankfurt gereiset. Wenn nicht zum Glücke auch Herr Neugebauer verreist wäre, so wäre es gar nicht auszuhalten.

Schreiben Sie mir ja fleißig, mein lieber Freund! damit ich wenigstens des einzigen Vergnügens nicht beraubt werde, das mir noch übrig ist. Melden Sie mir, ob Sie einige Muße haben, oder ob Sie mehr Geschäfte vorgefunden, als man Ihnen vorgestellt hat. Ich besorge das Letztere, und bin um Ihre Zufriedenheit sehr bekümmert. Wen die Liebe zu den Musen so gefesselt hat, wie Sie, der siehet sich nicht, ohne den äußersten Verdruß, auf einmal ihres Umganges beraubt.

Die Briefe über die Literatur hat Herr Nicolai vor seiner Hochzeit einige Wochen unterhalten, um sie mir vielleicht hernach ganz aufzuladen. Er hat Schöpflin von der Erfindung der Buchdruckerei rezensirt, und ich beschäftige mich gegenwärtig mit Flögels Versuch einer Theorie der Erfindungskunst. Sobald ich Herrn Nicolai spreche, werde ich besorgen, daß Ihnen die Briefe wöchentlich überschickt werden. Ich wünsche sehr, daß sie zum neuen Jahre aufhören mögen; denn ich bin zu einförmig, die Leser von verschiedenem Geschmacke zu befriedigen. Doch Herr Nicolai verspricht künftig fleißiger zu sein, und wenn Sie, wie Sie versprechen, auch einige Blätter einschicken, so mögen sie sich noch ein Vierteljahr erhalten, aber länger gewiß nicht.

Mein zweites Schreiben ist, wie Sie sehen, eben so trocken als das erste. Doch in unsern mündlichen Unterredungen ist es jederzeit Ihr Amt gewesen, die nützlicheren Materien auf's Tapet zu bringen, in dem Wettlaufe den ersten Schritt zu thun, und mich zum Nachdenken aufzumuntern. Thun Sie dieses immer auch in unsern schriftlichen Unterhaltungen. Mein Geist ist ohne alle Bewegung, wenn Sie nicht seine Triebfedern aufziehen. Fangen Sie von einer Materie an, von welcher Sie wollen, ich folge Ihnen mit Vergnügen.

Mein Phädon liegt mir immer noch in den Gedanken. Sobald die Briefe aufhören, mir zur Last zu liegen, so werde ich für's erste die zweite Ausgabe meiner kleinen Schriften besorgen, und sodann zur Ausarbeitung dieser Abhandlung schreiten. Leben Sie wohl, mein theuerster und bester Lessing! und schreiben Sie mir, so oft es Ihre Geschäfte zulassen. Ich bin

Berlin, den 19. Dez. 1760.

Ihr
beständiger Freund
Moses.

Ich habe bei Vossen eine Ode von Herrn Ramler gesehen, die seiner Gewohnheit nach sehr viel Schönes enthält. Sie wird vermuthlich in den Zeitungen zu lesen sein.

Mendelssohn an Lessing.

Liebster Freund!

Wenn Sie vom Herrn Nicolai die Briefe bekommen werden; so bitte ich die Rezension der Flögelschen Erfindungskunst mit flüchtigem Auge zu durchlaufen. Ich habe über den Unterschied der Worte Natur, Kunst und Wissenschaft einige Gedanken gewagt, über welche ich Ihr Urtheil erwarte. Sie müssen nunmehr alle Briefe über die Literatur, die nicht ganz leer von neuen Gedanken sind, ansehen, als wenn sie an Sie gerichtet wären. Für meinen Theil kann ich Sie versichern, daß ich weder den eingebildeten Offizier, noch das Publikum in den Gedanken habe, so oft ich nicht bloß abschreibe, sondern selbst zu denken wage. Sie sind der Mann,

den ich anrede, und dessen Urtheile ich meine unreifen Einfälle unterwerfe. Da ich des Glücks beraubt bin, sie mündlich mit Ihnen überlegen zu können; so ist's immer einerlei, ob sie Ihnen gedruckt, oder geschrieben unter die Augen kommen. Taugen sie nichts; so mag die Presse vergebens geseufzt haben. Das deutsche Publikum ist gütig!

Wo bleiben aber die Blätter, die Sie in Ihrem einzigen Schreiben so gewiß versprochen? Doch was kümmern mich die Blätter? Wo bleiben Ihre Briefe, liebster Freund, die ich mit so vielem Verlangen erwarte? In der wüsten Einsamkeit, in welcher ich jezt lebe, sind Ihre freundschaftlichen Briefe der einzige Umgang, nach welchem ich mich sehne, und ohne welchen ich unmöglich zufrieden leben kann. Unsere Korrespondenz wird nur gar zu bald, und wer weiß, auf wie lange? unterbrochen werden. Lassen Sie mich der kurzen Zeit genießen, die uns der wüthende Krieg noch gönnt. Ich weiß, daß Sie an andere Freunde öfter geschrieben haben, und ich bin eitel genug, auf dieselben eifersüchtig zu sein.

Mein letztes Schreiben durch Herrn Ephraim Kuh werden Sie doch wohl erhalten haben? Melden Sie mir doch, unter welcher Adresse Ihnen die Briefe am richtigsten in die Hände kommen. Herr Nicolai wird Ihnen nächstens schreiben. Er verlegt jezt eine kleine Schrift, die den Titel führt: über den Tod für's Vaterland. Der Verfasser ist der Professor Abbt zu Frankfurt, der jezt nach Rinteln berufen worden. Es ist Schade, daß der Mann nicht im Lande bleibt! Der Aufsatz hat mir so wohl gefallen, daß ich mich gewiß zu einem Professor Matheseos dessen nicht versehen hätte. Er gefällt mir besser als Iselin. Herr Baumgarten läßt jezt seine Logik drucken. Block schickt mir so eben die abgedruck-

ten Bogen. Die erste müßige Stunde, die ich habe, soll ihnen gewidmet sein. Ich freue mich, daß der halberstorbene Mann wieder so lebhaft wird.

Das Publikum bestehet noch immer darauf, Voltaire sei der Verfasser des Coffé, so wenig die Anlage des Stücks auch Voltairen ähnlich siehet. Meine Freunde melden mir aus Hamburg, es hätten verschiedene Kaufleute von da nach England geschrieben, und die Urschrift verlangt, man hätte ihnen aber geantwortet, es sei kein englisches unter diesem Namen bekannt. Ist das Stück anders von Voltairen; so muß die Luft der republikanischen Freiheit, die er jezt athmet, seine ganze Denkungsart verändert haben. Beinahe sollte ich dieses nicht für unmöglich achten, denn ich habe gestern seine Ode **sur la presente guerre etc.** gelesen, und ich finde sie zwar sehr witzig, aber gewiß nicht kühner und freimüthiger, als man einem Franzosen zugetrauet hätte. Es sollte mich freuen, wenn Voltaire noch auf der Schwelle des Todes bewiese, daß ein großes Genie nicht alt werden kann, ohne weise zu werden. Was für ein Triumph für die Wissenschaften! — Wenn Sie ja noch an die Briefe über die Literatur denken wollen, so vergessen Sie des seichten Pallisot nicht. Seine Unverschämtheit verdient von Ihrer Feder gezüchtiget zu werden.

Leben Sie wohl, mein bester Freund! Ich habe endlich so viel geschmiert, so viel ich immer an einem Abend hätte plaudern können. Ich bin

Berlin, den 11. Febr. 1761. Ihr

wahrer Freund

Moses.

Mendelssohn an Lessing.

Theuerster Freund!

Ich wünschte, daß Ihre pythagorischen Lehrjahre nun bald vorbei sein möchten, damit man wieder ein vernünftiges Wort mit Ihnen sprechen könnte; oder lassen Sie mir wenigstens durch Herrn Kuh melden, wie lange Sie sich vorgenommen, nicht zu antworten, damit ich nur wenigstens etwas von Ihnen höre. Ich begreife nicht, was Sie so eigensinnig machen kann, Niemandem zu antworten?

Ich habe in Ihrer Abwesenheit an Herrn Prof. L. geschrieben, und ihm mein Vorhaben, den Phädon umzuarbeiten und herauszugeben, bekannt gemacht. Der seltsame Mann! Er hat eine Antwort geschickt, die mich in Verwunderung gesetzt hat. Ich war Willens, Ihnen seinen Brief zu überschicken; da ich aber so wenig Nachricht von Ihnen bekomme, als wenn Sie in einem andern Welttheile wären, so mag es unterbleiben, bis Sie geschrieben haben werden. Herr Nicolai hat Ihnen, wie er sagt, die Briefe zugeschickt. Er hat den Frankfurt'schen Prof. Abbt zum Mitarbeiter angenommen. Derselbe gehet nach Rinteln als Prof. der Philosophie, wird sich aber vorher allhier eine Zeitlang aufhalten, und Briefe schreiben. Er ist der Verfasser des Werkchens vom Tode fürs Vaterland, davon ich Ihnen jüngst geschrieben. Leben Sie wohl, mein liebster Freund.

Berlin, den 18. Febr. 1761.

Moses.

Mendelssohn an Lessing.

Wertheſter Freund!

Vor einigen Tagen reiſte Herr Joel, aus Breslau kommend, hier durch nach Potsdam. „Keinen Brief an mich, mein Herr Joel?“ — Nein! Der Herr Sekretär Leſſing läßt Sie grüßen, er hat einige Tage vor meiner Abreiſe erſt an Sie geſchrieben, ſonſt würde er mir einen Brief mitgegeben haben. „Wiſſen Sie das gewiß, mein lieber Mann?“ Ich glaube es wenigſtens. — Gut, was Herr Sekretär Leſſing ſagt, und der Jude Joel glaubt, **credat Judaeus Apella.** — Derſelbe Mann hat mir noch eine andere Nachricht mitgetheilt, nemlich, daß Sie ſehr zufrieden lebten, und die Muße, die Ihnen Ihre Geſchäfte laſſen, noch immer den Wiſſenſchaften widmeten. Ich will nicht hoffen, daß dieſe eben ſo erlogen ſein ſoll als jene? Doch wenn auch Herr Joel nichts als gelogen hätte; ſo bin ich nichts deſtoweniger

Berlin, den 27. März 1761. Ihr

wahrhaftiger und unveränderlicher

Freund und Diener

Moſes.

Leſſing an Mendelsſohn.

Ach, liebſter Freund, Joel iſt ein Lügner! Ihnen geſtehe ich es am allerungernſten, daß ich bisher nichts weniger als zufrieden geweſen bin. Ich muß es Ihnen aber geſtehen, weil es die einzige Urſache iſt, warum ich ſo lange nicht an Sie geſchrieben habe. Nicht wahr, nur ein einziges Mal habe ich

von hier aus an Sie geschrieben? Wetten Sie kühnlich darauf, daß ich also auch nur ein einziges Mal recht zu mir selbst gekommen bin.

Nein, das hätte ich mir nicht vorgestellt! aus diesem Tone klagen alle Narren. Ich hätte mir es vorstellen sollen und können, daß unbedeutende Beschäftigungen mehr ermüden müßten, als das anstrengendste Studiren; daß in dem Zirkel, in welchen ich mich hineinzaubern lassen, erlogene Vergnügen und Zerstreuungen über Zerstreuungen die stumpf gewordene Seele zerrütten würden; daß —

Ach, bester Freund, Ihr Lessing ist verloren! In Jahr und Tag werden Sie ihn nicht mehr kennen; er sich selbst nicht mehr. O meine Zeit, meine Zeit, mein Alles, was ich habe — sie so, ich weiß nicht was für Absichten aufzuopfern! Hundertmal habe ich schon den Einfall gehabt, mich mit Gewalt aus dieser Verbindung zu reißen. Doch kann man einen unbesonnenen Streich mit dem andern wieder gut machen?

Aber vielleicht habe ich heute nur einen so finstern Tag, an welchem sich mir nichts in seinem wahren Lichte zeigt. Morgen schreibe ich Ihnen vielleicht heiterer. O! schreiben Sie mir doch ja recht oft, aber mehr als bloße Vorwürfe über mein Stillschweigen. Ihre Briefe sind für mich ein wahres Almosen. Und wollen Sie Almosen nur der Vergeltung wegen ertheilen?

Leben Sie wohl, mein liebster Freund. Die erste gute Stunde, die mir mein Mißvergnügen läßt, ist ganz gewiß Ihre. Ich sehe ihr mit alle dem unruhigen Verlangen entgegen, mit welchem ein Schwärmer himmlische Erscheinungen erwartet. Breslau, den 30. März 1761.

Lessing.

Lessing an Mendelssohn.

Breslau, den 17. April 1763.

Liebster Freund!

Auch Herr Kuh reist nach Berlin, und erbittet sich, mir einen Brief an Sie mit zu nehmen. Ich muß dergleichen Gelegenheit nicht aus den Händen lassen. Sie ist selten, und Posten gehen nach Berlin nicht, sind niemals nach Berlin gegangen, weil ich Ihnen ja sonst würde geschrieben haben.

Und was schreibe ich Ihnen jezt? Ich fange mit einer Klage an. Warum erfahre ich so wenig von Ihren Beschäftigungen? Kaum daß Sie mir noch den Anfang jener Abhandlung mitgetheilt haben. Sonst lassen Sie Logiken drucken, Predigten halten, Münzen schlagen — und ich weiß von allem nichts, bis ich es lange hernach durch die dritte, vierte Hand erfahre. Die erste verstehe ich nicht, sie ist hebräisch, und die andere habe ich noch nicht. Aber von der Münze muß ich Ihnen sagen, von der nemlich auf den Frieden mit Rußland. (Ohne Zweifel sollen Sie auf den allgemeinen Frieden auch eine erfinden, und meine Erinnerungen können also immer noch zu einer gelegenen Zeit kommen.) Sie ist ein wenig zu gelehrt. Meine, die ich damals in Gedanken hatte, wäre so gelehrt nicht gewesen. Die eine Seite hätte einen Adler gezeigt, von mehr als einer Natter umschlungen. Unvermögend sich ihrer aller zu entwehren, kömmt ihm aus den Wolken ein Strahl des Jupiters zu Hülfe, der die gewaltigste ihm von der Brust schlägt, mit der Ueberschrift: **Nodus vindice dignus.** Auf der andern Seite hätte man um das Brustbild des Kaisers gelesen: **Deus ex machina.** Denn was war

der unglückliche Mann anders, als ein armseliger Tritagonist, auserſehen, in der Larve eines Gottes den ungeſchickten Knoten eines blutigen Schauſpiels zu zerſchneiden? Er ſpielt ſeine Rolle ſo ſo, und fährt wieder hinter die Scene und iſt vergeſſen.

Wenn ich endlich einmal Zeit bekomme, liebſter Freund, Ihnen meine Anmerkungen über Ihre philoſophiſchen Schriften mitzutheilen, ſo können Sie leicht glauben, daß ich mich auch des ſeltſamen Menſchen darin annehmen werde. Ich habe eine Menge Sophiſtereien über das Spiel auszukramen. Das fehlte noch, werden Sie ſagen. Allerdings; denn das Pharao für ſich iſt ſo gedankenlos, daß man ſich doch mit etwas dabei beſchäftigen muß. Unter andern bin ich dahinter gekommen —

Aber laſſen Sie mich nicht vom Spiele, ſondern von Spinoza noch ein Paar Worte mit Ihnen plaudern. Ich muß Ihnen geſtehen, daß ich mit Ihrem erſten Geſpräche ſeit einiger Zeit nicht mehr ſo recht zufrieden bin. Ich glaube, Sie waren damals, als Sie es ſchrieben, auch ein kleiner Sophiſt, und ich muß mich wundern, daß ſich noch Niemand Leibnitzens gegen Sie angenommen hat. Sagen Sie mir, wenn Spinoza ausdrücklich behauptet, daß Leib und Seele eines und eben daſſelbe einzelne Ding ſind, welches man ſich nur bloß bald unter der Eigenſchaft des Denkens, bald unter der Ausdehnung vorſtelle, (Sittenlehre Th. II. §. 126) was für eine Harmonie Ihnen dabei hat einfallen können? Die größte, wird man ſagen, welche nur ſein kann; nemlich die, welche das Ding mit ſich ſelbſt hat. Aber heißt das nicht mit Worten ſpielen? Die Harmonie, welche das Ding mit ſich ſelbſt hat! Leibnitz will durch ſeine Harmonie das Räthſel der

Vereinigung zweier so verschiedener Wesen, als Leib und Seele sind, auflösen. Spinoza hingegen sieht nichts Verschiedenes, sieht also keine Vereinigung, sieht kein Räthsel, das aufzulösen wäre.

Die Seele, sagt Spinoza an einem andern Orte, (Th. II. §. 163.) ist mit dem Leibe auf eben die Art vereinigt, als der Begriff der Seele von sich selbst mit der Seele vereinigt ist. Nun gehört der Begriff, den die Seele von sich selbst hat, mit zu dem Wesen der Seele, und keines läßt sich ohne das andere gedenken. Also auch der Leib läßt sich ohne die Seele nicht gedenken, und nur dadurch, daß sich keines ohne das andere denken läßt, dadurch, daß beide eben dasselbe einzelne Ding sind, sind sie, nach Spinozens Meinung, mit einander vereinigt.

Es ist wahr, Spinoza lehrt, die Ordnung der Verknüpfung der Begriffe sei mit der Ordnung der Verknüpfung der Dinge einerlei. Und was er in diesen Worten bloß von dem einzigen selbstständigen Wesen behauptet, bejahet er anderwärts, und noch ausdrücklicher, insbesondere von der Seele. (Th. V. §. 581.) So wie die Gedanken und Begriffe der Dinge in der Seele geordnet und unter einander verknüpft sind, eben so sind auch auf's genaueste die Beschaffenheiten des Leibes oder die Bilder der Dinge in dem Leibe geordnet und unter einander verknüpft. —

Es ist wahr, so drückt sich Spinoza aus, und vollkommen so kann sich auch Leibnitz ausdrücken. Aber wenn beide sodann einerlei Worte brauchen, werden sie auch einerlei Begriffe damit verbinden? Unmöglich. Spinoza denkt dabei weiter nichts, als daß Alles, was aus der Natur Gottes, und der zufolge, aus der Natur eines einzelnen Dinges, for-

maliter folge, in selbiger auch objective, nach eben der Ordnung und Verbindung, erfolgen muß. Nach ihm stimmt die Folge und Verbindung der Begriffe in der Seele bloß deswegen mit der Folge und Verbindung der Veränderungen des Körpers überein, weil der Körper der Gegenstand der Seele ist; weil die Seele nichts als der sich denkende Körper, und der Körper nichts als die sich ausdehnende Seele ist. Aber Leibnitz? —

Ich werde abgehalten, weiter zu schreiben. Und nun wollte ich, daß ich gar nicht geschrieben hätte! Noch ist es auch nicht viel mehr als gar nichts. — Leben Sie wohl, liebster Freund, leben Sie wohl!

Lessing.

Mendelssohn an Lessing.

Theuerster Freund!

Herr Levi hat mir Ihr Schreiben, mein Manuskript und 7 englische Bücher richtig überbracht. Sie urtheilen von meiner Abhandlung wie ein Bruder in Leibnitz. Die Akademie wird vermuthlich anderer Meinung sein. Indessen habe ich mein Loos immer eingelegt: Junge, sei nicht toll u. s. w.

Die Fortsetzung erfolgt hiebei, aber nur bis zu Ende des dritten Abschnittes. Von dem vierten Abschnitte, der die Sittenlehre angeht, habe ich keine Abschrift in Händen. Dieser ist auch, nach meinem eigenen Geständnisse, nicht wichtig genug, daß Sie die Zeit damit verderben. Ich habe ihn in den ersten Flitterwochen nach meiner Hochzeit verfertigt, unter tausend Zerstreuungen, die mich nie zu mir selber kommen ließen.

Und leider! diese Zerstreuungen dauern zum Theil noch immer fort. Ich habe zwar nach meiner Denkungsart glücklich geheirathet. Ueber meine Umstände habe ich Gott Lob! auch nicht zu klagen. Aber die Geschäfte! die lästigen Geschäfte! Sie drücken mich zu Boden, und verzehren die Kräfte meiner besten Jahre. Wie ein Lastesel schleiche ich mit beschwertem Rücken meine Lebenszeit hindurch, und zum Unglück sagt mir die Eigenliebe oft in's Ohr, daß mich die Natur vielleicht zum Paradepferde geschaffen hat. Was ist zu thun, mein lieber Freund? Wir wollen uns einander bedauern und zufrieden sein; so lange die Liebe zu den Wissenschaften bei uns nicht erkaltet, haben wir noch eine gute Hoffnung. Eilen Sie nur bald in meine Arme, Freund! Ihr Umgang allein kann mir das verlorene Feuer wiedergeben, das meiner Bestimmung würdig ist. Sie glauben es nicht, wie unschmackhaft mir aller Umgang geworden, seitdem ich den Ihrigen entbehren muß.

Tristram Shandy ist ein meisterhaftes Original. Vor der Hand habe ich zwar nicht mehr als die beiden ersten Bändchen gelesen. Anfangs machte mich das Buch ungemein verdrießlich. Ich schwärmte von Digression zu Digression, ohne die rechte Laune des Verfassers zu saisiren. Ich hielt ihn für einen Mann, wie unsern Liscov, an dem ich, wie Sie wissen, keinen sonderlichen Geschmack finde; und gleichwohl gefällt das Buch Lessingen. Des Pfarrers Reitpferd erregte zuerst meine Neugierde. Endlich folgte Vetter Tobias, Korporal Trim und Doctor Slop, die vortreffliche Predigt über das Gewissen. Da bat ich um Verzeihung.

Als mir Shandy noch nicht gefiel, legte ich ihn aus der Hand und las den philos. *αυτοδιδακτον*. Denn ich habe des Büchleins noch nicht habhaft werden können, so sehr ich

mich darum bemühet. Ich bin Ihnen sehr für die Mittheilung dieses Werkchens verbunden, mein Freund. Es war mir überaus angenehm, die Denkungsart und das ganze System unserer hebräischen Weltweisen in diesem Araber wiederzufinden. O! was für Schritte hat die Weltweisheit seit der Zeit des Verfassers gethan! Nichts als die Lehre von Gott war zu seiner Zeit gebildet. Seine Begriffe von der Welt, von der Seele, und seine ganze Moral sind höchst elend. Jedoch die Zeit kann unmöglich an dieser Unwissenheit Schuld sein; denn Plato und Aristoteles hatten schon weit geläutertere Begriffe. Vielleicht die Religion — Sie wissen, was diese für Wirkungen hervorbringt, wenn sie enthusiastisch wird. Wenn man mit dem Kopfe so lange der Sonne nachahmet, bis man den Schwindel bekömmt, so ist er eben nicht sehr zur Philosophie aufgelegt.

So weit liegt der Brief schon seit acht Tagen fertig, und die Zeit hat es nicht zulassen wollen, ihn eher zu endigen. Ich habe unterdessen den dritten und vierten Band von Tristram Shandy gelesen. Er ist nicht nur ein größerer Maler als Voltaire, sondern seine Fabel hat das vorzügliche Verdienst vor dem **Candide** voraus, daß sie sittlich gut ist. Ich bin sonst kein Freund vom Burlesken, aber ich weiß auch wenig Beispiele, wo das Burleske so unterrichtend gewesen wäre, wo die Karrikaturen so wahr, die Sitten nebst ihrem Possierlichen so edel — doch Sie erlassen es mir eben sowohl gern, Ihnen meine Lektion aufzusagen.

Ich komme zu Ihrem zweiten Schreiben durch Herrn Kuh. Was? Logiken, Predigten und Entwürfe und Schaumünzen hätte ich Ihnen schicken sollen? Meine Logik habe ich, wie Sie Ihre Kleinigkeiten, Jemandem geschenkt, der die

Schande auf sich genommen hat, sie unter seinem Namen bekannt zu machen. Wie ich in den Schafstall hineingekommen sein mag, weiß ich selbst nicht mehr. Indessen habe ich doch eine Predigt zur Welt gebracht, über welche Doctor Slop wohl hätte einschlafen, und Vetter Toby sein **lillabulero** noch zweimal so laut pfeifen mögen. — Die Münze ist, wie Sie bemerken, freilich zu gelehrt. Aber ich wollte Montfaucon, Spanheim, Ebermayer und Addison **on medals** nicht vergebens gelesen haben. Wenigstens wollte ich mir die Miene geben, als wenn ich wirklich gelesen, und nicht, wie ich gethan, mir die Kupferchen betrachtet hätte. Dieser Kunstgriff, Gelehrsamkeit zu lügen, war fein genug, Herrn E. — und Konsorten anzuführen, aber einen Lessing? —

Ihr Projekt zur Schaumünze ist wahrer, aber so poetisch nicht. Sie wissen, was Waller dem Könige von England Karl **II.** geantwortet. — Die Wahrheit sitzt heutiges Tages, wie der Bettler Ulysses, vor der Thüre, und die Schlemmer werfen ihr die Knochen vor den Kopf, daß ihr die Sinne vergehen.

Sie wollen sich des seltsamen Menschen annehmen? Mein Freund! Ich verspreche Ihrer Vertheidigung wenig Glück. Er kann unmöglich über das Spiel nachgedacht haben, sonst wäre ihm gewiß die wichtigste Betrachtung nicht entgangen, die man über das Spiel zu machen hat. Diese — daß man gar nicht spielen müsse. In meinen Augen hat es nicht einmal das leidige Verdienst, die Zeit zu verkürzen. Ich spiele niemals gern, wenn ich zu viel, aber fast allemal, wenn ich zu wenig Zeit habe. Und ich glaube, daß Ihnen so wenig als mir die müßigen Stunden zur Last werden können. — Genug vom Spiele! Wir wollten ja von Spinoza plaudern!

Spinoza behauptet, daß Leib und Seele verschiedene Modifikationen einer und eben derselben Substanz sind. Wohl zu verstehen, daß er mit dem Worte Substanz eine ganz andere Idee verbindet, als wir damit zu verbinden pflegen; denn ihm ist die nothwendige Substanz auch die einzige. Hingegen leugnet Spinoza keineswegs, daß Ausdehnung und Denken zwei verschiedene **attributa** sind, und daß ein jedes **attributum** für sich selbst muß begriffen werden, ohne den Begriff eines andern **attributi** zu involviren. **(P. 2. prop. 6.)** Es folgt hieraus, und mich dünkt, daß Spinoza dieses irgendwo ausdrücklich behauptet, daß sich keine Bewegung durch das Denken, und wiederum kein Denken durch die Bewegung begreifen lasse, sondern die Begriffe folgen aus Begriffen, und die Bewegungen aus Bewegungen, doch so, daß sie harmoniren, d. h. in der Sprache des Spinoza, daß die Begriffe **per modum cogitationis** allezeit eben dasselbe ausdrücken, was die Bewegungen **per modum extensionis** ausdrücken.

Wenn also Spinoza gleich Leib und Seele für dieselbe Substanz, dasselbe Individuum hält, so hält er sie gleichwohl nicht für dasselbe Ding, sondern, wie gesagt, für ganz verschiedene **attributa**, zwischen welchen gar wohl eine Harmonie Statt findet. Die Schwere und die Ausdehnung, die Geschwindigkeit und Richtung, sind gleichfalls **attributa** eben derselben Substanz, aber sie sind nicht eben dasselbe Ding, und es läßt sich gar wohl eine Harmonie zwischen denselben gedenken.

Der Satz, den Sie aus dem Spinoza (Thl. II. §. 163.) anführen, ist vermuthlich die **XXI. Prop.**, denn in der Ausgabe, die ich besitze, sind keine §. bezeichnet. Allhier sagt Spinoza: **Haec mentis idea eodem modo unita est menti, ac ipsa mens unita est corpori.** Die Worte **haec mentis**

idea müssen nicht durch den Begriff der Seele von sich selber verdeutscht werden, denn sie beziehen sich auf die XX. Prop. und Spinoza verstehet darunter: **mentis humanae idea, sive cognitio, quae est in Deo.** Es ist wahr, **mens humana** ist nach seiner Meinung **pars intellectus divini**, allein in dem wahren Sinne des Spinoza müssen demungeachtet **cognitio mentis humanae, quae est in Deo**, und **cognitio mentis sui ipsius** wohl unterschieden werden, in so weit jene Gott, der unsere Seele nebst anderen einzelnen Dingen zugleich, diese aber Gott, in so weit er nur, was in unserm Körper vorgeht, wahrnimmt, und also Gott in ganz verschiedenen Betrachtungen angehen.

Ueberhaupt, dünkt mich, kommt es hier nicht auf diesen oder jenen Ausdruck an, dessen sich Spinoza bedienet, auch darauf nicht, ob er mehr als eine Substanz zugegeben oder nicht. Die Hauptfrage ist, ob Spinoza folgende Sätze, in welchen, meines Erachtens, das Wesen der Harmonie liegt, gelehrt habe?

1) Daß Bewegung und Denken von einander unterschieden sind.
2) Daß **cognitio** niemals **causa efficiens mutationis extensi**, so wenig als **extensio causa mutationis cogitationis** sein könne.
3) Daß vielmehr allezeit **cogitatio ex cogitatione** und **motus ex motu** folge.
4) Doch so, daß **series motuum et cogitationum** mit einander harmoniren.

Dieses sind, meines Erachtens, die wesentlichen Sätze der vorherbestimmten Harmonie, und diese hat Spinoza ja vor dem Leibnitz behauptet. Freilich machte sie jener Weltweise

seinem übrigen Systeme so angemessen, als möglich, und so oft Sie ihn auf seinem **Hobby Horse** antreffen, muß er Ihnen ganz querfeld zu gallopiren scheinen. Wenn wir aber die Meinungen verschiedener Weltweisen mit einander vergleichen wollen, so müssen wir mehr auf die Sätze, als auf ihre systematische Einkleidung sehen.

Dieser Satz: die Ordnung und Verbindung der Begriffe ist mit der Ordnung und Verbindung der Dinge einerlei, — dieser Satz, den Sie nach dem Sinne des Spinoza vortrefflich auseinandergesetzt haben, wird vielleicht in dem Leibnitzischen Systeme anders demonstrirt, als nach dem Spinoza. Hat aber der Satz an und für sich selbst etwa beim Spinoza eine andere Bedeutung, als beim Leibnitz? Erklärt er die Worte anders? Versteht er etwa unter Dinge, Begriffe und Ordnung etwas anderes, als Jedermann darunter versteht? Keinesweges. Der Sinn des Satzes ist vollkommen Leibnitzisch. Die Begriffe folgen nach ihrer Ordnung. Die Wirkungen und Ursachen folgen auf einander nach ihrer Ordnung, und weil jene diese zum Objekt haben, so kommen diese Ordnungen überein. Laß es sein, daß Spinoza die Einheit der Substanz mit in den Beweis bringt, dieses verändert das zu Erweisende nicht. Sobald Spinoza sagt: die Bewegungen folgen nach einer gewissen Ordnung aus Bewegungen, die Begriffe folgen nach einer gewissen Ordnung aus Begriffen, und diese zwo Ordnungen harmoniren, so läßt sich meine Sophisterei rechtfertigen.

Sie sagen: „Nach Spinoza stimmt die Folge und „Verbindung der Begriffe in der Seele bloß deswegen mit „der Folge der Veränderungen des Körpers überein, weil der „Körper der Gegenstand der Seele ist, weil die Seele nichts,

„als der sich denkende Körper, und der Körper nichts, als „die sich ausbreitende Seele ist.“ Aber Leibnitz! setzen Sie, nebst einem — hinzu, und Sie wurden abgehalten, dieses — zu erklären. Ich muß Ihnen gestehen, daß mir Leibnitz von diesen Gedanken nicht sehr entfernt scheint. Nach ihm sind die Begriffe und Vorstellungen nichts anderes, als Veränderungen der einfachen Dinge, so wie sie sind, und die Bewegungen nichts anderes, als Veränderungen der einfachen Dinge, so wie sie scheinen, betrachtet. Die nemlichen Modifikationen der einfachen Dinge machen, als Realitäten betrachtet, das Denken, als Phänomena hingegen betrachtet, Ausdehnung und Bewegung aus. Da nun die Seele sich die Welt, (alle Veränderungen, die in den einfachen Dingen vorgehen,) nach der Lage ihres Körpers in demselben vorstellet, (das heißt beim Spinoza, da der Körper das Objekt der Seele ist, und da der Körper selbst nichts anderes ist, als der Inbegriff der Veränderungen, die in gewissen einfachen Dingen vorgehen, und die ich als Erscheinungen wahrnehme; so muß freilich die Reihe der Erscheinungen mit der Reihe der Realitäten, das heißt, die Bewegungen des Leibes mit den Begriffen der Seele harmoniren. —

Halten Sie mir meine confuse Schreibart zu gute, mein Freund! Ich schreibe halb schlafend, weil ich den Brief nicht gern länger daliegen lassen, und morgen nicht Zeit haben möchte.

Leben Sie wohl, mein theuerster, bester Freund! Ich bin u. s. w.

Mendelssohn an Lessing.

Berlin, den 1. Aug. 1763.

Bester Freund!

Da sehen Sie, ob der böse Feind nicht sein Spiel hat? Wie lange sehnen wir uns nach einer mündlichen Unterredung? Was haben Sie sich's im vorigen Frühjahr für Geld wollen kosten lassen, mich zu umarmen! In der That, der Verfasser der Anmerkungen hat Recht! Der S. muß mir eingegeben haben, mich eben auf dem Lande zu ennuyiren, da zu Hause ein so lange erwünschtes Vergnügen auf mich wartete. Jedoch, wenn es wahr ist, was mir gute Freunde erzählt haben, daß Sie vorigen Donnerstag noch zu Berlin gewesen sind, so sind Sie weit ärger, als der S. und seine Geschichtschreiber, der Verf. der Anmerkungen und Herausgeber des politischen Drama's, Julius Cäsar, das der T. durch seinen Hokus Pokus zum Trauerspiele gemacht hat. Ich war die Mittwoche ganz früh schon wieder in der Stadt, und hätte gar wohl das Vergnügen, meinen besten, meinen würdigsten Freund zu umarmen, genießen können. Man sagt, daß Sie nicht zu Potsdam bleiben, sondern mit dem Hrn. G. nach Breslau zurückgehen werden. Und Sie könnten wieder nach Breslau reisen, ohne mich zu sehen? Unmöglich! Wissen Sie auch, daß Herr Ramler in Zeit von 14 Tagen wieder hieher eilen wird, um Sie zu sehen? — Dieses meldet er mir in einem Schreiben vom 28sten vorigen Monats, in welchem er Ihnen, in der Einbildung, Sie wären hier zu Berlin, sein Bewillkommungs-Kompliment macht. Nein, der G. mag wollen oder nicht, Sie müssen noch vor Ihrer Abreise nach Berlin, oder

wenn dieses ja unmöglich sein sollte, so melden Sie mir wenigstens, wie lange Sie zu Potsdam bleiben werden, damit ich zu Ihnen kommen könne. Die Frau, welche Ihnen diesen Brief bringt, soll die Antwort abholen. Sie kömmt wöchentlich zweimal nach Berlin.

Leben Sie wohl, mein liebster Lessing! Ich bin unveränderlich

Ihr

aufrichtiger Freund

Moses Mendelssohn.

Lessing an Mendelssohn.

Hamburg, den 5. Nov. 1768.

Bester Freund!

Fehler, die zur Natur geworden, entschuldigt Niemand, verlangt auch Niemand entschuldigt zu hören. Ich thue also, als ob dieses nichts weniger, als der erste Brief wäre, den ich aus Hamburg an Sie schreibe. Sie werden von Nicolai erfahren haben, was ich Willens bin. Ich hoffe, Ihren Beifall zu haben. Wenigstens bin ich gewiß, daß er mir nicht entstehen würde, wenn ich Ihnen alle meine Bewegungsgründe mittheilen könnte und wollte. Ob ich hier oder da bin, daran ist so Wenigen so wenig gelegen, — — und mir am allerwenigsten! Das Halbdutzend Freunde, das ich ungern verlasse, hoffe ich auch in der Ferne zu behalten und zu nutzen.

Ich will jezt schon anfangen, Sie aus der Ferne besser zu benutzen, liebster Freund. — Herr Eberhard hat mir gesagt, daß Sie mit meiner Erklärung des Schreckens bei Aristoteles nicht zufrieden wären. — Ich fürchte, Sie wer-

den mit mehr Dingen nicht zufrieden sein, die ich so hingeschrieben habe, ohne Sie zu Rathe zu ziehen. — Er fügte hinzu, daß Sie auch etwas darüber aufgesetzt hätten. Schicken Sie mir das doch ja. Ich gehe in allem Ernst mit einem neuen Kommentar über die Dichtkunst des Aristoteles, wenigstens desjenigen Theils, der die Tragödie angeht, schwanger.

Ich sage Ihnen dieses auch darum, daß Sie nicht glauben, daß ich mich auf's künftige lediglich unter den Alterthümern vergraben will. Ich schätze das Studium derselben gerade so viel, als es werth ist: ein Steckenpferd mehr, sich die Reise des Lebens zu verkürzen. Mit allen zu unserer wahren Besserung wesentlichen Studien ist man so bald fertig, daß einem Zeit und Weile lang wird.

Leben Sie wohl, bester Freund. Wenn ich mehr schreiben wollte, könnte Herr Eberhard den Brief nicht mitbekommen, und wenn er ihn nicht mitbekäme, bekämen Sie ihn auch wohl gar nicht. Ihr

ergebenster

Lessing.

Mendelssohn an Lessing.

Theuerster Freund!

Herr Eberhard muß mich unrecht verstanden haben. Wider Ihre Erklärung des Aristoteles habe ich so wenig, daß ich vielmehr vollkommen damit zufrieden bin. Wenn er durch Furcht, die Rücksicht auf unser Selbst, und durch Mitleiden, die Sympathie für Andere verstanden haben kann, so fällt ein großer Theil der Schwierigkeiten weg, die man bei dieser Stelle

sich zu machen pflegt. Ueber die Reinigung dieser Leidenschaften, oder die Befreiung von denselben, die nach den Griechen der sittliche Endzweck des Trauerspiels sein soll, haben Sie sich, so viel ich mich hier in meiner Schreibstube, ohne Ihre Dramaturgie nachschlagen zu können, erinnere, noch nicht erklärt.

Dieses aber möchte ich von Ihnen wissen, ob Sie diese Furcht des Aristoteles für wahr, für Natur und Erfahrung gemäß halten? Nichts würde, meines Erachtens, das Spiel der Illusion so sehr verderben, als diese Rücksicht auf unsere eigene theure Person. Nach geendigtem Trauerspiele vielleicht, wenn die Täuschung aufgehört hat, macht die Vernunft zuweilen diese fromme Nutzanwendung; aber in der Hitze des Affekts folgen wir dem Verlangen unserer Einbildungskraft, vergessen, wer, was und wo wir sind, was für Angelegenheiten wir haben, und was für Begegnisse uns angenehm oder unangenehm sein dürften. Die Wirkungen dieser glücklichen Täuschung haben Sie, wie ich mich gar deutlich erinnere, in Ihrer Dramaturgie so vortrefflich auseinandergesetzt, daß ich mich schäme, Ihnen so lange davon vorgeschwatzt zu haben.

Eine gewisse Rücksicht auf uns findet bei der Rührung Statt, die von der vorigen sehr unterschieden ist, und wie mich dünkt, von verschiedenen Beobachtern mit jener verwechselt worden ist. Ich meine die dunkle Erinnerung, daß wir ein ähnliches Unglück wirklich erlitten, oder wenigstens befürchtet haben. Diese befördert vielmehr die Täuschung, indem sie dem mitleidigen Gefühle mehr Leben und Nachdruck giebt. Der Zuschauer kann die inneren Regungen des Herzens nicht

sehen, sondern er muß sie aus äußerlichen Zeichen schließen. Je fester die Zeichen mit den Regungen durch die Association der Begriffe verknüpft sind, desto lebhafter, feuriger und anschauender wird die sympathetische Regung, die den Zeichen entspricht. Niemals aber können die Zeichen eine so lebhafte Wirkung thun, als wenn wir die bezeichnete Sache selbst gefühlt, in unserm Innersten gefühlt haben, wenn wir uns noch wohl erinnern, wie einem Menschen zu Muthe ist, der dieses oder jenes in seinem Herzen fühlte. Diese Art von Rücksicht auf unsere Person gehört also zu den sympathetischen, nicht zu den selbstsüchtigen Empfindungen. Warum sympathisiren die Thiere nur mit dem Geschrei der Thiere, die von ihrer Art sind? fragt Abbt in seinem Verdienst; warum fühlt der Hund mehr Unruhe, wenn er einen Hund heulen, als wenn er ein Kind weinen hört? — Ich glaube, die Ursache sei, weil ein jedes Thier keine andern Empfindungen anschauend kennt, als die es selbst gehabt, und die es auf eine ähnliche Weise mit seiner Art durch diese oder jene Zeichen zu äußern pflegt. Der Mensch z. E. hat nur einen sehr schwachen, allgemeinen und unbestimmten Begriff von Schmerz, Unruhe, Leiden, u. s. w. wenn er ein Thier winseln hört; aber das Weinen eines Menschen erregt selbstgefühlte, folglich anschauende Begriffe von Leiden, die ungleich wirksamer sein müssen, und mit den Thieren verhält es sich nicht anders.

Jener Schauspieler, der die Urne seines Sohnes umfaßte, um den Tod des Orestes, im Namen seiner Schwester, mit mehr Eingeweide beweinen zu können, hat die Absicht nicht gehabt, seine wahre Person an die Stelle der nachzuahmenden zu setzen, sondern den Schmerz über den Tod eines geliebten Gegenstandes anschauender und lebhafter zu machen.

Ich umarme Sie, mein lieber Freund, wünsche Ihnen eine glückliche Reise, und bitte, mich nicht ganz zu vergessen, wo Sie auch sein mögen. Ich bin

Ihr wahrer Freund

Moses Mendelssohn.

Mendelssohn an Lessing.

Bester Freund!

Ich habe Ihnen versprochen, den Ferguson durch Herrn G. zu schicken. Nicht wahr? Allein dieser G. und dieser J., deren Freundschaft gegen mich anfangs so feurig, so lebhaft war, daß ich glaubte, sie könnten nicht 24 Stunden ohne mich vergnügt sein, eben diese Leute haben mich am Ende nicht mehr gesehen, und sind abgereiset, ohne mich es wissen zu lassen. Ich muß es in der That womit verdorben haben. Vielleicht, daß ich mich der Sache der Kunstrichter zu sehr annahm; denn diese sind jezt der Gegenstand ihrer üblen Laune. Indessen kannte ich diese Leute allzu gut, und sah bei der lichtesten Flamme den Rauch mit ziemlicher Gewißheit vorher. Jezt muß ich Ihnen schon die Bücher mit der Post schicken. Das eine ist ein Buch, dafür Herr Abraham eines von Ihren doppelten Exemplaren des Diophants eintauschen will, wenn auch der Hermal nicht dabei ist. Sie dürfen es ihm nur mit der Post zuschicken; denn er ist so begierig, daß er keine Nacht mehr ruhig schlafen kann, bis er seinen Diophant in seinen eigenen Händen hat. Leben Sie wohl!

Moses Mendelssohn.

N. S. Die Briefe des Bonnet bitte ich mir wieder aus. Haben Sie in der Jenaischen Zeitung gelesen, was Herr Lavater in seinem Reisebuche von mir aufgezeichnet, und im Consistorio zu Zürich vorgelesen hat? Ich habe ihm darüber geschrieben, und erwarte seine Antwort; denn schweigen dürfte ich dazu vielleicht nicht, und was ich sagen werde, wird sowohl ihm als mir Verdruß machen.

Mendelssohn an Lessing.

Berlin, den 29. Nov. 1770.

Theuerster Freund!

Hiebei erhalten Sie den Ferguson, der Ihnen gewiß viel Vergnügen machen wird. Den John Buncle hat unser Nicolai zu Leipzig in den Händen des Prof. Garve gelassen, ich habe ihm aber gesagt, daß er darum schreiben möchte. Ihr Manuskript, mein lieber Freund, schicke ich Ihnen noch nicht zurück, ich habe noch die Zeit nicht gehabt, es mit kritischen Augen durchzulesen. Es scheint mir, als wenn der Verf. zuweilen unbillig wäre. Er ist eben so sehr wider gewisse Karaktere eingenommen, als Andere für dieselben eingenommen sind. Er leitet Alles aus bösen, grausamen, menschenfeindlichen Absichten her, da doch der Anführer einer Räuberbande selbst gute Absichten wenigstens mit bösen verbinden muß. Wenn Alles menschlich zugegangen sein soll, so müssen wir auch den Menschen nehmen, wie er in jenen Zeiten, nach den damals so sehr eingeschränkten Einsichten von Völkerrecht, allgemeiner Gerechtigkeit und Liebe zu dem menschlichen Geschlechte hat sein können. In diesem Gesichtspunkte

werden uns die Dinge ganz anders erscheinen, als sie Ihr Ungenannter vorstellt. Wir sollten uns der Neigung nicht überlassen, gewisse Dinge zu sehr herunter zu setzen, weil sie Andere zu sehr erhoben haben; denn dadurch bringen wir nur die Schalen in ein beständiges Schwanken, und niemals ins Gleichgewicht. In Holland streiten sie jezt so über den Karakter des Sokrates. Die Waisenhäusler, Hofstädte und seine Klike setzen den armen Griechen zu den ärgsten Schandbuben herunter. Ihre Widersacher wollen ihm nicht die geringste menschliche Schwachheit zuschreiben lassen. Beide Partheien haben den Kopf voll von göttlichen Personen, Männern Gottes und Heiligen, die sie zum Maßstabe nehmen, und was diesem Ideale nicht gleich kommt, scheint ihnen Koth, den sie mit Füßen treten können. Den Menschen als Menschen zu betrachten, ihn nach den Sitten, Gewohnheiten und Kenntnissen seiner Zeit und in Vergleichung mit seinen Nebenmenschen zu beurtheilen, dazu muß man weder Vorurtheile haben, noch sich aus Abscheu gegen Vorurtheile zur Unbilligkeit verleiten lassen, dazu muß man das Maß der menschlichen Kräfte kennen, und keine Phantome im Kopfe haben, die uns schwindlich machen. Indessen ist das Manuskript in aller Betrachtung sehr wichtig, und allein schon eine Reise von 30 Meilen werth, wenn ich auch sonst nicht Ursache hätte, an die kurze Zeit, die ich zu Braunschweig und Wolfenbüttel zugebracht, mit so vielem Vergnügen zurück zu denken.

Ich bekomme so eben einen Besuch von Hrn. G., der mit Hrn. J. hier ist; ich höre, daß er künftige Woche wieder abreiset, und kann ihm also den Ferguson mitgeben, um Ihnen Kosten zu ersparen. Dieser Brief mag also mit der Post vorausgehen.

Wenn Sie mir antworten, so melden Sie mir doch, ob die bewußte Person noch ferner in Sie gedrungen, ihr das Manuskript sehen zu lassen, oder ob der Eifer nur ein so kurzer Uebergang gewesen. *)

Leben Sie wohl, mein Freund, und lieben Sie

Ihren

Moses Mendelssohn.

Lessing an Mendelssohn.

Wolfenbüttel, den 9. Jan. 1771.

Bester Freund!

Ich komme von Braunschweig, wo ich vierzehn Tage gewesen bin; und ich habe nun einmal das Unglück, daß ich da auch nicht eine Feder anzusetzen im Stande bin, sonst würde ich Ihnen gewiß schon eher geschrieben haben.

Ich sahe, zufolge Ihres ersten Briefes, alle Stunden nach dem Ferguson aus, und war ärgerlich, daß Berlin und G. mit seinem J. einander so lange gefielen. Denn daß sie abgereist sein sollten, ohne weiter an das Buch und an Sie zu denken, das hätte ich mir doch kaum träumen lassen, so ähnlich es schon diesen Leuten im Grunde sieht. Ich habe angemerkt, daß ein alter witziger Kopf und eine alte Jungfer die zwei wunderlichsten Geschöpfe in der Welt sind; und wenn ich nicht bedächte, an wen ich schreibe, so hätte ich eben Lust, diese Gleichheit in einem schönen Epigramm auszuführen, unbekümmert, auch selbst darüber für einen alten witzigen Kopf gehalten zu werden.

---

*) Das hier gedachte Manuskript ist das, woraus Lessing die Fragmente nahm. D. H.

Mit dem Ferguſon will ich mir nun ein eigentliches Studium machen. Ich ſehe ſchon aus dem vorgeſetzten Inhalte, daß es ein Buch iſt, wie mir hier gefehlt hat, wo ich größtentheils nur ſolche Bücher habe, die über lang oder kurz den Verſtand, ſo wie die Zeit, tödten. Wenn man lange nicht denkt, ſo kann man am Ende nicht mehr denken. Iſt es aber auch wohl gut, Wahrheiten zu denken, ſich ernſtlich mit Wahrheiten zu beſchäftigen, in deren beſtändigem Widerſpruche wir ſchon nun einmal leben, und zu unſerer Ruhe beſtändig fortleben müſſen? Und von dergleichen Wahrheiten ſehe ich in dem Engländer ſchon manche von weitem.

Wie auch ſolche, die ich längſt für keine Wahrheiten mehr gehalten. Doch ich beſorge es nicht erſt ſeit geſtern, daß, indem ich gewiſſe Vorurtheile weggeworfen, ich ein wenig zu viel mit weggeworfen habe, was ich werde wiederholen müſſen. Daß ich es zum Theil nicht ſchon gethan, daran hat mich nur die Furcht verhindert, nach und nach den ganzen Unrath wieder in das Haus zu ſchleppen. Es iſt unendlich ſchwer, zu wiſſen, wenn und wo man bleiben ſoll, und Tauſenden für einen iſt das Ziel ihres Nachdenkens die Stelle, wo ſie des Nachdenkens müde geworden.

Ob dieſes nicht auch manchmal der Fall unſers Ungenannten geweſen, will ich nicht ſo geradezu leugnen. Nur Unbilligkeit möchte ich nicht gern auf ihn kommen laſſen. Zwar iſt Ihre Anmerkung ſehr gegründet, daß man bei Beurtheilung gewiſſer Karaktere und Handlungen das Maß der Einſicht und des moraliſchen Gefühls mit in Betrachtung ziehen müſſe, welches den Zeiten zukomme, in die ſie fallen. Allein doch wohl nur bei ſolchen Karakteren und Handlun-

gen, die weiter nichts sein sollen, als Karaktere und Handlungen bloßer Menschen? Und sollen das die sein, von welchen bei dem Ungenannten die Rede ist? Ich bin versichert, er würde die ähnlichen Karaktere und Handlungen, wenn er sie im Herodotus gefunden hätte, ganz anders beurtheilt, und gewiß nicht vergessen haben, sich in ihre Zeiten und auf die Staffel ihrer Einsichten zurück zu stellen. Aber sind Patriarchen und Propheten Leute, zu denen wir uns herablassen sollen? Sie sollen vielmehr die erhabensten Muster der Tugend sein, und die geringste ihrer Handlungen soll in Absicht auf eine gewisse göttliche Oekonomie für uns aufgezeichnet sein. Wenn also an Dingen, die sich nur kaum entschuldigen lassen, der Pöbel mit Gewalt etwas Göttliches finden soll und will, so thut, denke ich, der Weise Unrecht, wenn er diese Dinge bloß entschuldigt. Er muß vielmehr mit aller Verachtung von ihnen sprechen, die sie in unsern bessern Zeiten verdienen würden, mit aller der Verachtung, die sie in noch bessern, noch aufgeklärtern Zeiten nur immer verdienen können. — Die Ursache, warum Ihnen ein solches Verfahren bei unserm Ungenannten aufgefallen ist, muß bloß darin liegen, daß Sie von jeher weniger gehalten gewesen, die getadelten Handlungen in dem Lichte der Göttlichkeit zu betrachten, in welchem wir sie schlechterdings betrachten sollen. —

Die Neugierde der bewußten Person nach dem Manuskript hat sich halten lassen. Er hat nicht eher wieder daran gedacht, als bis er mich vor einigen Tagen wieder zu sehen bekam. Ich fürchte, daß sein Verlangen, die Sache selbst besser einzusehen, ebenfalls nicht weit her ist; daher habe ich ihm auch nur bloß die Vorrede mitgetheilt, unter dem Vorwande, daß Sie das übrige Manuskript bei sich hätten. Er

muß nicht von mir denken, als ob ich ihm dergleichen Dinge aufdringen wolle.

Aber was ist das für ein neuer Angriff, der in den Jenaischen Zeitungen von Lavater auf Sie geschehen? Ich lese diese Zeitung nicht, und habe sie auch in ganz Braunschweig nicht auftreiben können. Haben Sie doch ja die Güte, mir das Blatt mit der ersten Post zu senden. Noch mehr aber bitte ich Sie, wenn Sie darauf antworten, es mit aller möglichen Freiheit, mit allem nur ersinnlichen Nachdrucke zu thun. Sie allein können und dürfen in dieser Sache so sprechen und schreiben, und sind daher unendlich glücklicher, als andre ehrliche Leute, die den Umsturz des abscheulichsten Gebäudes von Unsinn nicht anders, als unter dem Vorwande, es neu zu unterbauen, befördern können.

Ich sende Ihnen hiebei auch Ihre Briefe von Bonnet zurück. Der Name ist mir so ekel geworden, daß ich auch nicht einmal die Wahrheit von ihm lernen möchte. Ich habe mich nicht enthalten können, dem Abt Jerusalem den Umstand von der Antidatirung der Vorrede zu der neuesten Ausgabe seines Buchs zu erzählen. Der Abt sagte zu verschiedenen Malen: das ist nicht artig. Und ich antwortete dem Abt jedes Mal: es ist mehr als nicht artig, es ist niederträchtig. Sie sind wahrlich verbunden, wenn Sie nicht gegen das andere Extremum des kleinen Schleichers ausschweifen wollen, den Umstand bekannt zu machen. — .....

Leben Sie wohl, bester Freund, und schreiben Sie mir bald wieder. Sie sehen wohl, was ich an der Zeit versäume, bringe ich an der Länge ein. Meinen Gruß an Nicolai, dem ich auch nächstens schreiben werde. Daß er mir

doch ja nicht den — wie heißt der närrische Kerl? — zu schicken vergißt. Dero

ergebenster Freund
Lessing.

Mendelssohn an Lessing.

Berlin, den 9. April 1771.

Liebster Freund!

Ich schicke Ihnen meine philosophischen Schriften, aber ohne einen Brief dazu zu schreiben. Ich befinde mich seit einiger Zeit so übel, daß mir das Lesen und Schreiben völlig untersagt worden. Noch diesen ganzen Sommer soll ich so musenlos hinbringen, und, wie jener König, der Menschheit beraubt werden, um unter den wilden Thieren meine Vernunft wieder zu suchen.

Leben Sie wohl, mein Freund, und mäßigen Sie Ihren Eifer zu lesen und zu denken, damit Sie desto länger aushalten. Ich bin Ihr

aufrichtiger Freund
Moses Mendelssohn.

Mendelssohn an Lessing.

Braunschweig, den 16. Jul. 1773.

Liebster Freund!

So eben kommen wir allhier an. Morgen ist Sonnabend, da kann ich also nicht zu Ihnen kommen. Wenn mein Rei-

segefährte eilt, so reise ich den Sonntag wieder von hier ab, nach Pyrmont, ohne Sie gesehen zu haben. Ist es Ihnen eine Möglichkeit; so kommen Sie, der Sie keinen Sabbath zu feiern haben, zu mir herüber, oder weil von Möglichkeiten die Rede ist, vielleicht können Sie es möglich machen, daß Sie mit uns nach Pyrmont reisen. Ich gehe mit Hrn. Zacharias Veitel Ephraim, den Sie kennen müssen, dahin. Wir haben einen sehr bequemen viersitzigen Wagen, also ist Raum für noch 2 Personen. Hier ist auch ein Brief von Ihrem Bruder, der sich recht wohl befindet. Wenn es Ihnen beschwerlich sein sollte, morgen herüber zu kommen, so berede ich meinen Ephraim doch wohl noch, auf den Sonntag mit mir nach Wolfenbüttel zu reisen.

Leben Sie bis dahin wohl! Ich bin

Ihr aufrichtiger Freund

Moses Mendelssohn.

Mendelssohn an Lessing.

Berlin, den 1. Febr. 1774.

Ich kann nicht umhin, ein kleines Versehen zu rügen, das ich in Ihrem zweiten Beitrage bemerkt zu haben glaube, wäre es auch nur, um Ihnen ein Zeichen von meinem Dasein zu geben, und zu zeigen, daß ich selbst in meiner Krankheit, und sogar Ihre Beiträge zu einem sonst mir so geringschätzig gewesenen Zweige der Literatur, nicht ungelesen lassen kann.

In der Anmerk. S. 384. 85. führen Sie aus dem vorhin gedruckten Aufsatze Leibnitzens eine Stelle an, und sagen, daß sie unmöglich so von ihm kommen könnte, indem es wahrer Unsinn ist. Nun hat dieses allerdings

seine Richtigkeit, daß die Stelle, so wie sie dasteht, unveränderlich ist. Allein auch so, wie Sie die Stelle haben abdrucken lassen, kann Leibnitz nicht geschrieben haben, und zwar aus folgenden Gründen: 1) die Sätze: **omnis homo est rationalis**, und **omnis homo est albus**, oder **omnis, qui est homo, est albus**, scheinen Ihrer Lesart zufolge, nur darin unterschieden zu sein, daß jenes **propositio universalis**, dieses aber **particularis** sein sollte; Leibnitz führt sie aber als Beispiel an, daß eine **propositio per se** und **per accidens** sein könne. 2) Daß **propositio particularis** nicht müsse **universaliter** behauptet werden, ist kein **novum repertum logicum.** 3) Leibnitz setzt nicht für die Langeweile: **omnis, *qui est* homo, est albus.** Es muß ihm auch hier auf diese Subtilität ankommen, und er scheint die **attributa subjecti**, die ihm **per accidens** zukommen, durch diesen Unterschied bezeichnen zu wollen. Ich denke also, man müsse aus beiden Handschriften so etwas Verständliches zusammenflicken, und mag vielleicht Leibnitz elbst, wie folgt, geschrieben haben: **V. G. recte simpliciter dicimus, omnis homo est rationalis; sed non recte dicimus, omnis homo est albus, etsi verum esset, quia albedo humanitati non cohaeret: sed dicendum, omnis, qui est homo, est albus. Qua etiam ex parte etc.** Dieses giebt, wie ich glaube, einen sehr guten Sinn. Die Bemerkung ist neu, und thut dem Vertheidiger der Dreieinigkeit in der Folge keine schlimmen Dienste. Das Prädikat: **est albus**, ist vielleicht unglücklich gewählt. Besser wäre vielleicht gewesen: **omnis homo est bipes.** Nach der Leibnitzischen Anmerkung muß es heißen: **omnis, qui est homo, est bipes**, weil die Zweifüßigkeit der Menschheit nicht

per se, sondern per accidens zukömmt. Für Ihr intelligibile, intelligens und intellectus werden sich die Herren höflichst bedanken. Sie müssen unter Ihren jugendlichen Aufsätzen noch einen finden, worin Sie diese Distinktion mit vielem Scharfsinn auseinandergesetzt haben. Unsere Cabbalisten haben auch ein Principium emanaticum, emanans und emanatum. Man erzählt sich, daß einst ein Christ einem Juden dadurch die Dreieinigkeit habe beweisen wollen. Der Jude hatte zu gleicher Zeit 3 Dukaten zu bezahlen, und gab dem Christen nur einen; zeigte ihm aber die Bildseite, dann die Schildseite, und endlich den Rand. Dieses sind so gut 3 Dukaten, sprach er, als Ihre 3 Prinzipien 3 Personen sind.

Leben Sie wohl, ich hoffe den Sommer Sie wieder zu sehen, und bin

Ihr aufrichtiger Freund
Moses Mendelssohn.

Lessing an Mendelssohn.

Wolfenbüttel, den 1. Mai 1774.

Ich danke Ihnen, mein bester Freund, für Ihre gütige Belehrung, Sie haben vollkommen Recht; so und nicht anders kann Leibnitz geschrieben haben. Die Unschicklichkeit des beigebrachten Exempels: omnis homo est albus, hat mich allein abgehalten, es sofort einzusehen, und diese Unschicklichkeit erkennen Sie selbst. — Aber ist es nicht sonderbar, daß Sie die wahre Lesart in einer Schrift herstellen, die Ihnen von einem Ende zum andern so kompleter Nonses scheinen muß — und ist, auch mir ist, auch ohne Zweifel Leib-

nitzen selbst gewesen ist? Und dennoch bin ich überzeugt, daß Leibnitz auch hier noch als Leibnitz gedacht und gehandelt hat. Denn es ist unstreitig besser, eine unphilosophische Sache sehr philosophisch vertheidigen, als unphilosophisch verwerfen und reformiren wollen. Meiner ehemaligen Grillen über eben diesen Gegenstand erinnere ich mich noch wohl, und eben so wohl auch dessen, was Sie mir damals darauf antworteten, und wodurch ich auf einmal abgebracht ward, weiter für mich selbst im Ernst zu denken.

Der Jude gefällt mir auch jezt gleichwohl doch nicht, welcher in dem Geiste dieses Geheimnisses einen Dukaten für drei bezahlen wollte. Ich würde mir den Juden loben, der sich von einem armen Teufel von Christen so bezahlen ließe. — Ich bin dir, Freund, sagt der Christ, drei Dukaten schuldig; hier sind sie! Sind das drei Dukaten? sagt der Jude; das ist ja nur einer. Aber schon gut, gieb nur her: du bist mir auch nur einen schuldig, Freund! — Der Jude ist bezahlt, und der Christ hat bezahlt; was sollen sie noch um Ziffern zanken? .....

Habe ich bald das Vergnügen, Sie zu sehen? Lassen Sie mir ja Ihre Ankunft voraus wissen, damit ich keinen Augenblick, worin ich Ihrer genießen könnte, verliere. Leben Sie recht wohl!

Der Ihrige
Lessing.

Mendelssohn an Lessing.

Hannover, den 3. Sept. 1777.

Liebster Freund!

Ich bin dem Vergnügen, Sie zu sehen, so nahe gewesen, und kränke mich jezt, daß ich mich habe nach Hannover bringen lassen, ohne Sie gesehen zu haben. Mein Vorsatz war, mich allhier etwa 8 bis 10 Tage aufzuhalten, und meine Rückreise über Wolfenbüttel zu nehmen. Billet von Muzelstosch, und Brief und Blumenschachtel nahm ich mit Bedacht mit; die Papiere, um sie Ihnen persönlich zu überreichen, und die Blumen, um mir bei Madam eine Empfehlung auszusparen, die sonst ein unbekanntes bärtiges Gesicht weniger freundlich aufgenommen haben würde. Aber wie es frommen Wünschen auf Erden zu gehen pflegt: wenn sie auch erfüllt werden sollen, so werden sie wenigstens sehr lange, für den Wünschenden mehrentheils tödlich lange verschoben. Ich werde mich allhier, wer weiß wie lange, aufhalten, und vor Langeweile umkommen müssen. Hiebei erhalten Sie Ihre Briefe, Madam ihre Schachtel. Bevor ich von hier abreise, werde ich das Vergnügen haben, Ihnen nochmals zu schreiben, um Sie wenigstens bei meiner Durchreise durch Wolfenbüttel nicht zu verfehlen. Leben Sie wohl!

Moses Mendelssohn.

Mendelssohn an Lessing.

Hannover, den 11. Nov. 1777.

Bester Freund!

Ich komme ganz unfehlbar zu Ihnen nach Wolfenbüttel, ob ich gleich den Tag noch nicht bestimmen kann, wenn dieses geschehen wird. Sicherlich soll mich kein Geschäft davon abhalten; denn in der That ist mir keines so dringend, als die Begierde, Sie zu sehen, und mich mit Ihnen zu unterhalten. Sie scheinen mir jezt in einer ruhigen zufriedenen Lage zu sein, die mit meiner Denkungsart unendlich besser harmonirt, als jene geistreiche, aber auch etwas bittere Laune, die ich an Ihnen vor einigen Jahren bemerkt zu haben glaubte. Ich war nicht stark genug, das Aufbrausen dieser Laune niederzuschlagen, aber ich habe es herzlich gewünscht, daß es Zeit und Umstände, und Ihre eigene Vernunft thun möchten. Mich dünkt, und Alles, was ich von Ihnen höre und sehe, bestätigt mich in diesem angenehmen Dünken; mich dünkt, mein Wunsch sei nunmehr erfüllt. Ich muß Sie in dieser bessern Lage Ihres Gemüths nothwendig sprechen, wäre es auch nur, um mich zu belehren, was am meisten zu dieser Besänftigung beigetragen: die Frau oder die Freimaurerei? bessere Vernunft oder reifere Jahre?

Ihre Gespräche über die Freimaurerei habe ich mit sehr vielem Vergnügen gelesen. Nicht, daß sie etwa meinen Vorwitz gestillt hätten. Ich bin eines Theils dieses Unholdes schon lange quitt. Ich bin überzeugt: was Menschen Menschen verheimlichen, ist selten des Nachforschens werth. Andern Theils wissen Sie am besten, daß Ihre Gespräche gar nicht danach

eingerichtet sind, die Neugier zu befriedigen. Was sie aber bei mir bewirkt haben, sind billigere Begriffe von einem Institut, das mir seit einiger Zeit fast verächtlich zu werden angefangen. Man kann sich schwerlich enthalten, die Unthaten der Kirche auf Rechnung der Religion zu setzen.

Wenn Sie aber sagen, Sie wären ein Freimaurer, wie Sie ein Christ sind, so muß ich gestehen, daß ich gerade das Gegentheil behaupten möchte. Sie sind ein Freimaurer, wie Sie nicht wollen, daß man ein Christ sein soll; denn im Grunde verhalten Sie sich zu einem ächten Freimaurer, ungefähr, wie Eberhard zu Götzen. Recht in dem Tone der Heterodoxen lösen Sie den Zauber auf, der die Sinne bletzdet, erklären alles fein menschlich und irdisch, was den Rechtgläubigen in den dritten Himmel entzückt, predigen Rechtschaffenheit, sagen, Sokrates sei ein Christ gewesen, ohne es selbst gewußt zu haben, und behaupten in Gottes Namen: außer dem Christenthume gebe es keinen ehrlichen Mann.

Im Ernste sollte ich fast glauben, Ihre vortreffliche Idee von der Nutzbarkeit des Instituts verdiente dem Publikum durch Thaten, aber nicht durch Wort und Schrift, geoffenbart zu werden. Sie wissen, wie der große Haufen gestimmt ist. Sobald man ein Ding bei seinem ächten Namen nennt, so heißt es: je nun, wenn's weiter nichts ist! Das Volk drängt sich nie in größere Haufen, als wenn es nicht weiß, warum.

Ihren Aufschluß von dem Ursprunge des Namens müssen Sie unserm Nicolai irgend einmal entdeckt haben. Der hat mir, wo ich nicht irre, schon verschiedentlich davon gesprochen. Wenigstens erinnere ich mich gar deutlich, so etwas von einem meiner Freunde schon öfters gehört zu haben,

und außer Ihnen und Nicolai habe ich mit Niemanden von der Freimaurerei gesprochen.

Ich behalte Ihre Gespräche noch in Händen, und schicke Ihnen dafür beikommenden Aufsatz über die Ideenverbindung. Prof. Engel verlangte eine Erklärung der lyrischen Dichtkunst, und dazu gehörte eine nähere Beleuchtung des Zusammenhangs der Begriffe, als gemeinhin **in compendiis** vorzukommen pflegt. Für Sie wird der Aufsatz zwar nichts Neues enthalten; er kann aber dazu dienen, unserer bevorstehenden Unterredung einen bestimmteren Stoff unterzulegen, damit wir in der Menge der Dinge, die wir uns zu sagen haben, ein unverrücktes Augenmerk behalten. Und hiemit leben Sie wohl! Ich komme und bringe meine Frau mit, die sich, so wie ich, Ihnen und Madam herzlich empfiehlt.

Moses Mendelssohn.

Mendelssohn an Lessing.

Hannover, den 19. Nov. 1777.

Bester Freund!

Ich habe einen geräumigen, viersitzigen Wagen, und der Personen nicht mehr als drei. Mithin ist für Ihren Sohn ein bequemer Sitz ledig, und ich freue mich, diesen mit einer Person besetzen zu können, die Sie so nahe angeht. Ich denke, höchstens noch etwa 3 Wochen hier bleiben zu müssen, vielleicht nur 14 Tage. Alsdann holen wir unsern Reisegefährten sicherlich ab.

Wie aber, wenn Sie unterdessen nach Hannover kämen, und durchsuchten mit mir die Leibnitzischen Papiere? Der Gedanke ist so einnehmend, so tröstend in der Langenweile, in welcher ich hier schmachte, daß ich wünschte, auf diese Anfrage lieber gar keine, als eine abschlägige Antwort von Ihnen zu erhalten.

Hiebei Ihre Gespräche! Die Hauptidee ist so wichtig, mir wenigstens so neu, daß ich auf Ihre Ausführung derselben außerordentlich begierig bin. Leben Sie wohl! Empfehlen Sie mich und meine Frau der Ihrigen, bis auf nähere Bekanntschaft.

Vollkommen der Ihrige

Moses Mendelssohn.

Mendelssohn an Lessing.

Berlin, den 18. Febr. 1780.

Theuerster Freund!

Herr Fl—, der in Gesellschaft des Herrn St— nach Italien zu reisen im Begriff ist, wünschet vorher Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen, und bittet mich um eine Adresse an Sie, da er Ihnen persönlich unbekannt sein dürfte. Ich ergreife diese Gelegenheit gern, um Ihnen wenigstens einen schriftlichen Beweis von meinem Dasein zu geben; Ihnen, der Sie Ihren Freunden so viele, und zum Theil so herrliche gedruckte Beweise von dem Ihrigen geben. Herr Fl— ist ein Mann

von großem Vermögen, der zu Göttingen zu seinem Vergnügen Medizin studirt hat, und sehr gern auch in andern nützlichen Kenntnissen unterrichtet sein möchte. Es könnte nicht schaden, wenn alle Reiche von gleicher Denkungsart wären, und ihren Ueberfluß auf ähnliche Weise anzuwenden suchten. Was er bei Ihnen sucht, ist mir eigentlich unbekannt; vermuthlich bloß Ihre Bekanntschaft, und Ihren Unterricht, die Sehenswürdigkeiten Italiens betreffend. Wäre ich in seiner Verfassung, so ließe ich Italien mit allen seinen Raritäten sicherlich das Letzte sein, davon ich mich mit Ihnen zu Wolfenbüttel unterhielte. Leben Sie wohl, mein bester Freund! und lassen Sie Hrn. Fl— merken, daß ich bei Ihnen etwas vermag.

Ihr

Freund

Moses Mendelssohn.

Fragment aus einem Briefe von Mendelssohn an v. P. Excellenz

(im September 1777.)

Bei dem edlen Gebrauche, den Ew. Excell. von Zeit und Kräften machen, haben Sie wohl die wenigste Ursache, irgend einen Sterblichen zu beneiden, der nichts mehr kann, als über den besten Gebrauch von Zeit und Kräften Betrachtungen anstellen. Die höchste Stufe der Weisheit ist unstreitig: Gutes thun. — Spekulation ist eine niedrigere Stufe, die zu jener führt. Man muß sie bestiegen haben, um zu jener zu gelangen; aber wer auf dieser stehen bleibt, erfüllt den Endzweck seines Daseins nur halb. Glücklich, wem die Vorsehung den Willen und die Macht beschieden, Sittlichkeit und Bruderliebe unter den Menschenkindern durch Worte und Thaten zu verbreiten, und dem Vorurtheile entgegen zu arbeiten, so oft es der Glückseligkeit der Menschen im Wege steht. Er hat einen höhern Beruf als der Mann, der nur betrachten und wünschen kann, und der mit dem Loose zufrieden sein muß, auf der Wallfahrt zur Glückseligkeit nur als Wegweiser oder Meilenzeiger zu dienen ꝛc.

Mendelssohns Antwortschreiben an D*).....

(März 1773.)

Sie fragen mich: „in welcher Religion auf der Welt ich die größte, die vollkommenste Tugend gegen

---

*) D... war ein gelehrter und scharfsinniger Mann, ein Schwärmer und Vertheidiger des Einsiedlerlebens. Er ist lange todt. Nicht mit Unrecht sagte man von ihm: er sei durch die Mystik für die Weltweisheit, und durch diese für den Mysticismus verdorben worden.

Gott und Menschen, ohne Schranken, am meisten, am vollkommensten real, möglich oder thunlich finde?" Ich glaube in derjenigen, die am meisten duldend ist; in welcher wir das ganze Geschlecht der Menschen mit gleicher Liebe umfassen dürfen. Nichts preßt unser Herz so sehr zusammen, als eine ausschließende Religion. — Wenn sie auch nicht zu blutigen Verfolgungen reizt, so erzeugt sie doch einen lieblosen Stolz auf unsern ausschließenden Werth vor Gott, der unsern tugendhaftesten Trieben eine schiefe Richtung giebt.

So würde ich Ihnen antworten, wenn mich nicht die Aufrichtigkeit zu gestehen zwänge, daß mir Ihre Frage sehr unbestimmt scheint. —

Alle Religionen sind zum Theil theoretisch, zum Theil praktisch. — In so weit sie theoretisch sind, haben sie nicht immer einen wesentlichen Einfluß auf das Sittliche. Die Menschen haben sehr oft mit wahren Theorien falsche Sittenlehren, und umgekehrt, verbunden.

In so weit sie praktisch sind, setzen sie entweder Handlungen in die Klasse der Tugenden und Laster, welche nach der Vernunft nicht dahin gehören. — Von diesen reden Sie nicht.

Oder sie erleichtern die Ausübung des Guten durch die Vermehrung der Bewegungsgründe. Dieses thut eine jede Religion, die dem Menschen nähere Versicherungen giebt, daß das Gute Gott wohlgefalle und das Böse mißfalle.

Oder sie setzt der Ausübung des Guten ihre Vorurtheile entgegen; und nunmehr fragen Sie: in welcher Religion die Vernunft diese Hindernisse am leichtesten aus dem Wege räumen könne? Hierauf muß ich abermals antworten: Die-

jenige, in welcher der Vernunft die anständigste Freiheit gelassen wird.

Aber ich kann Ihnen keinen Namen nennen. — Zeit und Umstände verändern dieses in Absicht auf jedes Jahrhundert. — Es zeigt sich bald hier bald da ein Strahl der Vernunft, der auch zuweilen wieder verschwindet. Seit etwa funfzig Jahren fängt ein geringer Theil Ihrer Glaubensbrüder an, Vorurtheile aus dem Wege zu räumen. Die meinigen werden sicher nachfolgen. — Die eine Parthei wird vielleicht wichtigere, die andere hingegen mehrere Vorurtheile aufzugeben haben. Gott lasse diese Bemühungen von schleunigen und dauerhaften Folgen sein!

Oder wollen Sie vielleicht wissen: in welcher Religion dem Menschen die Vorschriften außerordentlich von Gott geoffenbart worden, die ihn allein vollkommen tugendhaft machen können? — Jede Parthei wird Ihnen antworten, in der ihrigen. Aber ich glaube: Gott habe uns das System der Moral durch Natur und Vernunft, nicht durch Worte und Buchstaben offenbaren wollen. Was die Menschen als Menschen brauchen, hat Gott allen, was sie als gewisse Menschen brauchen, nur gewissen Menschen gegeben.

Allerdings kann der kunstlose Grönländer in seiner schmutzigen Hütte beim Fischthran ein Freund der Tugend sein; aber auch du, kunstreicher Mensch, kannst unter Rosen, beim sokratischen Becher weise sein, und der Tugend leben, wenn du die Pflicht, wohl zu thun, beständig vor Augen hast, und dem süßesten Genusse des Lebens mit geringer Weigerung entsagest, sobald diese ruft.

Es liegt nur an uns, so können wir attische Empfindsamkeit mit natürlicher Einfalt verbinden. Sie sind sich so

fremd nicht, als Sophisten uns einbilden wollen. Von der andern Seite sind die Menschen auch nicht bestimmt, Grönländer zu bleiben. — Der höchste Endzweck der Tugend ist, was verbessert werden kann, zu verbessern, und beim Menschen ist das ganze Genus sowohl als jedes Individuum eines unendlichen Fortgangs fähig. Aus Liebe zur Tugend diesen Fortgang hemmen, heißt, wie Ihres Freundes (Wieland) unsinniger Sokrates, sich erhängen, um das Fieber zu vertreiben.

Ob es wohlgethan sei, daß so mancher rechtschaffene Patriot die stillen Schatten seines Hauses dem öffentlichen Marktplatze vorzieht? — Mich dünkt nicht anders, als wenn man moralisch versichert ist, im Stillen das meiste Gute wirken zu können. Sonst hat Reden sowohl als Schweigen seine Zeit, wie der Weise spricht. Wenn der Redlichgesinnte immer den Mund verschlösse, so kommt das große Wort an feile Demagogen, die es zum Verderben mißbrauchen. **Non bene latet, qui melius latuerit.** Sie sehen, Ihr stolzes **bene vixit etc.** hat meine Eifersucht rege gemacht, und ich chikanire. Aber der ärgste Sophist kann Ihnen den Satz nicht streitig machen, daß es besser sei, in einer glücklichen Einsamkeit Psychen zu lieben, und von Psychen geliebt zu werden, als um das Lob der Rezensenten zu buhlen.

Um aller guten Geister willen, was hat Agathon aus seiner Psyche gemacht? was will sie mit Moses, Phädon und Cochius Neigungen? *) Ueber die Immaterialität der Seele sich Runzeln meditiren? oder von dem Metaphysikus lernen, die Kunst Neigungen zu erzeugen, und die Gemüther

*) Cochius Untersuchungen über Neigungen ist eine 1767 in Berlin gekrönte Preisschrift.

zu lenken? Wenn ich sie in einer nachdenkenden Haltung zu sehen wünschte; so müßte es mehr ein süßes Staunen, in welches sich die Empfindungen zu verlieren pflegen, als ein kaltes Meditiren sein. Versichern Sie dieser schönen Metaphysikerin meine aufrichtige Hochachtung, — Liebe würde ich sagen, wenn zwei Metaphysiker sich lieben könnten, bevor sie wissen, ob sie beide aus Einer Schule sind. Hat sie ein anderes System, als ich, so müssen wir, nach ritterlichen Gesetzen, erst Lanzen brechen, ehe wir Freunde werden.

Cochius Schrift habe ich mit Nutzen und Vergnügen gelesen, Garvens Abhandlung macht ihr, meines Erachtens, den Sieg schwer, aber alle übrige Versuche in französischer und deutscher Sprache dünken mir von keiner Erheblichkeit zu sein. — Cochius und Garve scheinen mir beide darin gefehlt zu haben, daß sie des Körpers und seines Einflusses in die Neigungen fast gar nicht erwähnen. Auch finde ich bei ihnen nicht deutlich genug auseinandergesetzt, was in Absicht auf die Neigungen, angeboren, natürlich und unnatürlich zu nennen sei. Eine richtige Zergliederung dieser Begriffe würde manche Untersuchung erleichtert haben. Mit dem Ausdehnungstriebe, dünkt mich, hat es seine Richtigkeit; wenn man darunter auch den Trieb versteht, das Erworbene nicht zu verlieren. Sonst gehen alle Triebe offenbar auf eine Uebung und Beschäftigung unserer Geisteskräfte; und diese sind allezeit von der Entwickelung und Vervollkommnung der Begriffe nicht zu unterscheiden, oder haben diese vielmehr zum Endzwecke. — Der Ausdehnungstrieb scheint mir mit dem Vollkommenheitstriebe vollkommen einerlei. Ich bin u. s. w.

Fragment eines Briefes von Mendelssohn an einen Staatsrath in D.

(Juni 1782.)

..... Eine Betrachtung habe ich hinzuzuthun, welche ich wohl wünschte in meinem Anhange zu Abbts Korrespondenz nicht übergangen zu haben. — Eine Stelle in Ihrem Schreiben hat eine Gelegenheit dazu gegeben. — Sie beklagen sich in demselben, daß das menschliche Geschlecht noch so wenig vorwärts ginge; daß es je zuweilen sich einige Stufen erhebe, aber nur um den Augenblick darauf desto tiefer zu fallen; daß Alles dem beständigen Kreislaufe unterworfen, und am Ende wieder dahin komme, wo es ausgegangen, woraus denn zu erhellen scheine, daß die stetige Vervollkommnung nicht die wahre Bestimmung des Menschen sei.

Was ich diesem Einwurfe entgegen zu setzen habe, ist Folgendes. — Nicht die Vervollkommnung des Menschengeschlechts ist die Absicht der Natur; nein! sondern die Vervollkommnung des Menschen, des Einzelwesens. Jeder einzelne Mensch soll seine Anlagen und Fähigkeiten entwickeln und dadurch immer vollkommener werden. Und eben deswegen weil jedes Individuum dieses soll, muß das ganze menschliche Geschlecht immer diesen Kreislauf wiederholen, darüber wir uns so sehr beschweren. — Das menschliche Geschlecht, als ein solches, ist kein für sich bestehendes Wesen. Es besteht vielmehr aus einzelnen Menschen, die sich, wie das Wasser in einem Strome, auf einander folgen, keinen Augenblick dieselben bleiben, und dem Strome gleichwohl einen selbstständigen Namen geben. Diese Succession der Wesen ist auch an und für sich einer Verbesserung fähig, die aber nicht, so wie die Ver-

besserung des einzelnen Menschen in's Unendliche fortgehen kann. — Ginge das menschliche Geschlecht in der Vervollkommnung immer weiter, so würden die neuen Ankömmlinge keine Gelegenheit finden, ihre Kräfte zu üben, ihre Anlagen zu entwickeln, und dieses ist doch gleichwohl der wahre Zweck der Natur. — Unser Dasein hienieden gleicht einer Poststation. — Wenn die nach uns kommen, auch sollen überbracht werden, so müssen die Postpferde wieder an den Ort zurück, wo sie ausgegangen sind. — Nun macht freilich der Postknecht immer dieselbe Reise wieder. Aber dieses ist eben das Mittel, wodurch die Reisenden, so wie sie nach und nach ankommen, in den Stand gesetzt werden, den Weg weiter zu nehmen.

Gesetzt, wir fahren fort unsere Kräfte so zu verbessern, daß der Arbeiter weder Kopf noch Fertigkeit gebraucht, sein Werk hervorzubringen; wir reinigten unsere Religionsbegriffe von allen Vorurtheilen; wir trieben es in der Handlung so weit, daß die Erzeugnisse aller Länder in allen Ländern zu allen Zeiten vorräthig seien; wir befreiten die Regierung von Tyrannei, die Gerichtshöfe von Chikanen, die Zollbuden von Plackereien, und die Rezensionen von allen Neckereien. Was sollten nun unsere Kinder? — Immer vorwärts eilen? — Der Weg geht freilich in's Unendliche. Allein sie kommen so zur Welt, wie wir gekommen sind; haben dieselben Anlagen, dieselben Fähigkeiten, müssen also dieselben Veranlassungen finden, die wir gefunden, — oder ihre Kräfte bleiben ungeübt. Sie können da nicht fortfahren, wo wir aufhören, weil sie da nicht anfangen, wo wir angefangen haben: sie bringen eine Federkraft mit, die keinen Widerstand findet, und also nicht wirken kann. — Wo sollen sie ihre Verstandeskräfte üben, wo alle Bedürfnisse ohne Anstrengung befriedigt werden können?

Ihre Liebe zur Freiheit, wo sie keine Tyrannei drückt — zur Wahrheit, wenn sie ihnen ohne Bemühung — gleichsam vorgekaut — zu Theil wird? — Es ist offenbar, daß das menschliche Geschlecht hie und da zurück muß, wenn die Individuen fortkommen sollen.

Eben deswegen weil die Entwickelung des Einzelnen die Bestimmung der Natur ist, kann das ganze Geschlecht hienieden nicht immer in dem Zustande bleiben, den es sich durch Anstrengung errungen hat. Weil der einzelne Mensch weiter kommen soll, muß das Geschlecht, wie J. sagt, den Kranengang gehen, in welchem wir alles über unsern Kopf wieder heraufkommen sehen, was wir mit den Füßen zurückgestoßen haben. Unser Dasein auf Erden gleicht dem Aufenthalte der Knaben auf der Schule. — Wenn die Ankömmlinge sich bilden sollen, muß der Lehrer von Zeit zu Zeit dieselben Triviallehren wiederholen, dasselbe Collegium wieder von vorne anfangen. Sobald die Schüler seine Weisheit weg haben, ziehen sie weiter. Er trägt seine Anfangsgründe wieder vor, und nochmals vor, und wenn der Lehrer so wenig an seinem Platze ist, wie es Abbt zu Rinteln war, so beklagt er sich über sein Schicksal, daß er immer dasselbe wiederkauen müsse. Möglichkeit des Genusses ohne Arbeit, Befriedigung ohne Anstrengung, ist der Tod aller menschlichen Anstrengung. Ein sehr sprechender Beweis, daß die menschliche Glückseligkeit mehr im Ringen und Streben als im Genusse selbst bestehe; ein sprechender Beweis wider den Epikurismus. — Dieses im Vorbeigehen, denn es gehört eigentlich nicht zu Ihrem Einwurfe und erfodert auch eine weitere Ausführung, als mir der Raum hier erlaubt. —

Fragment eines Briefes von Mendelssohn an den Münz-Direktor Lessing, wenige Wochen nach des großen Lessings Tode, der den 15. Februar 1781 erfolgte.

Nicht ein Wort, mein Freund, von unserm Verluste, von der großen Niederlage, die unser Herz erlitten. Das Andenken des Mannes, den wir verloren, ist mir jezt zu heilig, um es durch Klagen zu entweihen. Es erscheint mir nunmehr in einem Lichte, das Ruhe und erquickende Heiterkeit auf die Gegenstände verbreitet. Nein! ich rechne nicht mehr, was ich durch seinen Hintritt verloren. Mit gerührtem Herzen danke ich der Vorsehung für die Wohlthat, daß sie mich so früh, in der Blüthe meiner Jugend, hat einen Mann kennen lassen, der meine Seele gebildet hat, den ich bei jeder Handlung, die ich vorhatte, bei jeder Zeile, die ich schreiben sollte, mir als Freund und Richter vorstellte, und den ich mir zu allen Zeiten noch als Freund und Richter vorstellen werde, so oft ich einen Schritt von Wichtigkeit zu thun habe. — Wenn sich in diese Betrachtung noch etwas Melancholisches mit einmischt; so ist es vielleicht die Reue, daß ich seine Führung nicht gehörig benutzt habe, daß ich nicht geizig genug war nach seinem lehrreichen Umgange, daß ich manche Stunde vernachlässigte, in der ich mich mit ihm hätte unterhalten können. Ach! seine Unterhaltung war eine ergiebige Quelle, von welcher man unaufhörlich neue Ideen des Guten und Schönen schöpfen konnte, die er wie gemeines Wasser von sich sprudelte, zu Jedermanns Gebrauch. Die Milde, mit welcher er seine Gaben mittheilte, setzte mich zuweilen in Gefahr, das

Verdienst zu verkennen; denn sie schien ihn in keine Unkosten zu setzen; und zuweilen schob er sie den meinigen so mit unter, daß ich sie nicht mehr unterscheiden konnte. Ueberhaupt war seine Mildthätigkeit hierin nicht von der engherzigen Art mancher Reichen, die es fühlen lassen, daß sie Almosen ausspenden; sondern er spornte den Fleiß an, und ließ verdienen, was er gab. —

Alles wohl überlegt, mein Freund, ist Ihr Bruder gerade zur rechten Zeit abgegangen. Nicht nur im Plane des Weltalls zur rechten Zeit; denn da geschieht eigentlich nichts zur Unzeit, sondern auch in unserer engen Sphäre, die kaum eine Spanne zum Durchmesser hat, zu rechter Zeit. Fontenelle sagt von Kopernikus: er machte sein neues System bekannt, und starb. — Der Biograph Ihres Bruders wird mit eben dem Anstande sagen können: er schrieb Nathan den Weisen und starb. Von einem Werke des Geistes, das eben so sehr über Nathan hervorragte, als dieses Stück in meinen Augen über alles, was er bis dahin geschrieben, kann ich mir keinen Begriff machen. Er konnte nicht höher steigen, ohne in eine Region zu kommen, die sich unsern sinnlichen Augen völlig entzieht — und dies that er. — Nun stehen wir da, wie die Jünger des Propheten, und staunen den Ort an, wo er in die Höhe fuhr und verschwand. — Noch einige Wochen vor seinem Hintritte, hatte ich Gelegenheit ihm zu schreiben: er solle sich nicht wundern, daß der große Haufe seiner Zeitgenossen das Verdienst dieses Werks verkenne; eine bessere Nachwelt werde noch funfzig Jahre nach seinem Tode daran lange Zeit zu kauen und zu verdauen finden. — Er ist in der That mehr als Ein Menschenalter seinem Jahrhundert zuvorgeeilt. — —

Schreiben vom Professor J. A Eberhard an Moses Mendelssohn.

Halle, den 15. November 1778.

Sie haben doch, mein theuerster Freund! denjenigen von Ihren Freunden noch nicht vergessen, den die Vorsehung hieher auf eine Art von wüster Insel verwiesen hat. So kann ich meinen gegenwärtigen Aufenthalt nennen, wenn ich ihn mit dem vergleiche, den ich verlassen habe. Die Erholung, die ein jeder vernünftige Mensch bedarf, sich nach seinen Geschäften an demjenigen zu vergnügen, was ihm seine Neigung angenehm macht, und mir durch die Gewohnheit nothwendig geworden war, fehlt mir hier ganz. Es giebt zwar in H. Gelehrte genug, und sehr große Gelehrte, allein jeder ist so sehr mit sich selbst beschäftigt, ein jeder treibt seine Wissenschaft so sehr nur zu dem nächsten Zwecke seines Amtes, ein jeder hat sich so für seine Vorurtheile durch den öffentlichen Vortrag verbürgt, und hält eine Art von Untrüglichkeit zu seinem Berufe so nöthig, oder lehrt sich so völlig in sie hinein, daß ein ergötzender Gedankenwechsel, das so angenehme Belehrtwerden und Belehren, beinah' ganz unmöglich ist. So gänzlich ist Ihr armer Freund noch nicht ein Professor — aber ich fürchte, es wird kommen. — Noch wandelt der alte Adam mich an, durch Genistel und Dunkelheiten mich durcharbeiten zu wollen, deren Auflösung ich auch nicht den Studenten vortragen kann. Und da können Sie nun leicht denken, daß ich bei dem neuen Durchdenken der ganzen Metaphysik für mich auf Schwierigkeiten stoße, die ich eben um meines Vortrags willen nicht zu überwinden nöthig hätte. Da ist nun Nie-

mand, der hier helfen könnte. . werde also zu Ihnen kommen. Eine kleine Hülfslinie wird mir vielleicht Licht verschaffen, und ich bitte Sie, mir diese Hülfslinie zu ziehen. Damit Sie es desto leichter können, will ich Ihnen jedesmal sagen, wie weit ich gekommen bin. Indem ich mich neulich mit dem Begriffe Wirklichkeit beschäftigte, so fielen mir Kant's Einwürfe ein, die er gegen die Definition, die Wolf und Baumgarten davon gegeben, gemacht hat. Ich will Ihnen ganz kurz sagen, wie ich mir dabei geholfen habe. Kant sagt: „Gott kann sich ein Ding in Ansehung aller seiner Affektionen bestimmt denken, und es kann doch bloß möglich bleiben." Allein wenn ein Ding keine bloße ideale, sondern eine objektive Wirklichkeit haben soll, so muß es auch in Ansehung seines äußern Grundes bestimmt gedacht werden, nemlich in Ansehung eines kräftigen Willens. Wir würden sonst nicht von der besten Welt schließen können, daß sie wirklich sei. — Ist aber ein Theil der besten Welt durch alle mögliche Beziehungen auf dieselbe bestimmt, so ist er wirklich. Sie würden also von einem jeden Theile der besten Welt **a priori** sagen können, daß er wirklich sei, wenn wir seine Bestimmungsgründe wüßten. Da dieser aber wegen des allgemeinen Zusammenhanges in der besten Welt unendlich viele sind, so können wir die Wirklichkeit keines Theils der besten Welt **a priori** erkennen.

Wir müssen also diese Erkenntniß **a posteriori** erlangen, indem wir aus der Folg auf den Grund schließen; da fangen wir denn von unserm eigenen Dasein an, und schließen auf die objektive Wirklichkeit, weil ein wirkliches endliches Ding den Grund seiner Wirklichkeit in einem wirklichen Unendlichen haben muß.

Helfen Sie mir doch, mein theuerster Freund! aus diesem Labyrinthe mit einigen Worten. Insonderheit sagen Sie mir, was Sie sich unter Kant's absoluter Position des Dinges denken. Mich dünkt, wenn auch dieser Begriff richtig wäre, wie ich es nicht weiß, so würde doch der Baumgartensche und Wolfische fruchtbarer sein. Es scheint mir aber immer, als wenn er auch nicht richtig ist. Denn was ist das Ding, das absolut gesetzt werden soll? Verstehe ich dadurch das Ding bloß in seiner Möglichkeit, wie wird es durch seine absolute Position wirklich? Kömmt noch etwas hinzu? Sollte denn das Hinzukommende nicht das **Complementum combilitans** des Wolf, und die Bestimmung in Ansehung aller seiner Affektionen des Baumgarten sein? Denke ich mir aber das Ding als wirklich, dann heißt die Definition nichts. Das Ding würde wirklich, indem es wirklich absolut gesetzt würde. — Schreiben Sie mir nur einige Zeilen, wenn Ihnen Ihre Umstände nicht viele erlauben.

Haben Sie in Winkelmann's neuesten Briefen gelesen, was er von Ihrem Phädon sagt? Sie söhnen ihn mit der deutschen Metaphysik wieder aus, der er gar nicht hold ist.

Hrn. Professor Engel meine zärtlichsten Grüße, wie auch Hrn. Nicolai, dessen Packet ich mit vielem Danke empfangen habe. In der neuen Ausgabe der Betrachtungen über das Universum scheint mir nicht ein Buchstabe verändert zu sein, denn sie sind laut des kurzen Vorberichts ohne Zuthun des Verfassers herausgekommen. Ich umarme Sie,

Ihr treuester Freund und Verehrer

J. A. Eberhard.

Ausgewählte Briefe von und an Abbt.

Moses Mendelssohn an Abbt.

Berlin, den 17. März 1762.

Momus fand einst auf dem Schreibpulte der Minerva ein Quartblatt, auf welchem Vater Jupiter den Plan der besten Welt entworfen hatte. Er drehete das Blatt rechts und links, und konnte nicht klug daraus werden. „Was für verwirrtes Zeug! sprach er, gelbe Flecke, feuerrothe Punkte, geschlängelte Striche, alles läuft durch einander, als wenn das Ohngefähr mit der Reißfeder gespielt hätte. Und die altkluge Tochter Jupiters kann sich an solchem Geschmiere ergötzen!" O Sohn des Schlafs und der Nacht! antwortete Minerva, deine Unwissenheit macht dich unverschämt! Wenn Neptun einen Ochsen, Vulkan einen Menschen, und ich ein Haus mache, so spotte was du kannst. Aber den Plan meines Vaters lerne erst verstehen, und alsdann bebe! Wisse, diese gelben Flecken sind Myriaden Fixsterne, die feuerrothen Punkte brennende Kometen, die geschlängelten Striche Lichtströme und weltenbewegende Wirbel. Sie scheinen dir wild durch einander zu laufen? Hier ist die Gleichung für ihre Curvatur: $xy + kz - y + yx - 2 =$ — Halt ein! rief Momus. Du weißt, ich bin ein **bel esprit**, was schiert mich die Algebra? Doch dächte ich, man könnte alles dieses mit ein wenig Witz viel leichter und besser ausführen. — Gut! sprach sie, mache dein witziges Meisterstück. Hier ist ein Vergrößerungsglas. Siehst du da den kleinen unansehnlichen schwarzen Punkt? „Was stellt der vor?" fragte Momus. Eine

Universität in der Gegend der Weser, Rinteln genannt. Allda wohnt mein Sohn Abbt, und er möchte lieber zu Athen wohnen. Strenge deinen Witz an, mache Rinteln zu Athen. Was sinnst du nach? He! das ist noch lange keine Welt erschaffen! — Der hagere Momus stand wie steinern da, schlug die Augen nieder, und damals soll sich die erste Schamröthe auf seinen bleichen Wangen gezeigt haben.

Was deucht Ihnen von dieser tollen Fabel? Sie fiel mir gleichwohl dabei ein, als ich Ihren Plan zu den Gegenbeherzigungen beurtheilen sollte. Du bist ein Verfasser der Literaturbriefe, dachte ich, du hast manchen Ochsen, manches Haus mit einigem Glücke getadelt; warum nicht auch Plane zu Gegenbeherzigungen. Jedoch ich habe mich betrogen. Ich bin das Land der Politik in meinem Leben so wenig durchreis't, daß mir alle Gegenstände in demselben noch fremd sind. Wie kann ich also Ihre Landkarte beurtheilen? Wenn W—n sokratische Gespräche macht, da ist schon besser tadeln!

Scherz bei Seite! Ich verstehe in Ihrem Entwurfe nicht Alles, aber was ich verstehe hat meinen völligen Beifall. Die Hauptidee ist unverbesserlich. Philosophie und Beredsamkeit können sich hier in Ihrem stärksten Glanze zeigen, und Ihre Belesenheit in der Geschichte kann Ihnen wichtige Dienste leisten. Herr v. M. ist kein Philosoph, und seine Belesenheit schränkt sich, wie es scheint, auf einige Neuere ein, die ihm den Kopf warm gemacht, aber nicht erleuchtet haben. Es gefällt mir ungemein, daß Sie Ihre Gegenbeherzigungen mit den Betrachtungen über die Würde des Menschen anfangen wollen. Der Verf. der Beherzigungen scheint sich ein anständiges Vergnügen daraus gemacht zu haben, den Menschen mit Pascal von der hypochondrischen Seite zu betrachten. Ich

denke immer, wer den Menschen so sehr verkleinert, der muß, wenn er kein verdorbenes Herz hat, wenigstens eine verdorbene Milz haben. Noch verzeiht man dem Pascal, daß er seine unmuthigen Gedanken treuherzig niedergeschrieben, aber seine Grillen als Wahrheiten zum Grunde eines Systems zu legen, ist in der That nicht zu verzeihen.

Die politische Freiheit, sagen Sie, sei eine der Würde des Menschenbürgers gemäße u. s. w. Warum nicht lieber der Vernunft gemäße? Doch wenn Sie erklären, was die Würde des Menschenbürgers sei, **tum me consentientem habes.** Auch diese Bestimmungen der wirklichen Handlungen zur politischen Hauptabsicht sind ja Gesetze, und die bestimmenden Personen Gesetzgeber? Nicht? Und das Wort Gesetz führt den Nebenbegriff mit sich, **quod sit determinatio *rationi* conformis,** und also — Doch ich vergesse meinen Momus. Nichts mehr von Ihrem Entwurfe.

Herr N. wird Ihnen die Abschrift dreier Privatschreiben von Abelardus Viribus, nebst Fulberts Antwort auf das eine überschicken. Wenn Sie die hebräischen Worte nicht verstehen, so lassen Sie es immer gut sein. Sie und Herr H*** werden vermuthlich auch deutsche Stellen in diesem Briefe nicht verstehen. (S. weiter unten: Briefe von und an H.)

Ihre kritische Verbesserung ist eine Seltenheit für unsere Briefe. Da können doch die Herren Z. und Konsorten sehen, was wir für gelehrte Leute sind. Ich wünschte nur, daß wir Herrn Ramler ins Garn ziehen könnten, damit wir Schande halber zuweilen auch ein Gedichtchen einrücken könnten, unsere poetische Blöße zu bedecken; denn ich schäme mich öfters, wenn ich daran gedenke, daß alle Verfasser der Briefe zusammen genommen kein Sinngedicht zur Welt bringen können.

Ich lege ein frisches Blatt an, und hier will ich bloß abschreiben. Eine philosophische Stelle aus einem alten und durchgehends verworfenen Buche, über die ich erstaunt bin. Lesen Sie, und sagen Sie mir, ob unsere heutigen Schönschreiber geschmückter oder unsere Philosophen gründlicher schreiben können? Einige Personen disputiren über Verhängniß, Freiheit und Vorsehung. Endlich vereinigen sie sich über folgende Punkte:

„Das göttliche Verhängniß sei zwar der erste Bewegungsgrund aller Dinge; Gott sehe all' unser Thun unveränderlich vorher, und hätte es gesehen, als die Natur sein Kind und Nichts zu Etwas worden. Allein dieses alles habe keinen Zwang in sich, bürde dem Menschen keine Nothwendigkeit, dieses Gute oder jenes Böse zu thun, auf; sondern es behielte unser Wille seine vollkommene Freiheit. Denn Gott habe nur deshalb unser Glück und Unglück so gewiß vorhergesehen, weil ihm zugleich oder vorher schon unter seine Augen geleuchtet hat, was wir von der Geburt bis in den Tod Böses oder Gutes beschließen würden. Unsere heutige oder die von der Nachwelt Gott bestimmte Andacht sei ihm so wenig neu als dies, was uns oder unsern Nachkommen begegnen soll. Jene sieht das Verhängniß als die Ursache, dieses als die verdiente Wirkung vorher. Daher es die gröbste Unvernunft wäre, wenn die ruchlose Verzweiflung es für einerlei halten wollte, ob man boshaft oder tugendhaft sei, und wenn sie ihr Thun einem geträumten Nothzwange des Himmels unterwirft. Sehen nicht die Sternseher auf tausend Jahre die Sonnen- und Mondfinsternisse, und zwar unveränderlich, vorher? Gleichwohl aber haben sie nichts weniger als einen Zwang über die Gestirne. Wir sehen von den Leuchtthürmen den Schiffbruch

eines auf Steinfelsen getriebenen Schiffs vor Augen. Wer wollte aber diesen insgemein mitleidenden Zuschauern den Zwang solches Unglücks beimessen? Der weise Zeno hat dem Diebe, welcher mit der Vorsehung sein Laster zu entschuldigen vermeinet, gar vernünftig geantwortet, daß er auch zu der Strafe versehen würde."

Und wenn Sie diese Stelle schön finden, so kann ich Ihnen aus eben demselben Schriftsteller mit einigen vortrefflichen Reden, mit erhabenen Gleichnissen und recht in dem Geschmacke Ihres Tacitus gemachten Betrachtungen aufwarten. Noch nenne ich Ihnen den Mann nicht, damit ich Ihnen noch andere Stellen ausschreiben könne. — Doch so viel! Der Verfasser ist ein Schlesier, und lebte im Jahre 1650.

Abbt an Mendelssohn.

Rinteln, den 28. April 1762.

Mache Rinteln zu Athen, spricht Minerva zum Momus und darauf lassen Sie den guten Momus lange nachsinnen, nach Art eines wahren Dialogisten, der allezeit eine seiner Personen dumm macht, um die andere desto klüger zu machen. Aber mit Ihrer Erlaubniß, diesmal will ich dem Momus zu Hülfe kommen. Bitte du, müßte mein Momus antworten, deinen Vater, daß er den Abbt lieber bei den Haaren ergreife (ob er gleich kein Prophet ist) und von Rinteln nach Athen führe. Das ist Mahomets Wunder mit dem Berge! Der Berg soll zu mir kommen, er kömmt nicht; dann sehet anstatt eines physischen ein moralisches Wunder! Ich Mahomet, der Knecht Gottes, demüthige mich, und gehe

zum Berge hin, da er sich weigert zu mir zu kommen. Welches Wunder war leichter? Aber freilich, wie Sie die Anlage machen, konnte Momus lange nachsinnen. Rinteln zu Athen! Die listige Minerva, nicht einmal ihre Eule hätte sie, glaube ich, dem guten Momus dazu geliehen, wenn er wirklich hätte Hand ans Werk legen wollen. Dies habe ich gegen Ihre Fabel einzuwenden, die mir sonst ungemein gefallen hat, und wie Sie leicht denken können, nicht am wenigsten wegen des Komplimentes: Sohn der Minerva. So sehr ich auch mich hierüber gefreut habe, so sehr wurde meine Freude durch die Beschreibung, die Sie von mir geben, gemäßigt: „B. ist ein Satrape im despotischen Reiche des Apolls. Bald möchte ich sagen: Sie lassen doch allenthalben einen heimlichen Groll gegen mich blicken, und heißen mich Professor. Ich habe Ihre Anmerkung über mein Gespräch mit P. noch nicht vergessen: „Warum heißt er den Mann niemals Herr College?"

Daß ich über meinen Plan, den ich Ihnen überschickt habe, wirklich brüten sollte, hätte ich anfangs gewiß nicht gedacht. Daran hat unser N. Schuld, der mir das Ei listiger Weise im Meßkatalogus unterlegt. Vor der Hand ist es mir lieb, daß Sie die Hauptidee billigen, und ich hoffe, daß ich die verschiedenen Kapitel so ziemlich in Verbindung bringen werde. Aus einem Gesichtspunkte betrachtet, wünschte ich, daß ich mit der Ausführung glücklich wäre, um zu zeigen, daß die belobte Methode der neueren Franzosen für die Deutschen eben kein Geheimniß sei. Denn Moser, der auch nach Absätzen schreibt, hat diese Methode gar nicht in seiner Gewalt. Wenn ich aufrichtig sein soll, so muß ich bekennen, daß ich diese Methode für die beste in Schriften halte, die nicht Kompendien sein sollen. Denn definiren kann man sicher auch

darin, und wenn ich bestimmt rede, und meine Begriffe aus einander folgen lasse, gesetzt auch, daß ich die Bindungsstellen verkleistere, was verlangt man mehr? Den Begriff der Würde des Menschen habe ich mit Fleiß in die Erklärung der Freiheit gebracht, um mich denen Herren zu nähern, die jenen Begriff so häufig brauchen. Unterdessen können Sie versichert sein, daß der Begriff soll auseinander gewickelt werden. Schon längst habe ich Ihre Methode, mein lieber Freund, den Begriffen im Angesichte des Lesers nach und nach die Bestimmungen zuzusetzen, studirt: ob ich sie werde erreicht haben, muß sich wohl zeigen.

Ich habe wohl kaum nöthig, die Bitte hinzuzusetzen, daß, käme ich mit der Schrift zu Stande, keine Seite ohne die Aufsicht des Mannes mit der scharfen Hippe gedruckt werden möchte. (S. weiter unten: Briefe von und an H.)

Da ich Gott Lob! von Prahlerei und Charlatanerie, am allermeisten gegen meine Freunde ganz frei bin, so muß ich Ihre Meinung von meiner historischen Belesenheit berichtigen. Sie ist nicht stark, mein lieber Freund. In meiner Jugend habe ich manche zusammenhängende Geschichte gelesen. Nachher fängt sich, wie Sie wissen, aus manchen Büchern ein Geschichtchen auf. Dieses, am rechten Orte angebracht, thut Wunder.

Ihren Briefwechsel habe ich durchstudirt, denn H. Briefe schlechtweg zu lesen, muß man wohl bleiben lassen. Ihr Einfall, daß er Dienste nehmen soll, ist vortrefflich, und kann noch besser werden, wenn wir folgendes beobachten. In einem Briefe von H. liegen Ideen zu wenigstens zehn Briefen. Wenn er also nur alle Vierteljahre einen schickt, so können wir ihn zerlegen, und mit gehöriger Oekonomie zehn-

mal traktiren. Leugnen kann ich es nicht; wenn ich gewiß wäre, daß sich die Verbindung der Ideen durch die Anatomie entdecken ließe, so möchte ich H. Gehirn noch lieber sehen, als Maupertuis eines Lappländers. Wenn Sie es für kein Wortspiel halten wollen, so hätte ich Lust, es mit dem Archipelagus zu vergleichen, wo Alles Nachbar ist, aber nur durch Schiffe zusammenkommen kann.

Ich möchte wohl wissen, wer das **billet-doux** an ihn geschrieben. Er scheint darüber aufgebracht zu sein. Dies können Sie sich auch merken, um das Kunststück Ihrer Politik vollständig zu machen. Fast däucht mir, daß Hr. H., um in der Allegorie zu bleiben, nicht leiden kann, daß ein Mardochai vor ihm nicht aufsteht. Doch ich thue ihm vielleicht Unrecht, und will ihn gern im Voraus um Verzeihung bitten.

Dies ist der zweite lange Brief, der unmittelbar auf einen noch längern folgt, den ich Ihnen erst vor 8 Tagen geschrieben habe. Wenn ich dadurch mit Ihnen auf's Gleiche komme, so ist meine Arbeit geschehen.

Um einen folgenden Brief von Ihnen wenigstens lehrreich zu machen, da ich die meinigen nicht dazu machen kann, will ich die Frage am Ende aufwerfen: Was ist der Unterschied zwischen der poetischen und prosaischen Prose? Ich falle deswegen darauf, weil mir in der schweizerischen Kritik ist vorgeworfen worden, daß mein Tod f. d. V. in jener geschrieben sei. Ich erinnere mich, daß Sie mir einst gesagt haben, in der Prosa muß kein Bild, keine Schilderei, kein Gleichniß, keine Figur angebracht werden, die bloß zum Schmuck dasteht, sondern sie müssen erläutern. Wenn dieses alles ist, so ist meine Frage ziemlich aufgelößt.

Wie steht es mit dem Shaftesbury? ich wollte, daß N. diesen lieber anstatt der Gegenbeherzigungen angekündigt hätte.

Leben Sie wohl für diesmal, lieber Freund. Ich wünsche Ihnen zu Ihrer bevorstehenden Verheirathung vieles Glück. Wünschen Sie mir dagegen, daß ich Sie wieder einmal in Berlin umarmen könne.

Für die Stelle aus dem alten Schlesier danke ich Ihnen. Schade, daß sie Withoff nicht gekannt hat. Er würde sonst gesagt haben: Wir sind Wolfen, Wolf Leibnitzen, Leibnitz dem Shaftesbury, Shaftesbury dem Schlesier, der Schlesier den Alten Alles schuldig.

Abbt an Mendelssohn.

Rinteln, den 23. Junius 1762.

Gleich nach Empfang Ihres kleinen aber freundschaftlichen Briefes, für den ich Ihnen aufrichtig und von ganzem Herzen danke, hatte ich eine Antwort darauf angefangen, die Sie nun längstens haben müßten, wenn ich sie hätte vollenden können. Allein, eine unvermuthete und plötzliche Veränderung meiner Wohnung, und die damit verknüpfte Unordnung machte, daß ich den Posttag verabsäumte, und ein verabsäumter Posttag zieht immer noch ein Paar zur Folge nach sich. Ich will also lieber einen neuen Brief in einem Athem wegschreiben, ob ich gleich meine ersteren geäußerten Gesinnungen noch nicht geändert habe.

Ihre Erinnerung, die Maßregeln zu meinem liebsten Wunsche, wo nicht ganz bei meinen Freunden, doch nicht weit

von Ihnen zu sein, zu ergreifen, rührt, wie ich überzeugt bin, von Ihrem ähnlichen Wunsche her, und ich darf Ihnen nicht erst sagen, was ich dabei empfinde. Ich weiß, daß Sie dabei eine ganze Seite denken, die ich nicht schreiben will. Und doch, theuerster Freund, will ich zur Erhaltung dieses Lieblings unter meinen Wünschen, der noch dazu fast mein einziger Wunsch ist, keinen einzigen von den Schritten thun, die Sie etwa vermuthen könnten. Nicht etwa aus Eigensinn, sondern aus einer festgesetzten, und wie ich hoffe, gegründeten Denkungsart, die ich Ihrer Prüfung als Freund überlasse. Meine bisherigen Glücks- und Ortsveränderungen haben sich immer ohne mein unmittelbares Zuthun ereignet. Bekanntschaften, die ich gemacht hatte; ein gerader Weg, den ich immer gegangen bin, unter der anhaltenden Bemühung, Leute, welche einen Einfluß haben können, wo nicht für mich zu gewinnen, mir doch wenigstens nicht abgeneigt zu machen; diese Dinge haben sich unmerklich ineinander geflochten, und die Knoten geknüpft, die bisher in meinem Lebensfaden hervorgeragt haben; und ich genieße dabei die Beruhigung, daß ich der Vorsicht bisher niemals in die Quere gelaufen bin. Der seel. Baumgarten sagte: jeder zufällige Erfolg hat seine Summe von positiven Größen, und sein Gegentheil die seinige von negativen gleich groß, wenn dieses Gegentheil eine Ausnahme in der besten Welt macht. Eins zu dem letztern gelegt, giebt ihm den Ausschlag. Nun ist bloß die Frage: wie weit geht unsere Erlaubniß dazu zu legen, und wie wissen wir, ob wir das Positive oder das Negative legen? Beide Fragen lassen sich, glaube ich, dadurch beantworten.

Wenn dringende Umstände eine Glücksveränderung wollen; so lege im Erlaubten so weit du kannst; und jedes Stück,

das den Erfolg vorbereitet, ohne sein Gegentheil noch ganz auszuschließen, ist positiv. Die letzte Einheit wird immer die schwerste. Halten Sie, wenn Sie wollen, meinen jezigen Zustand dagegen.

Ich habe in sächsischem Gelde gerechnet 800 Reichsthaler Besoldung. Wenn das Geld wieder durchaus **al pari** kömmt, so habe ich freilich nicht mehr als 400. Unterdessen, die letztern wären mir lieber 10 Meilen von Ihnen, als die erstern 40 Meilen von Ihnen. Es bleibt aber doch bei der Ueberlegung, nicht des Annehmens, sondern des Bewerbens, immer ein Moment. Die Wittwe muß außerdem das Gehalt noch ein ganzes Jahr genießen. Ferner: die Vorbereitungen sind gemacht. Ich kann in Berlin noch nicht ganz vergessen sein. Meine übrigen Freunde, bin ich versichert, denken wie Sie, mein liebster Freund! Durch die Verbindungen, welche Sie haben, kann mein Andenken erneuert werden. Erhalte ich ohne mein Zuthun einen Ruf; so nehme ich ihn, so viel ich jezt noch weiß, gewiß an. Aber ich selbst thue nicht einen einzigen Schritt deswegen. **Si quid novisti rectius istis candidus imperti.**

Seit einiger Zeit bin ich entsetzlich faul gewesen, zum Theil wegen meiner Gesundheitsumstände, da meine Intervallenanfälle von blinden Hämorrhoiden mich sehr träge machen; zum Theil wegen Unschlüssigkeit in Dingen, worin mich eine seltsame Verbindung von Umständen, und sehr viel auch meine Narrheit gesetzt hat; zum Theil auch wegen des Außenbleibens der Briefe von unserem N—, die mir immer eine Art von Anstoß zu unsern gemeinschaftlichen Arbeiten sind. Eine Rede auf den Russischen Frieden habe ich angefangen, wenn ich sie zu Stande bringe: **descendet in aures tuas.**

Leben Sie wohl, liebster Freund! Lieben Sie mich so sehr, als Sie verdienen von mir geliebt zu werden, und dies ist sehr viel.

Mendelssohn an Abbt.

Berlin, den 4. Heumonat 1762.

Seit einigen Wochen habe ich keinen Freund gesprochen, an keinen Freund geschrieben, nicht gedacht, nicht gelesen, nicht geschrieben, nur getändelt, geschmauset, heilige Gebräuche beobachtet, mich bald hier bald da zur Schau ausstellen lassen, und unter tausend andern vielbedeutenden Kleinigkeiten meine Zeit hinbringen müssen; denn die Stunde ist gekommen, mein bester Freund! die mir die Muse des Abälardi Virbii längstens angekündigt hat. Ein blauäugiges Mädchen, das ich nunmehr meine Frau nenne, hat das eiskalte Herz Ihres Freundes in Empfindungen zerlassen, und seinen Geist in tausend Zerstreuungen verwickelt, aus welchen er sich nunmehr nach und nach wieder loszuwinden suchet. Um mich zu sammeln, und wieder zu mir selbst zu kommen, ergreife ich dieses Blatt, und schreibe.

Ich habe Ihre Briefe jezt nicht vor mir, und weiß mich in der That nicht zu entsinnen, ob gewisse Punkte darinnen enthalten sind, die einer Antwort bedürfen. Auch schreibe ich diesen Brief nicht Ihretwegen, sondern einzig und allein zu meinem Vergnügen, weil mein Geist nach vernünftigem Umgange dürstet.

Ich habe Ihr Programma gelesen. Schön! Der Einfall

verdient eine weitläuftigere Ausführung. Schade, daß die Schreibart den Uebersetzer des Shaftesbury allzusehr verräth. Der Lord schreibt etwas schwerfällig, geschroben, zuweilen ein wenig ängstlich. Ich glaube nicht, daß er in diesem Stücke nachgeahmt zu werden verdiene. Plato hat eine Manier, die mit allen Vorzügen der Shaftesburyschen Schreibart noch eine unnachahmliche Leichtigkeit in der Wendung verbindet. Seine Prose fließt, selbst da, wo sie poetisch wird, so sanft, mit einer so stillen Majestät, daß, wer das Handwerk nicht versteht, glauben könnte, der Ausdruck habe ihn gar nichts gekostet. Ich habe niemals im Plato gelesen, ohne mich zu schämen, daß ich jemals die Feder angesetzt habe, denn wenigstens habe ich schon so viel in meinem Leben geschrieben, daß ich nunmehr die geschäftige Hand der Kunst durch den Flor der Natur erkennen kann. Ich fühle es, wie sehr der Mann gearbeitet haben muß, seinen edlen und feurigen Gedanken im Ausdrucke die feine Politur, die sanfte Rundung zu geben, die allein einen Fontenelle zum berühmten Schriftsteller macht. Wir Nachlässigen machen es beinahe wie die Sechswöchnerinnen. Zufrieden, daß sie eine leidliche Geburt hergeben, schließen sie die matten Augen zu, und bekümmern sich wenig um derselben Säuberung. Ich sage wir, liebster Freund! denn ich glaube, wir geben uns einander in diesem Punkte nichts nach. Wir zirkeln und bilden eine Periode, aber wir wissen das Geheimniß nicht, mit der letzten Meisterhand den Schweiß der Kunst von ihrem Angesichte zu wischen.

Lassen Sie Ihren antiken Schwärmer nicht so bald verschwinden. Führen Sie ihn öfters auf unsere hohen Schulen. Lassen Sie ihn einer Disputation, oder sonst einer pedanti-

schen Schulübung beiwohnen, und seine Gedanken darüber eröffnen. Der Kontrast fällt sehr in die Augen. Aber halten Sie es für nicht zu gering, auch den Musenlosen verständlich zu sein. Geben Sie Ihren gründlichen Gedanken einen leichten und faßlichen Schwung; so werden Sie von Ungelehrten sowohl als Gelehrten gelesen werden. Jene werden Sie zu verstehen glauben, und diese mehr verstehen, als sie sagen können. Halten Sie mir meinen Schulmeisterton zu gute, bester Freund! Ich kann den Literaturbriefschreiber nicht ganz verleugnen, und rede immer von meiner kritischen Höhe herab, ohne zu bedenken, wen ich vor mir habe. Ein Kunstrichter muß eine Hundsstirne haben. — Das ist schon wahr, aber nur zur Maske, so oft er auftritt, und die Zuschauer unterhalten will. Aber weg mit der ungezogenen Larve, sobald er hinter der Bühne zu seinen Freunden kömmt! Wenn er auch da noch unbescheiden bleibt, so ist er unerträglich. Um Verzeihung also!

Und wenn Ihr ehrlicher Alter in diesem Jahre noch einmal erscheinen sollte, so verbieten Sie ihm, kein Wort mehr von dem Hange der Seele zur ausgedehnten Anschauung sich merken zu lassen. Der Schwatzhafte! hat ihn der Pr. Abbt lesen lassen, was er bei der Akademie einschicken will, warum muß er sogleich aus der Schule plaudern? — Mit seiner Note hätte er vollends zu Hause bleiben können. Weit eher kann ein englischer Gaukler in eine Bouteille, als die korpulente Materie durch den engen Hals einer Note kriechen.

Vielleicht hat Niemand so gut, als ich verstanden, was diese mystische Note verrathen will. Herr N. — hat Ihnen bereits gemeldet, daß ich auf denselben Einfall gekommen, als Sie, nemlich um den Preis zu arbeiten. Meine Abhandlung

hat vier Abschnitte, davon drei bereits entworfen sind. Wäre ich nicht von häuslichen Geschäften unterbrochen worden, so hätten sie schon fertig, und vielleicht schon in einer andern Sprache übersetzt sein können. Denn ich bin Willens, sie von Herrn * * *, wenn Sie mir's nicht etwa abrathen, ins Lateinische übersetzen zu lassen. Als ich aus Ihrem Schreiben ersah, daß Sie um den Preis sich bewerben wollen, war mein erster Einfall, meine Arbeit einzustellen, und das fertige Manuskript nach Rinteln reisen zu lassen. Der Begriff, daß meine Ausarbeitung mit der Ihrigen ringen sollte, machte mich schüchtern. Jedoch der Rath unseres Freundes, und meine reifere Ueberlegung bewogen mich, diesen Entschluß zu ändern. Ich gestehe es, daß ich den Helden lieber nicht gekannt hätte, mit dem ich zu kämpfen habe. Da er sich aber einmal zu erkennen gegeben; so erfodern die ritterlichen Gesetze, daß ich auch meinen Helm aus den Augen rücke, und meinen Freund vor dem Zweikampfe noch einmal umarme. — —

Zu Anfange des künftigen Jahres wollen wir unsere Waffen vertauschen. Ich schicke Ihnen meine Ausarbeitung, und Sie mir die Ihrige; aber nicht eher, damit wir uns einander nicht verwirren, und alsdann das Vergnügen haben, zu sehen, was für Wege wir einschlagen, wenn wir, uns einander unbekannt, über dieselbe Materie schreiben. Unterliege ich, so ist es doch mein Freund, der den Sieg davon trägt. — Sie sehen, ich spreche immer, als wenn ich wüßte, daß Niemand um den Preis eifern könnte, als Sie und ich. —

Herr * * * hat Ihnen geschrieben, daß ich meine philosophischen Schriften selbst rezensiren wollte. Der hat gelogen! Ich gebe Ihnen Ihr Versprechen nicht wieder zurück, und beschwöre Sie vielmehr bei unserer Freundschaft, mich bald vor

Ihren Richterstuhl zu fodern. Wenn Sie mich lieben, so sehen Sie immer auf die kritische Waage, ohne den mindesten Blick auf den Klienten zu werfen. Sinkt sein Schicksal zur Erde, so zerbrechen Sie den Stab mit dem Ernste eines Höllenrichters, und sodann umarmen Sie Ihren Freund! Sie können sich nicht vorstellen, wie sehr mich die geringste Nachsicht kränken wird. Besonders aber bitte ich um Ihr philosophisches Urtheil über die erste und vierte Abhandlung des zweiten Theils. Noch hat kein Rezensent die Liebe zur Wahrheit gehabt, dem Publikum zu sagen, ob ich Recht oder Unrecht habe. Die Mehresten scheinen nichts mehr als meine Vorrede gelesen zu haben.

Besonders da die Franzosen gegenwärtig so viel Deutsch lesen, da auch die Literaturbriefe von ihnen mit Beifall aufgenommen, und gelesen werden, da sie aber, wenn sie von deutschen Schriften in ihrem **Journal étranger** reden wollen, immer nicht wissen, woran sie recht sind, und ziemlich linke Urtheile fällen; so wünschte ich freilich, daß Sie denselben zuvorkommen, und ihnen zu verstehen geben möchten, mit welchem Auge man unsere philosophischen Schriften betrachten muß. Die guten Herren haben meine Briefe im **Journal étranger** übersetzt, und davon ganz seltsam geurtheilet. Erstlich schreiben sie alle philosophische Lehrsätze, die in denselben vorkommen, auf meine Rechnung, und halten mich für einen sehr tiefsinnigen Geist. Allein, sie beklagen sich über meine entsetzliche Dunkelheit. Beide falsche Urtheile kommen daher, weil ihnen noch in unserer Weltweisheit alles neu ist, weil sie nicht wissen, wie vieles man in Deutschland als bekannt voraussetzen kann, wie vieles bei uns jedes ehrliche Menschengesicht auf hohen Schulen einsaugt, das ein Franzose in das Land

der **Idées creuses** verschickt. Wer kann dafür, wenn diesem hernach vieles dunkel scheinet? — Wenn Sie, mein Freund, also denselben vorgreifen, und ihnen gewissenhaft anzeigen, wie wenig Neues ich hinzugethan, wie vieles ich aus den Kompendien habe, die in Deutschland durchgehends bekannt sind, und wie kurz man bei uns über gewisse philosophische Materien sein muß, weil sie schon bis zum Ekel wiedergekauet worden sind; — wenn Sie dieses alles in Ihrer Rezension sagen wollten — Doch was habe ich Ihnen vorzuschreiben? Sagen Sie, was Sie wollen, nur die Wahrheit!

Die Nachrichten aus der Schweiz, die Sie in den Briefen ꝛc. werden gelesen haben, sind von dem Herrn Iselin, Rathschreiber des Eidgenössischen Freistaates Basel, oder vielmehr Verfasser der philosophischen und patriotischen Träume eines Menschenfreundes. Er hat an mich geschrieben, und mich ersucht, ich möchte ihm geschickte Subjekte vorschlagen, die den Absichten seiner Gesellschaft beförderlich sein könnten, und ich habe ihm Niemanden in Vorschlag zu bringen gewußt, als Sie und den Herrn von Moser. Machen Sie sich also gefaßt, mit der nächsten Post Briefe aus der Schweiz zu erhalten.

Ich habe die ungeheuere Rezension von Ihrer kleinen Schrift in den Züricherischen Freimüthigen Nachrichten durchgelesen, aber nicht eine Zeile davon verstanden. Die Herren sind ganz unmenschlich erbittert auf Alles, was in unsern Briefen nicht getadelt wird, und da sie sich noch überdem als Republikaner ihre Vorrechte auf die Freiheit nicht gern rauben lassen; so haben Sie noch von Gunst zu sagen, daß Sie so leidlich davon gekommen sind. In der Hauptsache haben Sie Ihnen nicht einen einzigen erheblichen Ein-

wurf gemacht, und ich zweifle, ob Sie nöthig haben zu antworten. Jedoch möchten jene vielleicht in dem einzigen Punkte Recht haben, daß Ihre Prose allzusehr an die Poesie gränzt. Worin das tadelhafte Poetische bestehen mag, weiß ich so eigentlich nicht. Vermuthlich in den prächtigen Beiwörtern, in Figuren und Gleichnissen, die nur schmücken, nicht erläutern. Ich möchte freilich lieber mit Ihnen poetische Prose, als mit manchem Schweizer prosaische Poesie geschrieben haben, so wie ich lieber der reichste Bettler, als der ärmste Baron sein möchte. Indessen ist es doch nicht zu leugnen, daß jenem der Federhut so wenig anstehe, als diesem der Bettelsack.

Genug für heute! Wenn ich meiner Begierde mit Ihnen zu plaudern folgen wollte, so legte ich noch einen Bogen an. Denn glauben Sie mir, daß mir Berlin gewissermaßen so öde ist, als Ihnen Rinteln immer sein kann. Meine Zeit ist zu eingeschränkt, um lebendige Gesellschaft zu suchen. N. kann ich nicht immer sehen. Wenn ich also vernünftigen Umgang haben will, so muß ich lesen, oder an Freunde schreiben, und wer verwehrt Ihnen dies zu Rinteln? Schreiben Sie also, mein theurer Freund! fleißig an uns, fleißig an unsern Offizier. Ich breche jezt ab, um meine Gäste zu bewirthen, die schon verdrießlich zu werden anfangen. In einigen Posttagen besuche ich Sie wieder. Leben Sie wohl.

Abbt an Mendelssohn.

Rinteln, den 21. Heumonat 1762.

Ihr Brief ist mir ganz unerwartet gekommen, und hat mir fast mehr Vergnügen gemacht, als alle Ihre andern Briefe, ob es gleich diesen niemals gefehlt hat.

Ich wünsche überhaupt, daß es Ihnen oft in einer glücklichen Stunde einfallen möge, an mich zu schreiben, weil es mir ganz nothwendig ist, durch die Briefe meiner wenigen Freunde an dem traurigen Orte, wohin ich verstoßen bin, aufgemuntert zu werden. Dieses wird ebenfalls ein Mittel sein, unsere Freundschaft immer wärmer zu machen, und ich schmeichle mir, daß ich in Ihren jüngsten Briefen schon mehr Spuren davon entdecke. Daß ich von meiner Seite nichts sparen werde, Ihnen die stärksten Beweise, nicht bloß meiner Achtung, denn diese habe ich mit sehr vielen Andern gemein, sondern auch und vornehmlich der freundschaftlichsten Treue, und dieses soll mir mit Wenigen eigen bleiben, zu geben, werden Sie, hoffe ich, aus meinem bisherigen Betragen schließen. Wertheſter Freund, wenn ich Sie nicht lehren kann, so kann ich Sie lieben, und anstatt eines witzigen Einfalls muß Ihnen eine redliche Versicherung angenehm sein.

Halten Sie dies nicht für eine Vorrede. Ich muß zuweilen meinem Herzen, das sich hier gegen Niemand aufschließen kann, Luft machen, und in den Busen eines Freundes meine Unruhen und meine Klagen, die wohl oft thöricht sind, ausschütten. Aber erst muß ich wissen, daß dieser Busen für mich offen ist. Ich antworte nun auf Ihren Brief.

Fast möchte ich schelten, daß Sie wegen Ihrer Kritik über mein Programma eine Entschuldigung machen. Ich habe schon auf Rache gedacht. Ich werde Sie bei der Rezension Ihrer Schriften im Stil der gelehrten Zeitungen loben. Ist die Rache stark genug? Von Ihnen will ich frei beurtheilt sein, und Sie haben mit Recht das Steife an meinem Stil getadelt. Hier hat man mein Programma für ganz

unverständlich ausgeschrien. Das aber dächte ich nun nicht. Und vor einer halben Stunde habe ich erfahren, daß es in den Erlanger gelehrten Zeitungen sehr nachtheilig soll rezensirt sein. Immerhin, ich stehe den Herrn Erlangern zu Diensten. So lange Sie, mein theuerster Freund, das Elend oder unsers N. Leibwort (wie seine Feinde sagen), das Wehe! noch nicht über mich ausrufen, so bin ich ganz ruhig.

Bei Ihrer Vergleichung zwischen Plato und sich selbst, ist mir eingefallen: Geschieht dies am grünen Holze, was will am dürren werden? Doch dies ist ja aus dem neuen Testamente. Um noch ein Wort von meinem Stil zu sagen, so versichere ich Sie aufrichtig, daß ich je länger je weniger damit zufrieden bin. Nur das Bessermachen, das Mittel zwischen wässerig und steif; die wahre Naivetät! ich glaube, dazu gehöret mehr als Begeisterung, oder wenigstens die reinste Begeisterung. Diderot selbst klagt über den Mangel daran, und was bin ich gegen Diderot? Mir hat längst gedeucht, daß wir in Deutschland unsern Stil nur bis zu einem gewissen Grade bessern, und dann platterdings stille stehen. Wir wissen kaum, was uns noch fehlt. Und ich weiß wenigstens nicht, wie ich es anfange, um anders zu schreiben.

Die Kreuzzüge eines Philologen habe ich gelesen. Hierüber meine Muthmaßung! Lesen Sie die Klagen bei dem Tode seiner Mutter, oder wie sie heißen. Eine offenbare Nachahmung vom Young, Stil, Gedanken, Uebergang auf andere Materien. Nun muthmaße ich, H. hat sich geschämt, ein bloßer Nachahmer von Young zu sein, und durch seine feurige Einbildungskraft unterstützt, ist er auf seinen seltsamen Stil gerathen, davon unstreitig seine Rhapsodie das **non plus ultra** ist, denn ich biete ihm

selbst Trotz, etwas Vollständigeres in dieser Art zu machen. Ein Glück ist, daß er keine Nachahmer finden kann, sonst möchte uns Gott gnädig sein. Manchmal habe ich dabei gedacht: wenn Jakob Böhme studirt hätte! Ich höre, daß Sie es rezensiren wollen, und Ihre Rezension zu sehen, glauben Sie leicht, muß ich begierig sein.

Ueber unsern Vorsatz, in Absicht auf den Preis der Akademie, haben Sie Alles gesagt, was jezt in diesem Briefe stehen sollte, so daß ich mich schäme, den Ihrigen abzuschreiben. Ich kann also weiter nichts antworten. Nur muß ich Ihnen zur gewissen Nachricht sagen, daß die Akademie eben so gern deutsche Abhandlungen sieht, und daß Sie also nicht nöthig haben, die Ihrige ins Lateinische übersetzen zu lassen. Sie würde auch durch die Uebersetzung unstreitig verlieren, so sehr *** auch das Lateinische in seiner Gewalt haben möchte. Wie, wenn ihm die Kenntniß der Sache fehlte?

Für Ihre Empfehlung nach der Schweiz, und für die Rettung meiner wahren Ehre danke ich Ihnen, noch mehr aber für den Bewegungsgrund dazu, der einzig und allein Ihre Freundschaft sein kann. Wenn Herr Iselin auch schon an mich geschrieben hat; so zweifle ich doch, daß ich seinen Brief so bald erhalten werde, weil jezt keine Briefe bei Kassel durchkommen.

Sehen Sie ja meine letzten zum Druck überschickten Briefe scharf durch. Ich bin so zerstreut gewesen, nicht von außen, sondern von innen, als ich sie geschrieben. Sie können nicht begreifen, was mir wehren könnte, an Sie oft einen Brief zu schicken. Eine kleine Hülfe zur Begreiflichkeit! Diese Woche habe ich müssen eine lateinische Oration halten, folglich ziemlich viel Zeit verdorben. Morgen ist Prorektoratswechsel, dabei muß ich erst eine lange Predigt anhören, und das Te

Deum laudamus singen, und dies ist, wie Ihnen unser N. sagen wird, ein langes Lied; sodann zwei lange lateinische Orationen anhören, mit einem Worte 5 oder 6 Stunden von meinem Leben mit aller Höllenangst eines Mörders tödten. Glauben Sie nicht, daß dergleichen Dinge auf folgende acht Tage untüchtig machen? O mein liebster Freund, was für ein Leben ist dies! andere Kindereien und Verdrießlichkeiten zu geschweigen.

Ich habe schon im Ernst gedacht, ob ich nicht noch anfange, Jura zu studiren, um künftig einmal von Universitäten ganz weg und in ein Justizkollegium zu kommen. Denn, daß ich es auf Universitäten aushalte, glaube ich nimmermehr! Stellen Sie sich vor, daß ich erst 24 Jahre alt bin, und denken Sie sich die wahrscheinliche Zeit der Lebenslänge dazu, wenn mich nicht der Verdruß, welcher stille fortnagt, durch einen schleunigern Tod eher befreit. Was sagen Sie dazu? Ich bin wirklich manchmal so unzufrieden mit mir selbst, und mit meiner Situation, daß ich die schwarzen Stunden, welche ich alsdann habe, meinem Feinde nicht gönnen will. Das höchste ist seine Versetzung nach R. —

Ich weiß jezt eben nichts weiter zu schreiben. Leben Sie wohl, lieben Sie mich, schreiben Sie frei, ohne Komplimente, schonen Sie meiner nicht, und sein Sie versichert, daß Sie Ihre Freundschaft an keinen Undankbaren verschwenden.

Mendelssohn an Abbt.

Berlin, den 2. Wintermonat 1762.

Wir leben in einer düstern, schwermüthigen Zeit. Freunde vergessen einander, Brüder kennen sich nicht mehr. Zu Was-

ser und zu Lande, vom Aufgange bis zum Niedergange ist ein Menschenwürgen. Könige gehen zu Fuß, Geldwechsler fahren mit Sechsen, Dichter belagern Festungen, und Weltweise heirathen. Alles ist in der größten Unordnung, und was das Schlimmste ist, die guten Schriftsteller nehmen überhand, und die Literaturbriefe werden loben oder verstummen müssen.

In der That, mein Freund! ich weiß nicht, was wir anfangen werden? Wielands Shakespeare, Geßners Schriften, Hagedorns Betrachtung über die Malerei, Winkelmanns herkulanische Alterthümer, Mengs über die Schönheit und den Geschmack, Weiße's Amazonenlieder und Trauerspiele. — Ist es doch, als wenn sich die Deutschen zusammen verschworen hätten, uns arme Piraten zu Schanden zu machen! Am Ende werden wir auf unsere eigenen Briefe schimpfen, und gute Nacht sagen müssen.

Wenn uns doch die Könige diesen Winter den Gefallen thun wollten, Friede zu machen; so könnten wir uns noch mit einem Scheine von Ehre aus dem Spiele ziehen, und unsern Offizier selbst lesen lassen. So lange diese aber noch im Felde stehen, müssen wir noch unsere letzten Kräfte wagen, und den Krieg fortsetzen. Zum Glück besitze ich noch einen kleinen Vorrath, und wenn die Noth an den Mann kommt, so bin ich dem Herrn R. — eine Antwort schuldig. — Doch nein! ich bin nicht Willens, mit einem Manne anzubinden, der in der That Hochachtung verdient, ob er gleich in seiner elenden Vertheidigung aus einem Professortone spricht, der ganz unausstehlich ist. Er ist so unglimpflich, mir Absichten anzudichten, mir Beschuldigungen aufzubürden, auf die ich ohne Bitterkeit nicht würde antworten können. Was ich zu

seinen Vertheidigungsgründen sagen soll, weiß ich in der That nicht. Ich muß mich entweder entsetzlich links ausgedrückt, oder Herr R.— sich vorgenommen haben, mich durchaus nicht zu verstehen. Nirgends trifft er den rechten Punkt, niemals paßt seine Antwort auf meine Erinnerung. So könnten wir in Ewigkeit Streitschriften wechseln. Lieber soll Herr R.— Recht haben!

Ich habe Hume's Geschichte von England gelesen. Unvergleichlich! Was mir an ihm am meisten gefällt, ist die Art und Weise, wie er Karaktere und Begebenheiten entwickelt. Sein Zweifelgeist hat ihm hier treffliche Dienste geleistet. Er zeigt beides, die gute und schlechte Seite seiner Karaktere, die vorher bestimmlichen und zufälligen Ursachen einer jeden Begebenheit, und stellt jene so vermischt, und diese so in einander geflochten vor, wie sie in der Natur zu sein pflegen. Ich bin allezeit mißtrauisch gegen einen Geschichtschreiber, der die Karaktere unveränderlich, und Ursachen und Wirkungen so übereinstimmend vorstellt, wie in einem Romane. — Seine Schreibart ist unvergleichlich. Sagen Sie mir doch, ob ich mich betrüge, wenn ich ihn in Ansehung des Vortrags mit dem Sallust vergleiche. Dieselbe abgemessene Kürze, dieselbe Deutlichkeit und Energie, dieselbe Würde in den Gesinnungen.

Nur daß er sich mehr in philosophischen Betrachtungen, als in Erzählungen zu gefallen scheint. Hiedurch ist er öfters in Gefahr, den Leser zu ermüden. Es ist wahr, er setzt ihn in den Stand, von dem verwickelten Staatsinteresse der Engländer, und von der Vermischung der Religions- und politischen Grundsätze der verschiedenen Partheien richtig zu urtheilen; allein er kömmt gar zu oft auf diese Topiks zurück, und eilt über die Begebenheiten so flüchtig hinweg, als wenn sie

nur sein Nebenwerk wären. — Seine Beurtheilung der Schriftsteller ist ziemlich unpartheiisch.

Herr Lessing hat geschrieben, und einen Beitrag zu den Literaturbriefen versprochen. Leben Sie wohl, mein theuerster Freund, und vergessen Sie niemals, daß zu Berlin unter der Last von tausend unangenehmen Geschäften, beim Ueberflusse an blasenden Postillionen, und beim Mangel an vielen nothwendigen Dingen, ein verheiratheter Philosoph lebt, der sich nennet ꝛc.

Abbt an Mendelssohn.

Rinteln, den 10. Wintermonat 1762.

Willkommen, liebster Freund, nach einer so langen Abwesenheit! Denn nur Ihr Stillschweigen rechne ich für eine gänzliche Abwesenheit. Ich habe wirklich die Ursachen von jenem nicht mehr ergrübeln können, weil ich wußte, daß Ihnen das Schreiben an einige Freunde, worunter ich mich rechne, Vergnügen machte, und es blieb mir nichts mehr übrig, als Baumgartens Metaphysik im psychologischen Theile nachzuschlagen.

Ich bin seit der ganzen Zeit (und sie ist lang genug, um zur Historie zu werden), wie Sie wissen, unruhig in meinem Gemüthe gewesen, und habe leider die Befriedigung noch nicht, welche nur in einer Seele wohnt, die höhere Absichten hegen kann, als sich erst einen bequemen Standort auf dieser Erde zu verschaffen.

Doch was bekümmert sich der verheirathete Philosoph in Berlin darum, der wenigstens von der Frau zu den Büchern

seine Zuflucht nehmen kann, da ich beinahe von Büchern zu einer Frau zu entfliehen mich entschlossen hätte. Sie können denken, wie häßlich die Musen in Westphalen aussehen müssen, wenn man in Versuchung kommt, ihnen eine westphälische Sterbliche vorzuziehen. In der That, in Rinteln wollen sie nur essen, und sie hassen das Schöne.

Wenn ich nicht auf Aeltern zurücksehen müßte, die bei den Söhnen das Außerordentliche nicht lieben; so wäre mein Entschluß längst gefaßt gewesen. — Winkelmann, der Conrektor zu Seehausen, während der Sonntags-Frühpredigt querfeldein, nach Dresden zu. — Sie wissen doch seine Historie. Rinteln wäre der Ort zur Parallele, nur mein angetauftes Glaubensbekenntniß würde ich nicht ändern. Was ich aber jezt noch thun werde, mag Gott wissen. Bei der jezigen Gegenwart unsers Hofes habe ich Projekte gemacht, die wohl nicht zur Ausführung kommen werden. **Desiderium amicorum!** Werde ich diese Worte immer mit nagender Empfindung hinsetzen müssen? Nicolai's Garten, Sonnabends um 2 Uhr der kleine Mann in der Entfernung; dann einmal umarmt, satt gesprochen, vergnügt und besser von ihm weggegangen. Sollen dieses meine Freunde nur vom Jahr 1761 von mir erzählen?

Wenn Sie mir in einer scherzenden Antitheſe schreiben, daß Sie manches Nothwendige entbehren; so bedenken Sie nicht, daß es Christenherzen giebt, die über den Druck einer jüdischen Tugend bluten können. Ich wollte nicht, daß Brutus Ihren Brief kurz vor seinem Ende gelesen hätte. — Sie werden den Uebergang leicht merken, — ich fange an die Historie zu hassen. Was für eine Erde? Was sollen wir zur Bestimmung der Menschen sagen? Ich glaube immer, daß

wir, nach meinem Begriffe, nichts davon wissen, und habe es deswegen in der Rezension über Süßmilchs Ordnung hingeschrieben. Sie muß in einen viel größern Plan gehören, davon wir nichts verstehen? Gut! das ist bekannt. Aber was können wir nun auf der Erde davon nützen? Weiter nichts als dieses, deucht mir, daß jeder Mensch sein eigenes Glück durch seine Tugend machen müsse, und daß sich die Vorsicht weiter in keine Belohnungen oder Strafen mische, als in so fern sie ihren Plan durchsetzen muß. Diese allgemeinen Betrachtungen versichern den Denkenden von der Wahrheit seines Systems der Glückseligkeit, davon Andere nichts begreifen. Dies sind wenigstens die Gedanken, welche bei Lesung der Historie aufsteigen.

Ich bin jezt gezwungen, Historie zu lesen, und habe schon angefangen, Gebauers Geschichte von Portugal nach meiner Art auszuarbeiten. Denn bis jezt halte ich sie bloß für das Manuskript eines gelehrten Forschers, der nicht schreiben kann. Bringe ich etwas zu meiner Zufriedenheit heraus, so bekommen Sie es, und allenfalls auch das Publikum.

Nachdem ich mich darin etwas herausgearbeitet, und auch die Literaturbriefe versorgt habe; so soll mich nun nichts als meine Untauglichkeit abhalten, über die Preisfrage der Akademie zu arbeiten. Ich merke aber, daß wir ganz verschiedener Meinung sein werden.

Ich freue mich, daß Sie mit Hume's Geschichte so wohl zufrieden sind; aber Sallust scheint mir viel kürzer. Hume's Schreibart ist auch viel periodischer; darin scheint er mir dem Livius näher. Ich denke immer, die Historie wäre noch ein Feld für die Deutschen! — Lesen Sie auch Robertsons Geschichte von Schottland; Sie werden mir

danken. Nur ist der Unterschied zwischen ihm und Hume, daß Robertson oft predigt.

Von allen Ihren deutschen Schriften, die gut sein sollen, habe ich noch keine gesehen, denn ich lebe in Rinteln. Von Herrn Iselin habe ich noch keinen Brief gesehen, obgleich die Casselsche Post seit ein Paar Tagen offen ist. Hier hat man eine Nachricht, daß der Friede gezeichnet sei. Amen.

Mendelssohn an Abbt.

Berlin, den 20. Wintermonat 1763.

Ich hatte eher Vorwürfe als Entschuldigungen von Ihnen erwartet, denn wo ich nicht irre, bin ich Ihr Schuldner. Jedoch bei jezigen Zeiten müssen schon die Gläubiger gute Worte geben, und mit Behutsamkeit mahnen. Ich verstehe Sie; Sie sollen befriedigt werden! ich will Ihnen so oft und so lange schreiben, daß Sie sich lieber zu Berlin als zu Rinteln wünschen sollen, wäre es auch nur, um meiner Briefe überhoben zu sein.

Trasymachus hieß der grimmige Sophist, dem Sokrates nicht würde haben antworten können, wenn er nicht zum Glücke Zeit gewonnen hätte, ihm zuerst ins Gesicht zu sehen. Glauben Sie aber nicht, daß meine lammsfromme Aufführung, so wie des Sokrates, Ironie zum Grunde gehabt habe. Ich achte den Herrn R. wirklich hoch, und möchte nicht gern im Verdacht sein, als hätte ich diesen ehrwürdigen Greis beleidigen wollen. Es ist wahr, seine Vertheidigung ist höchst elend, und seine Aufführung so professormäßig als möglich. Allein der Mann hat gleichwohl große

Verdienste, und die Feinde der Briefe würden zu sehr triumphirt haben, wenn sie einen R. zum Bundesgenossen bekommen hätten. — — Ihre Parallele mag also unter uns bleiben. **S. C.** —

Ihre Briefe über die Moserschen kleinen Schriften — — **imprimantur!** die Literaturbriefe ziehen einen schwachen Athem, seitdem ich ihre Wolfsart so sehr geschwächt habe. Wenn Sie ihnen nicht neuen Muth einhauchen, so bekommen sie ihre bußfertige Stunde, und sterben. In dem 16ten Bande wird so schon Alles gelobt. Sie den Justi (**mirabile dictu!**) N. Gesnern, Winkelmann, Weißen; ich vielleicht Wieland, Raben, und wer mir sonst unter die Hände kommen wird, nur die Fr. Karschin nicht, die ich auf den 17ten Band erspare, und schwerlich werde loben können. Wenn also die Briefe mit dem 16ten Bande ihren Geist aufgeben sollten, was würden die Leser von unserer schnellen Bekehrung denken? Nein! da sie wie ein ungestümer Achilles gelebt, so müssen sie nicht wie ein frommer Aeneas entschlafen.

Herr Iselin muß Sie einigemal verfehlt haben, denn er bedauert es in seinem letzten Schreiben sehr. Um so viel mehr freuet es mich, daß Sie ihn endlich dennoch gesprochen haben. Der Mann gefällt mir ungemein, und ich verspreche mir überaus viel Gutes von der Geschichte der Entwickelung der Menschheit, die er in dem ersten Bande der Schriften der patriotischen Gesellschaft zu liefern verspricht.

Mylord Home, der Verfasser der **Elements of criticism**, liefert in demselben Bande eine Abhandlung über die Grundsätze der Sittlichkeit, die sehr schön sein soll. Seine Grundsätze der Kritik sind vortrefflich, und er hat das Glück

gehabt, in Herrn Meinhard, dem Verfasser des Versuchs über die italienische Dichtkunst, einen so vortrefflichen Uebersetzer zu finden, als Batteux an Ramlern gefunden hat.

Des Herrn Bonnet **Essai analytique sur l'ame** habe ich nicht, wohl aber seine **Considerations sur les corps organisés** gelesen; zwar nur ein einziges Mal, und etwas flüchtig. Lessing, der sich eben damals einige Tage allhier aufgehalten, hat mir das Buch aus den Händen gerissen, und mit nach Breslau genommen. Die erste Durchlesung hat mich ungemein ergötzt. Ich muß sehen, wo ich seiner übrigen Schriften habhaft werden kann.

Ich komme zu Ihrer Uebersetzung von meiner Abhandlung, und werde Ihnen meine Gedanken darüber so offenherzig sagen, als Sie es von einem Freunde erwarten können. Sie haben die Pflicht eines Uebersetzers, so viel ich davon urtheilen kann, vollkommen erfüllt, aber nicht die Pflicht eines Freundes. Die metaphysischen Subtilitäten nehmen sich im Französischen so wenig aus, daß sie ihrem Verfasser unmöglich Ehre machen können. Ich verspreche mir keines einzigen Franzosen Beifall. Was mich wahrhaftig ergötzt, ist, daß die Abhandlung Ihnen nothwendig gefallen haben muß, sonst würden Sie sich, unserer Freundschaft ungeachtet, nicht so viele Mühe darum gegeben haben. Auf Ihren Beifall, mein Freund, thut sich meine Eigenliebe was rechtes zu gute, allein von einer andern Seite ist sie ziemlich gedemüthigt worden. Ich hatte mir allezeit geschmeichelt, meine Schriften müßten sich im Französischen lesen lassen, und siehe! ich hatte mich betrogen.

Genug von einer undankbaren Arbeit, bei welcher ich Ihre Mühe bedauere. Wenn Sie uns künftig etwas Gedruck-

tes zuschicken, so sei es eine eigene Ausarbeitung, oder wenn Sie übersetzen wollen, so übersetzen Sie den Tacitus, der Ihre Mühe besser belohnt. — Ihre Anmerkung über die Unvollständigkeit der Ausmessung der Kraft der Triebfedern ist vollkommen gegründet, und ich bin mit dem Gliede, das Sie zu dem Verhältnisse hinzugethan, sehr wohl zufrieden.

Ihre Abhandlung für die Akademie hatte ich kaum durchgelesen, als mir der Herr von Rohr sie abfoderte. Ich werde sie von demselben abholen lassen, und zum zweiten Male mit Aufmerksamkeit lesen. Daß wir in principiis sehr von einander abgehen, werden Sie aus meiner Abhandlung ersehen haben. Glauben Sie aber ja nicht, daß ich mir einbilde, gesiegt zu haben, weil die Akademie mir den Preis zuerkannt hat. Ich weiß gar wohl, daß im Kriege nicht selten der schlechtere General den Sieg davon trägt. Wir müssen den Streit unter uns ausmachen. Wenn ich Sie nicht überzeuge, so ist dieses Beweis genug, daß meine Gründe die erwünschte Evidenz nicht haben. In der That, wenn Freunde unter sich ohne Eigensinn, ohne Nebenabsichten, mit lauterm Herzen die Wege zur Wahrheit suchen, und sich nicht vereinigen können, so muß keiner von beiden auf der Landstraße sein, oder es wird um so viel wahrscheinlicher, daß überhaupt gar keine Landstraße zu derselben führe.

Ploucquets Calcul für die logischen Verrichtungen bin ich sehr begierig zu lesen. Wo findet man diesen? Ich erinnere mich, daß Baumgarten in seinen alethophilischen Briefen einen Versuch hievon gewagt, der mich nicht sonderlich erbaut hat. So lange die **Mathesis intensorum** nicht ausgebildet ist, verzweifle ich fast an dem guten Fortgange eines solchen Calculs.

Was dünkt Ihnen von Basedows Philalethie? oder ist Ihnen diese neue Philosophie noch gar nicht zu Gesichte gekommen?

Abbt an Mendelssohn.

Rinteln, den 11. Jenner 1764.

Obgleich die Stunde der Gespenster schon geschlagen hat, so will ich mich doch noch heute mit Ihnen unterhalten. Welche bessere Gesellschaft könnte ich auch wohl haben, als die Unterredung mit dem Freunde, den mir die Wissenschaften zugeführt haben! Diese sind mir in der That keine Ehrenbezeugungen zur Vergeltung der Zeit, die ich ihnen gewidmet, schuldig; sie haben schon alles abgetragen.

Ich weiß nicht, wie es gekommen ist, daß ich den Vorsatz, Ihnen sogleich zu antworten, nicht ausgeführt habe. Unser N. — hat mir schon zweimal gesagt, daß ich nächstens einen zweiten Brief von Ihnen erhalten würde. Ich eile, Ihnen zuvorzukommen.

Lassen Sie mich diesmal noch mit zwei Worten, aber zum letzten Male, in unsern Briefen einer Sache erwähnen, die Ihnen vom Anfange an durch meine Schuld, die ich bereue, nicht angenehm gewesen ist. Ich hoffe, und könnte es Ihnen durch zwei oder drei erhebliche Briefe beweisen, daß Ihnen Ihre Schrift unter den Franzosen nicht Schande machen wird.

Suchen Sie vom Herrn von Rohr meine Abhandlung wieder zu bekommen, und wenn Sie Weile haben, überlesen Sie dieselbe noch einmal; dann möchte ich sie wohl wieder

haben. Vielleicht schreibe ich sie lateinisch, und erweitere sie bis zu den Anmerkungen über den historischen Glauben, der vielleicht noch nirgends recht untersucht ist.

Ich habe auf's Neue als Freibeuter unserm Verleger gehuldigt. Wenn der 16te Band allzu friedliebend ist, so soll der 17te wohl zu unsern alten Rechten uns verhelfen. Ich verfahre jezt wirklich mit Meyern nicht allzu säuberlich. Ploucquet ist auch angegriffen, und Bertrams Geschichte werde ich ebenfalls nicht übertrieben loben, und Mosers Schriften vollends! —

Ich habe Ihnen außer meiner weitläuftigen Rezension, Ploucquets Schrift selbst geschickt. Sie werden vermuthlich ganz etwas anders finden, als Sie sich eingebildet haben. Ich bin boshaft genug, zu wünschen, daß es Ihnen eben so viel Mühe kosten möge, den Mann zu verstehen, als es mir gekostet hat. Ich denke, in meinen Bogen den Calculum **intensorum, extensorum** und **qualitatum** mehr auseinander gesetzt zu haben, als man gewohnt ist, sie sich zu denken.

Unser N. — macht sehr viele Bedenklichkeiten, die wenigen Bogen über Baumgartens Leben zu drucken. Wenn es der innere Werth der Schrift ist, der ihn abhält, so ist Niemand gelehriger als ich; aber hat er nicht etwa eine Nebenursache? In diesem Falle könnte es ja bei einem andern gedruckt werden. Sie, mein Freund, würden schon einige Ausbesserungen in der Schreibart machen. Denn sonst glaube ich nicht, daß bisher im Deutschen eine Lebensbeschreibung so freimüthig mit den Fehlern des Helden geschrieben worden, und eben deswegen wünschte ich, daß sie, im Gegensatze mit der Meyerschen, öffentlich erscheine.

Ihren Anmerkungen über meine Schreibart sehe ich mit

Verlangen entgegen. Ich fühle, daß sie eckig ist; aber die Feder fällt mir aus der Hand, wenn ich hier, ohne von Jemand aufgemuntert zu werden, arbeiten will, um sie abzurunden. Oft deucht es mir, daß die Ideen nicht ordentlich genug in meinem Kopfe liegen, und daß ich mir dann wie ein Schüler helfen muß, der nicht stecken bleiben will. Sie können mir am besten durch Ihr Werk der Barmherzigkeit forthelfen. Doch, anstatt von schlechten Autoren zu sprechen, lassen Sie mich einmal das hieher setzen, was ich tausendmal habe sagen wollen. Sie sind der einzige Mensch, mit dem ich über die wichtigsten Dinge, worauf endlich alles Lernen sich beziehen muß, sprechen kann und mag. Wollen Sie wohl erlauben, daß ich Ihnen meine Gedanken und Zweifel darüber vortrage, und Sie dagegen oder mit mir einstimmig höre? Unsere Briefe würden nicht bloß

Jovi congregatori nubium sacrae,

ich hoffe, daß wir einige Sachen sicher und gewiß ausmachen werden. Auch dürfen Sie nicht befürchten, daß ich meinen nächsten Brief mit einem

Heus age, responde, nimium est,
quod scire laboro.
De Jove quid sentis?

anfangen werde. Mein Punkt, von dem ich ausgehen möchte, ist die Bestimmung des Menschen, über der für mich so viele Wolken liegen, und der Satz, der mir so wahr zu sein scheint, daß keine Tugend und kein Laster eine Belohnung nach diesem Leben, wenn auch die Seelen unsterblich seien, zu fodern haben; weil sich beide hier selbst belohnen, und kein sicherer Maßstab für Vergnügen und Mißvergnügen, Glück oder Unglück ist.

Vor allen Dingen wiederhole ich Ihnen feierlich, daß Sie mir aufrichtig sagen können: ich will von diesen Sachen nichts hören, noch weniger sagen, ohne daß dieses Geständniß unserm Briefwechsel den geringsten Abbruch thun werde. Es kann sein, daß Sie sich schon bis zum Ekel an diesen Materien satt gedacht haben; denn gar nicht, dies ist unmöglich.

Ich werfe mich jezt fast ganz in die neuere Geschichte, und es kostet mir sehr viel Mühe, die Hauptbegebenheiten an einen Faden im Kopfe festzubinden. Ich hoffe aber doch die Schwierigkeiten zu überwinden. Ich lese auch nebenher den Bayle; ich finde bei diesem Manne durchaus richtigen Verstand, aber auch fast durchaus ein Geschwätze, das nur durch die Nothwendigkeit, vom Bücherschreiben zu leben, erklärt werden kann. Ich bin aber in Absicht dieser meiner gegenwärtigen Bemühungen in einer andern Verlegenheit. Es ist bald Zeit, daß ich eines zu meinem Hauptgeschäfte mache: welches soll ich wählen? Sonst bin ich in Allem ein Stümper auf zeitlebens, so wie ich es jezt noch bin.

Basedows neue Philalethie habe ich so wenig gesehen, als des Lord **Home's Elements of Criticism**, ob ich gleich beides zu sehen wünschte. — Habe ich es Ihnen schon gesagt, daß, so weit ich den Dante, in Herrn Meinhards Uebersetzung und Auszug, kennen gelernt, die einzige Stelle von dem hungersterbenden Vater mir äußerst vortrefflich vorgekommen ist, alles andere aber kaum der Mühe werth? Leben Sie wohl, liebster Freund, und antworten Sie bald Ihrem Freunde, der Sie hochschätzt.

Mendelssohn an Abbt.

Berlin, den 9. Hornung 1764.

Ich stelle mir vor, wie Sie jezt auf einer Dachstube, wo Sie das Wasser hingetrieben, vor Langeweile fast umkommen, und von Zeit zu Zeit Ihre Verwünschungen, wie Vater Jupiter seine **foudres de poche**, zum Giebelfenster hinausschleudern, auf die ganze Natur und auf ganz Hessenland. In der That müssen Sie bei dem herandringenden Wasser in nicht geringer Angst sein, und vielleicht gar eine allgemeine Ueberschwemmung befürchten; denn der Winkel, in welchem wir sind, läßt uns, der Logik zum Trotze, allezeit auf's Ganze schließen. Eine allgemeine Ueberschwemmung! Vielleicht gar eine zwote Sündfluth! Warum nicht? die Menschen leben gottlos genug, eine verdient zu haben. Die Himmel zergehen, die Sterne werden vom Wasser weggespühlt, die Elemente durch einander gerüttelt, die ganze Natur wird untergehen, und unsere Literaturbriefe mit! —

Nicht wahr? das heißt die Figur des Unerwarteten noch etwas weiter getrieben, als Cowley. Ich wußte aber auf keine andere Weise von der Wasserfluth auf die Literaturbriefe zu kommen. Nun bin ich da!

Ich habe Ihre Rezension des Ploucquet mit vieler Aufmerksamkeit durchgelesen, und ich befürchte, Sie böse gemacht zu haben. Wenn meine Freundschaft zu dreist wird, so geben Sie ihr eine kleine Erinnerung. Ich beschwöre Sie darum! — Ich habe mir die Freiheit genommen, einige Stellen in Ihrer Rezension zu ändern. Ich bin zwar mit Ihrem Urtheile, mit allen Ihren eingestreueten Bemerkungen zufrie-

den, und alle meine Veränderungen betreffen nur Kleinigkeiten, allein es sind doch immer Veränderungen! — Unter andern schienen Sie mir seinen paradoxen Satz, daß alle bejahende Propositionen identisch seien, gar zu leicht durchwischen zu lassen. Dieser Satz ist, wie Sie gar wohl bemerken, in seinem **Calculo logico** von ganz unschädlichen Folgen, aber an und für sich bedarf er noch so mancher Einschränkung, die angeführt zu werden verdient.

Wo hat aber Ploucquet seine logische Karakteristik für **einen calculum qualitatum** ausgegeben? In seiner Schrift läßt er sich diese Einbildung, so viel ich sehe, gar nicht merken. Wie können wir ihm dasjenige öffentlich zur Last legen, wozu er sich nicht öffentlich bekennt? Ich habe also die Stelle mildern müssen, wo Sie vielleicht auf mündliche Nachrichten ihm diese Einbildung zuschreiben.

Herr N.— könnte Ihr Leben Baumgartens in die Briefe einrücken. Wo er einen bequemen Platz dafür finden wird, ist die Frage. Indessen ist er weit von der Nebenabsicht entfernt, die Sie vermutheten. Er wird allezeit lieber Ihr Leben Baumgartens verlegen, als seines Bruders Schreiben an seine Gemeine. Eine andere Ursache mag er allenfalls im Hinterhalte haben, die ihn abhält, dieses Leben besonders drucken zu lassen. Er sagt, er kenne die deutschen Leser zu gut. Die wenigsten halten das Leben Baumgartens für so wichtig, und unter diesen wissen die wenigsten Ihren Stil von dem Meyerschen zu unterscheiden. Sind doch sogar die Kunstrichter alle mit Meyers Leben vollkommen zufrieden. Aber der Tod Baumgartens, verdiente dieser nicht von einer freimüthigen Feder beschrieben zu werden? Melden Sie mir doch Ihre Gedanken davon.

Ohne in die geheimen Winkel Ihres Herzens eindringen zu wollen, möchte ich wissen, was Sie als Kind des Glaubens, von diesem misologischen Tode halten? Wer von den Wissenschaften mit mir spricht, ist mein Feind! dieser Ausdruck ist meines Erachtens auf keinerlei Weise zu entschuldigen. Wenn die Vernunft nicht heilig genug ist, uns in der Todesstunde Gesellschaft zu leisten, und nach unserm Erblassen die Augen zuzudrücken, warum warten wir so lange? Lieber frühzeitig die Widerspenstige aus seinem Umgange verbannt, und so gelebt, wie man zu sterben gedenkt. Wenn ich wüßte, daß mir die Todesstunde eine solche Meinung von der Vernunft beibringen könnte, den Augenblick wollte ich den ganzen Plunder, Weltweisheit genannt, von mir werfen, und mich zum Tode bereiten.

Ich sehe Ihren Anmerkungen über die Bestimmung des Menschen mit der äußersten Ungeduld entgegen, und damit unsere Freiheit zu denken desto uneingeschränkter sei, so wünschte ich, daß wir in unserm Dispute die Namen zweier griechischen Weltweisen annehmen möchten. Wir dürfen uns aber deswegen an keines System binden, und können allenfalls von dem Lehrgebäude der Neuern, so viel als nöthig sein dürfte, als bekannt voraussetzen. Auf solche Weise werden wir unsere kühnsten Zweifel, die wir öfters uns selbst nicht gerne offenbaren, auf Rechnung eines Verstorbenen ungescheut vorbringen können. Ich hoffe, daß dieser Briefwechsel für uns beide nicht ohne Nutzen sein soll.

Ihre Abhandlung werde ich von dem Herrn von Rohr abholen lassen, durchlesen, und mit der Offenherzigkeit, die mir Ihre Freundschaft zu gute hält, beurtheilen. Schicken Sie mir auch die meinige wieder, aber bei der Heiligkeit un-

serer Freundschaft beschwöre ich Sie, nicht ohne Ihre aufrichtige Meinung davon. Wo Sie mich im geringsten verschonen, so sind Sie mein Bekannter, nicht mein Freund. Die Akademie wird nunmehr die Preisschrift drucken lassen. Wenn ich mein Exemplar sammt Ihren Anmerkungen bald bekomme, so kann ich das Nöthige in einem Anhange nachholen.

Ich komme zu den Anmerkungen über Ihre Schreibart. Ich gestehe, daß diese mir nach und nach etwas Gezwungenes anzunehmen scheint, daran vielleicht bloß Ihr Genie Schuld sein mag. Sie wollen immer neu, immer gedrängt, immer edel schreiben, und werden daher zuweilen unerhört dunkel, affektirt. — Ich lese Ihr Leben Baumgartens z. E. „Der „Verlust seiner Mutter, im dritten Jahre seines Lebens, sechs „Brüder, und ein Vater, der fünf Jahre nachher bei „seinem Tode, nach dem Loose der Geistlichen, sieben erzeugte Söhne und einen ansehnlichen Büchervorrath besessen hatte, diese Umstände versperrten dem jungen „Baumgarten vortheilhafte Aussichten in das „Leben.“

Ich möchte von dieser Periode sagen, was Freeport vom Lord Murray in der Schottländerin spricht: **il est si bien mis, qu'il me deplait souverainément.** Tausend Kleinigkeiten, die ich an derselben auszusetzen habe, machen sie mir ganz unerträglich. 1. Sechs Brüder lassen sich nicht ohne Zwang zu den Umständen zählen. 2. Viel weniger noch ein Vater. Freilich, daß sein Vater fünf Jahre nachher u. s. w. macht einen Umstand aus, aber der Vater selbst ist wohl keiner. 3. Nach dem Loose der Geistlichen — haben sie denn alle sieben Söhne, und keine Töchter? 4. erzeugte Söhne; 5. bei seinem Tode be-

sessen. Warum nicht hinterlassen? 6. Vortheilhafte Aussichten in das Leben versperren, ist an und für sich keine schlechte Metapher, aber hier mißfällt sie mir. Der Anfang einer historischen, einer jeden prosaischen Schrift muß so plan als möglich sein, und nach und nach kann der Stil sich erheben. Wenn Sie aber gar dem jungen Baumgarten Werkzeuge in den Kopf legen, sich diese Aussichten zu öffnen, so muß ich Ihre Kühnheit in den Metaphern bewundern. Jedoch sie ist nicht so kühn, diese Metapher, als sie gesucht und weit hergeholt ist. Die Werkzeuge, sich Aussichten zu öffnen, sind Hackbeile, und diese hat der junge Baumgarten in seinem Kopfe gehabt? In der ganzen Schrift finde ich sonst eben nichts zu tadeln. Es scheint also, daß Sie sich im Anfange angestrengt haben, gedrängt und edel zu sein, wo es die Materie nicht zuließ, und dadurch haben Sie nothwendig dunkel und gezwungen werden müssen.

Herr N.— schickt mir so eben den 16ten Band der Briefe. Ich will lesen und Gelegenheit suchen, Ihnen noch mehrere Beweise von meiner importunen Offenherzigkeit zu geben. O könnte ich Sie doch zur Vergeltung reizen! — Da bin ich schon! Sie tadeln jug (S. 90.), und (S. 92.) setzen Sie selbst frug: weniger langweilig, franz. moins ennuyant. Wir haben im Deutschen keinen Comparativum in minus. (S. 117.), Je mehr man uns Glieder zu Verhältnissen u. s. w. Die wenigsten Leser werden wissen, von was für Verhältnissen hier die Rede ist. „Dies ist noch nicht alles, dergleichen Abhandlung." Ich finde keine rechte Verbindung zwischen diesen Gedanken, (S. 119.) und dies kann ein neuer Beweis u. s. w. Welches? Vermuthlich,

daß Ihnen das Buch des Herrn von Justi ohne seine Schreibart gefällt? Aber wie undeutlich! — Die Anmerkung (S. 120.) ist vortrefflich, — (S. 121.) plaudern werde. So haben Sie in Ihrer Rezension des Ploucquet gesetzt, wir wollen ein wenig von dem Qualitätencalcul miteinander schwatzen. Ein so lustiges Wort mitten in einem ernsthaften Briefe schreiet entsetzlich. So will ich heute das franz. **jurer** ausdrücken. — (S. 129.) Handels für Handlung kann nicht gebilligt werden. (S. 130.) ist Alles richtig, aber auch sehr dunkel ausgedrückt. (S. 135.) Durch die Geschichte herunter, vorzuweisen; Alles gesucht. (S. 141.) nie was vergeblich. Klingt nicht deutsch. Etwas vergeblich, oder was Vergebliches. — Jedoch ich höre auf zu kritisiren. Ich merke, daß der Druckfehler sehr viele sind, und daß ich Ihnen leicht den Fehler des Schriftsetzers aufbürden könnte.

Alle diese Nachlässigkeiten, die wir Ihnen vorwerfen, betreffen das Aeußerliche des Stils, welcher in der That etwas eckicht ist. Aber die Ordnung Ihrer Ideen scheinet mir beneidenswerth. Wenn Sie Begriffe gesammelt haben, so scheinen sie sich gleichsam von selbst in Ihrem Kopfe zu ordnen, und jeder seinen Platz einzunehmen, ohne daß Ihnen die Ordnung neuen Schweiß auspreßt. Sie sind zum Schriftsteller gemacht!

Nunmehr stehet Herkules auf dem Scheidewege, und soll wählen. Nicht zwischen Tugend und Wollust. Diese wagt sich nicht mehr, dem Günstlinge der Weisheit ihre buhlerischen Reizungen anzubieten. Die Tugend ist ihres Sieges versichert; aber welchen Weg wird sie ihn zur Unsterblichkeit führen? Durch die Klüfte der Metaphysik, auf den blumigen Wegen der Geschichte, Moral und Politik, oder über die Anhöhen der Mathesis? Wollen Sie die Stimme eines Freundes hören, der

vom Schicksal zurückgehalten, Ihnen nicht folgen, nur von fern nachrufen kann; so wählen Sie die Philosophie des Menschen.

The proper Study of mankind is man.

Der Mensch, seine Kräfte und seine Fähigkeiten, Sitten, Rechte und Obliegenheiten bilden ein unermeßliches Meer von Erkenntnissen. Wer sich ohne das Steuer einer gesunden Metaphysik auf dieses Meer wagt, der scheitert. Sie haben metaphysische Einsichten genug, diese Fahrt anzutreten, und was noch mehr ist, Ihr Genie hat sich von dieser Seite schon mit Vortheil gezeigt.

Aber wie? gehet meine Unbesonnenheit nicht zu weit? Ich wage in Ihren geheimsten Busenangelegenheiten mich zum Rathgeber aufzuwerfen? Sie müssen heute über meine Dreistigkeit lachen, oder sich verwundern. Zum Glück habe ich nur noch einen halben Bogen angelegt, und dieser ist beschrieben. Wer weiß, was die Laune, in welcher ich mich heute befinde, noch gewagt hätte? Leben Sie wohl, mein bester Freund! und lieben Sie mich.

Orakel, die Bestimmung des Menschen betreffend, an Abbt.

Deinen Standort hienieden suchst du, o Mensch, und deine Bestimmung? Befrage beides, Vernunft und Erfahrung. Erforsche dein Geschlecht, die Menschen, was sie sein sollten, was sie sind. Betrachte den Wilden und den Gesitteten, den König, den Bettler, den Weltweisen, den Hofschranzen, Abauzit, Voltairen, dich und den Grönländer in seiner schmu-

tigen Hütte. Alle machen Anspruch auf dieselbe Bestimmung. Wenn du die Stimmen gesammelt hast, so setze dich in den Schatten des sokratischen Ahorns und vergleiche!

Jene Krieger, die in ihrem friedsamen Lager Muße hatten, der Absicht ihres Soldherrn nachzudenken; sollten sie diese nicht aus den täglichen Verrichtungen, zu welchen sie angehalten worden, errathen können? Sind es Kriegsübungen, so fürchtet der Herr seine Nachbarn, oder gehet selbst auf Eroberungen aus. Müssen aber auf Befehl am Ufer des Meeres Muscheln gesammelt werden, so wird ein Naturalienkabinet angelegt. — Leichter und sicherer wird ihre Vermuthung, wenn ihnen die Gemüthsart ihres Soldherrn nicht ganz unbekannt ist.

Deine Verrichtungen hienieden, o Mensch! sind dir diese unbekannt? Das unermeßliche Weltall erfüllt die Absichten Gottes. Die gesammte Natur bezeichnet die Gedanken des Allmächtigen, aber durch Zeichen, die die Sachen selbst sind. Jede neue Gestalt, die sie annimmt, ist ein Gedanke des Unendlichen, der in Erfüllung kömmt. Das Thier bewegt sich und fühlet, wie es die Absichten Gottes erfodern, und der Mensch kann durch keinen Eigensinn verhindern, daß seine Ausschweifungen selbst nicht zu den nemlichen Absichten übereinstimmen. Sein Trotz, seine Blindheit selbst löset sich durch die wunderbarsten Gänge in die Harmonie auf, erfüllet die Absichten des Allerhöchsten. Dieses ist die allgemeine Bestimmung aller Geschöpfe und auch deine.

Aber du besitzest auch etwas Eigenthümliches, wodurch du Mensch bist. Du kannst durch Uebung vollkommener werden, und du wirst es. Dein Leben ist eine beständige Bemühung, die in dir eingewickelten Fähigkeiten abzuwinden. Deine Kräfte arbeiten unaufhörlich an ihrer eigenen Verbesse-

rung. Du magst als Säugling, oder als Greis sterben, so gehest du allezeit ausgebildeter von hinnen, als du hergekommen bist. Und der Weg vom Embryo zum lallenden Kinde ist vielleicht größer, als der vom Schulknaben zum Newton.

Ohne Bücher, ohne Schulen und ohne Gesetze bringen die Grönländer ihren ewigen Winter in Eintracht und häuslichen Vergnügungen zu, und sprechen von den gesitteten Kolonisten, die sich zanken und raufen: Diese Leute vergessen gar oft, daß sie Menschen sind. Die Menschen mögen vom Brode, von Seefischen oder von Wurzeln leben, sie erwerben alle auf Erden einen unermeßlichen Schatz von Begriffen, Urtheilen, Empfindungen und vernünftiger Erkenntniß. Der Wilde, der einen Baum betrachtet, und sich einen deutlichen Begriff davon bildet, empfindet, trennt, vergleicht, überlegt, urtheilt; übet alle seine Seelenkräfte, und verbessert sie.

Aufruhr, Menschenschlachten, Verfolgung, Unsinn und Schandthaten verhindern nicht, daß alle, die darin umkommen oder umbringen, Sittlichkeit und vernünftige Erkenntniß auf Erden erworben hätten. Sehr wenig, sprichst du; weißt du denn, o Mensch, wie viel zu einem vernünftigen Begriffe gehört? Vom dunkeln Fühlen im Mutterleibe bis zum geistigen Begreifen, was für ein Schwung! der scheint dir seicht?

Die eigentliche Bestimmung des Menschen hienieden, die der Thor und der Weise, aber in ungleichem Maße, erfüllen, ist also die Ausbildung der Seelenfähigkeiten nach göttlichen Absichten; denn hierauf zielen alle seine Verrichtungen auf Erden.

Sind seine Seelenkräfte eines unaufhörlichen Wachsthums fähig? — Ja, aber sie müssen in gehörigem Ebenmaße un-

ter sich und mit den sinnlichen Gliedmaßen bleiben. Wer diese Proportion aus den Augen läßt, und sein Gedächtniß zum Uebermaß verbessert, muß der nicht gar bald sich allzu lebhaft erinnern, und wahnwitzig werden?

Der Karakter deines Soldherrn? — O! der Liebenswerthe, der Anbetenswerthe erscheint dir in einem Lichte, das heller ist, als die Sonne im heißen Mittage. Seine Weisheit und seine Gütigkeit! — — Dieser allerweiseste Wohlthäter hat uns hieher geschickt, unsere Kräfte durch beständige Uebungen zu verbessern. Daß dieses sein Wille sei, lehrt uns die Natur unserer Begierden, Wünsche, Leidenschaften; lehrt uns unser Wohlgefallen, Mißfallen, Geschmack, Eigensinn, und unsere Eitelkeit selbst. Der ungebildete Mensch empfindet die Kraft aller dieser Triebfedern, ohne sie in Worten ausdrücken zu können. Der Ausgebildete vernünftelt darüber, und ist desto glückseliger, je genauer sein freier Wille mit der wahren Bestimmung seiner Naturtriebe, mit den Absichten Gottes übereinstimmt.

Hat dieser Wohlthäter noch andere Absichten mit uns, als die wir auf Erden erfüllen? — Keine Substanz wird vernichtet, und so lange sie da ist, erfüllt sie die Absichten ihres Erhalters.

Hängt unser zukünftiger Zustand mit dem gegenwärtigen zusammen? So vollkommen, als die Reihe der Absichten Gottes, als die Gründe einer langen Demonstration. Keine der folgenden kann ohne alle vorhergehende bestehen. Die Blüthe, die ein Nordwind herabwirft, das Saamenkörnlein, so nicht zum Gedeihen kömmt, zerstieben, werden aufgelöst, ihre Theile nehmen eine andere Bildung an, und erfüllen in ihrer neuern Organisation Absichten Gottes. Würden sie es thun, wenn

jene nicht vorher Blüthe, dieses Saamenkörnlein gewesen wäre? — Die Absichten Gottes gehen, wie die Schlußfolgen einer richtigen Demonstration, allezeit den nächsten Weg zum Ziele.

Auch dort, o Mensch! auch dort wirst du der Gottheit dienen, und du würdest ihr nicht dienen können, wenn sie dich hienieden nicht deine Kräfte hätte ausbilden lassen; so wenig als du hienieden hättest Mensch sein können, wenn deine Grundbildung nicht in dem Blute deines Vaters wäre zubereitet worden.

In der göttlichen Ordnung herrscht Einheit des Endzwecks. Alle untergeordnete Endzwecke sind zugleich Mittel; alle Mittel sind zugleich Endzwecke. Denke nicht, dieses Leben sei bloß Vorbereitung, das künftige bloß Endzweck. Beide sind Mittel, beide sind Endzwecke. Mit gleichen Schritten gehen die Absichten Gottes und die Veränderungen einer jeden Substanz ins Unermeßliche fort.

O Geist des großen Leibnitz, der du die Zweifel des Vielschreibers und die Gespenster seiner Foliobogen durch unansehnliche Oktavseiten, wie die Morgensonne die Schatten zerstiebest, ich fühle das Säuseln deiner Gegenwart! Komm, führe mich in den Saal des ewigen Schicksals. Zeige mir die unvollendeten Myriaden möglicher Welten und die vollendete Eine, auf daß ich sehe, wozu die Geister in jenen hätten bestimmt sein können, in dieser sind! — Und du, mitternächtlicher Beschwörer Baylens, mit dem Zauberstabe in der Hand, folge unsern Tritten! Dort winkt uns die blauäugige Tochter Jupiters. Siehe! die Thore öffnen sich freiwillig. Wir staunen und weichen zurück. Leibnitz tritt näher, und die Göttin spricht:

„Wisset, unsterbliche Menschenkinder! in allen möglichen „Verbindungen der Dinge habt ihr mit dem gesammten Gei„sterreiche einerlei Schicksal. Die unterste Stufe einer jeden „Gattung hat mit der obersten eine ähnliche Bestimmung. „Seid nicht verächtlich in euren Augen, ob ihr gleich nur „Würmer auf einem Stäublein seid, das im unermeßlichen „Weltall herumschwimmt. Als Glieder des Geisterreichs, als „Bürger im Staate Gottes gehört ihr zum herrlichsten Theile „der Schöpfung. Was euch wiederfährt, wiederfährt auf eine „ähnliche Weise dem gesammten Geisterreiche.

„Als mein Vater beschloß, eine Welt werden zu lassen; „suchten wir in diesem Saale, ich und Apollo, auf seinen „allmächtigen Wink, den seiner Majestät würdigsten Plan auf.

„Hier diese unförmliche Gestalt ward verworfen. In ihr „sollte das Interesse der Geisterwelt andern Absichten aufgeopfert „werden. Keine höhere Ordnung kann der niedrigern weichen.

„In jener dort sollten die Geisterkräfte allmählig abneh„men. Wir gingen vorbei.

„Es fand sich eine, in welcher sie zwar eine Zeitlang „zunehmen, aber auf einmal alles Erworbene wieder verlie„ren sollten. — Die Arbeit des Sisyphus! Nichts ist ohne „Früchte verloren. Das Böse nicht, und das Gute sollte es „sein?

„Ob die Geister in jedem neuen Zustande die Erinnerung „des vorigen behalten sollten, waren wir etwas unschlüssig. „Jedoch nicht lange; wir fanden, daß der Uebergang von nie„driger Erkenntniß zur höhern natürlicher Weise die Erin„nerung mit sich führe. Nur in wenigen Fällen kann sie „verhindert werden.

„Wir sahen ferner, daß diese Erinnerung auf die mo-

„ralische Vollkommenheit der Geister von unendlichem Nutzen „sein würde. Durch sie allein konnte der strengsten Gerech„tigkeit Genüge geschehen; durch sie allein dem Menschen in „einem zweiten Leben sich auflösen, was im ersten verschlun„gen schien.

„Tritt näher, mein Sohn! fuhr sie fort, der du schon „wieder deinen Zauberkreis zu ziehen droheſt. Du meineſt, es „sei in keiner Ordnung etwas verrückt. Alles sei wohl einge„richtet, und bedürfe keiner fernern Entwickelung. Gut! so ist „denn dieses selbst eine Entwickelung, daß du in jenem Leben „erfahren wirſt, wie Alles wohl eingerichtet sei, wie Ver„schiedenes nur verrückt schien, nicht war. Mein Vater soll „von jedem Geiste erkannt, von jedem Geiste gerechtfertigt werden.

„Bedenke auch dieses, mein Sohn! Du kennſt den So„krates, meinen Liebling. Gesetzt, dieser glückselige Geist „habe nie eine andere Belohnung verlangt, als die aus der „Tugend selbst entspringt. Für ihn also war hienieden nichts „verschlungen, denn seine Seele dürstet nicht nach Rache. „Wie stand es aber um seine Verfolger? War auch hier „nichts, das einer Auflösung bedurfte? Sollten die Unglückseli„gen niemals erfahren, daß es böse sei, die Unschuld zu ver„folgen, die Tugend in Fesseln zu schlagen, den Aberglau„ben zu befördern, und alle Rechtschaffenheit aus der Republik „zu verbannen? Sollten ihre Seelen ewig so verstümmelt „bleiben?

„Du siehſt also, mein Sohn, daß in der moralischen Welt „nicht alles an seiner Stelle sein würde, wenn jenes Leben „nicht das Räthsel auflösen sollte. Allein auch in der physi„schen Welt scheint dein stoischer Felsensinn dich zu hinterge„hen. Empört sich nicht deine ganze Natur, wenn alle diese

„Gräuel der Lasterhaften, so wie das Leiden der Tugend wie „ein Traum dahin fahren sollte? Ist alles wohl und gerecht, „wenn ein unschuldiger Verfolgter auf den Leichnamen seiner „Söhne verhungert, um nicht mehr zu sein? Wie aber, wenn „er noch sein, und sich der Prüfung mit Vergnügen erinnern „wird? — O göttliche Beruhigung!

„Du tadelst diesen unwiderstehlichen Wunsch, diese Sehn„sucht nach der Erfüllung der Gerechtigkeit? Du vergleichst sie „mit der Rachbegierde des Pöbels? Mein Sohn! die aller„verderbtesten Neigungen müssen eine natürliche Grundlage „haben, die gut, und der Seele von dem Schöpfer einge„pflanzt ist. So wenig eine willkührliche Bewegung, wo keine „Muskel ist, durch Uebung und Gewohnheit hervorgebracht „werden kann, eben so wenig kann eine künstliche Neigung „erzeugt werden, wo keine natürliche zum Grunde liegt. — „Die Rachbegierde des niedrigsten Pöbels hat in diesem Falle „die Neigung zum Grunde, die moralische Bosheit durch „physisches Uebel zur Erkenntniß gebracht zu sehen. Durch „Gewohnheit, Umgang und Erziehung kann sie in unedle „Rachsucht ausarten; aber du mußt sie darum nicht ganz „verkennen."

Sie hatte geredet, schenkte uns noch einen göttlichen Blick, und verschwand. — Nunmehr, mein Freund! finde ich mich stark genug, alle Ihre Zweifel, wie Elias die falschen Propheten, abzuschlachten.

1) Welches ist die Bestimmung des Menschen?

Antwort. In dem Zustande vernünftiger Erkenntniß die Absichten Gottes zu erfüllen, fortzudauern, vollkommener zu werden, und in dieser Vollkommenheit glücklich zu sein.

2) Worin sollen die Tausende ihre Bestimmung setzen, die sie durch's Denken nicht erforschen können?

Antwort. Sie bleiben ihr treu, ohne darüber zu grübeln. Erfüllen die Weltkörper nicht ihre Bestimmung, ohne sie zu wissen? Der Unendliche hat nicht einmal die Stillung des Hungers auf unsere Vernunft ankommen lassen, geschweige die Erfüllung seiner Hauptendzwecke.

3) Es sterben Säuglinge?

Antwort. Nicht ohne irgend eine Fertigkeit ihrer Seele ausgebildet zu haben, wäre es auch nur das Vermögen zu fühlen, das die Geburt im Mutterleibe schon übt. Was für Veränderungen (ich erstaune, wenn ich sie überdenke), bevor ein Saamenthierlein in seiner neuen Bildung Hunger, Wärme und Nässe fühlen lernt? Und Sie wollen, daß es dadurch nicht tüchtiger werden könnte, die Absichten seines Schöpfers zu erfüllen? Jedes Saamenkörnlein, das nicht zur Befruchtung kömmt, muß gleichwohl durch diese Bildung tüchtiger geworden sein, in der darauf folgenden Organisation die Absichten Gottes zu erfüllen.

4) Woher kömmt es, daß so viele tausend Fähigkeiten hier auf Erden nicht einmal zu dem mäßigen, hier möglichen Grade der Entwickelung kommen? —

Antwort. — Hier möglichen? Ohne oder mit Vernachläßigung weit wichtigerer Absichten? Getrauen Sie sich hierauf zu antworten? — — Und woher es kömmt? Daher, daß viele tausend Fähigkeiten in der allgemeinen Anordnung die göttlichen Absichten in einem andern Zustande erfüllen konnten, ohne die ganze, hier mögliche, Reihe der Ausbildung durchzuwandern.

5) Warum aber nur einige? Warum nicht alle? —

Antwort. So kann Jemand leugnen, daß alle Stücke einer Uhr zu einer einzigen Absicht übereinstimmen. Dieses Rad läuft schnell, jenes langsam, ein drittes giebt fast gar kein Zeichen einiger Bewegung von sich. Warum liefen sie nicht alle gleich schnell, oder gleich langsam, wenn sie eine gemeinschaftliche Absicht verbände? — So ist es! — Die Einheit der Absicht erfodert Mannigfaltigkeit in den Bestimmungen der Theile.

6) Die Thiere — o lassen Sie diese armen Geschöpfe immer heranklettern, ich Mensch schäme mich ihrer keineswegs.

Wo ist nunmehr das ganze Heer von Zweifeln, das Sie wider Herrn Spalding zu Felde geschickt haben? Keiner soll meinen Händen entwischen. Wo sind sie? — Verschwunden, sobald sie Ihre Helden haben fallen sehen, und ihre Fahne, der flatternde Foliobogen, schmückt meinen Triumph. —

Mendelssohn an Abbt.

Berlin, den 1. Mai 1764.

Einige häusliche Zufälle haben mich zeither so erschüttert, daß ich zu meiner angenehmsten Beschäftigung, an meine Freunde zu schreiben, nicht einmal Lust hatte. Der Tod hat an meine Hütte gepocht, und mir ein Kind geraubt, das nur eilf unschuldige Monate, aber diese Gott Lob! munter und unter hoffnungsvollen Versprechungen, auf Erden gelebt hat. — Mein Freund! die Unschuldige hat die eilf Monate nicht vergebens gelebt. Ihr Geist hat in dieser kurzen Zeit ganz erstaunliche

Progressen gemacht. Von einem Thierchen, das weint und schläft, ist sie der Keim eines vernünftigen Geschöpfs geworden. Wie die Spitzen des jungen Grases im Frühlinge durch den harten Erdboden dringen, so sahe man bei ihr die ersten Leidenschaften anbrechen. Sie zeigte Mitleiden, Haß, Liebe, Bewunderung, verstand die Sprache des redenden Menschen, und war bemüht, ihre Gedanken Andern zu erkennen zu geben. Ist von allem diesem keine Spur mehr in der ganzen Natur anzutreffen?

Sie werden über meine Einfalt lachen, und in diesem Raisonnement die Schwachheit eines Menschen erkennen, der Trost sucht, und ihn nirgends findet, als in seiner Einbildung. Es kann sein, ich besitze Eigenliebe genug, eine jede Lehre zu adoptiren, die meine Gemüthsruhe befördert, ohne meinen Fehlern zu schmeicheln. Ich kann nicht glauben, daß uns Gott auf seine Erde, etwa wie den Schaum auf die Welle gesetzt hat; und da ich in der entgegengesetzten Meinung weniger Ungereimtheit und mehr Trost finde, so umarme ich sie, und erwarte festen Fußes den grausamen Feind, der sie mir entreißen will. Lassen Sie sich indessen nicht abhalten, bester Freund, mir alle Ihre Zweifel zu erkennen zu geben. Ich habe die größte Hoffnung, Sie noch zur Uebergabe zu nöthigen, und nehme Ihr längeres Stillschweigen für ein Geständniß auf. Schicken Sie mir aber mein voriges Schreiben mit, damit ich weiß, was ich Ihnen geschrieben habe.

Mendelssohn an Abbt.

Berlin, den 20. Heumonat 1764.

Ich weiß nicht, ob Herr N. morgen schreiben wird. Thut er es, so ist dieser Brief vergeblich; denn ich habe Ihnen weiter nichts zu schreiben, als daß die **Recherches** gedruckt werden sollen. Wenn Ihr gar zu freundschaftliches Urtheil von meinem Karakter aus dem Vorberichte wegbleiben könnte, so wäre es vielleicht besser. Viele Leser wissen gar genau, in welcher Verbindung ich mit Ihnen stehe. Jedoch das will Herr N. — nicht.

Sie haben Herrn * * * gesprochen. Hui! daß er Ihnen auch den Salomo von Klopstock angepriesen hat! Man sagt, daß er es für ein tragisches Meisterstück halte. Andere wissen nur dieses auszusetzen, daß der Dichter bei seinen Lesern oder Zuschauern (**si Diis placet**) gar zu viel voraussetzt; ob zu viel, weiß ich nicht, aber gewiß mehr, als ich weiß. Ich habe mich gemartert, dieses Stück zu verstehen. Vergebens. Ich schmeichle mir, Stücke des Sophokles leichter verstehen zu können.

Was die Bestimmung meiner Landsleute sein wird, fragen Sie? — welcher Landsleute? der Dessauer? oder der Bürger zu Jerusalem? — erklären Sie sich deutlicher, und sodann werde ich Ihnen mit dem Pankratius beim Moliere antworten: **Je m'en lave les mains. Je n'en sais rien. Il en sera ce qu'il en pourra. Selon les Avantures.** Was mein System nicht beunruhigt, das macht auch mir keinen Kummer. Pompadour, Brühl, die Jesuiten, Glaubensrichter, Seeräuber, Tyrannen, Giftmischer und Lan-

desverräther, was thut das? Mit dem Kaltsinne eines deutschen Metaphysikers hülle ich mich in meinen kahlen Mantel, und sage wie Pangloß: diese Welt ist die beste!

Ich wiederhole meine schon so oft vorgebrachte Ausflucht: wenn es gleich nicht allemal nöthig ist, daß ich die Ausübung der Gerechtigkeit mit Augen sehe, so will doch sehr nöthig sein, daß solche in Erfüllung komme, und (welches in meinen Augen ein wichtiger Grund ist,) daß die Seelen der Gottlosen nicht so verstümmelt bleiben mögen, als sie sehr oft von hinnen gehen. Von der bloßen genugthuenden Gerechtigkeit halte ich, die Wahrheit zu gestehen, gar wenig. Alle Züchtigung hat Besserung zum Endzwecke, und in den göttlichen Gerichten allezeit Besserung des zu züchtigenden Subjekts. Diese Besserung kann niemals ganz ausbleiben, muß dereinst erfolgen. — Hieraus läßt sich unsere Bestimmung schließen!

Jedoch der Sabbath geht an. Leben Sie wohl, mein bester Freund!

Mendelssohn an Abbt.

Ich habe mir die Ode des Horaz, die sich wie der Spaziergang der Madam Karschin soll abstreifen lassen, in deutsche Prosa übersetzt, um die Vergleichung desto besser anstellen zu können. Hier ist sie:

„Siehe tiefen Schnee den glänzenden Sokrate bedecken.
„Belastete Wälder sinken unter ihrer Bürde, und vom scharfen Frost erstarren die Flüsse. Zerlaß die Kälte, bedecke den
„Feuerheerd reichlich mit Brennholz, und hole in sabinischen
„Flaschen, o Thaliarchus! nicht sparsam, vierjährigen

„Wein. Alles Uebrige stelle den Göttern anheim. Sobald die „aufbrausenden Meere den Kampf der Winde gestillt, schwan„ken Cypressen, schwanken bejahrte Buchen nicht mehr. For„sche nicht heute, was morgen geschehen wird. Welchen Tag „das Glück dir schenkt, rechne zum Gewinnste. Noch jung „besuche die Chöre der Tänzer, so lange noch kein mürrisches „Grau das frische Haupthaar befleckt. Des Mavors Kampf„platz geziemet dir jezt, und der freie Markt, und am Abend „leises Flüstern zur abgeredeten Stunde."

Nun setzen Sie Ihr Messer an, und skeletiren dieses herrliche Gewächs. Die festen Theile werden gleichwohl auf das allergenaueste zusammen passen. — Das Wetter ist unfreundlich, mein Freund! Mache dir zu Hause ein Vergnügen. Geneuß der gegenwärtigen Zeit, und denke nicht immer ans Künftige. Du bist ja noch jung! Musen, Tänze, Leibesübung, und Scherze sind für junge Leute die artigste Beschäftigung. — Der Beschreibung des Winters hat der Dichter nur wenige Zeilen gewidmet. Das Uebrige folgt so bündig auf einander, daß ich dieses Gedicht zu den Lehroden zählen möchte.

Wo finden Sie hier das Topische? Solche Gedanken, die weiter keine Verbindung haben, als daß sie an einem Orte neben einander sind gesehen worden? Wenn Ihr Werk vom Verdienste schon lange bekannt gewesen wäre, hätte ich in der Rezension der Karschischen Oden sagen können, die Ode könne ihren Anfang von einer Sensation nehmen, sodann aber müsse nichts als Sentiment folgen. Sie sei eine Reihe von Sentiments, die aus einer Sensation entspringen. Diese Sentiments sind, wie der Verfasser der Abhandlung vom Verdienste mir leicht zugeben wird, nach dem Gesetze der lebhaften Einbildungskraft verbunden. Hingegen können ver-

schiedene Sensationen nicht anders als entweder topisch oder chronisch verbunden sein. Beides streitet mit dem Wesen der Ode, und die einzelnen Bilder, die die Dichterin auf dem Walle zu Magdeburg gesehen hat, haben doch wahrhaftig keine andere Verbindung, als daß sie neben einander sind gesehen worden. Sobald der Odendichter von einer Sensation lebhaft gerührt wird; so kehrt er in sich, sieht und hört nichts mehr, empfindet nur, denkt nur, bis das volle Herz in Worte ausbricht. Er spricht, aber noch mit abwesenden Sinnen, wie ein vernünftiger Träumer. Jede sinnliche Empfindung, die stark genug ist, den Träumer zu wecken, verjagt seine angenehmsten Träume. Jedes Gefühl (Sensation), das lebhaft genug ist, tödtet die Empfindung (Sentiment), macht, daß die Ode plötzlich schließen muß. Ohne den Horaz in dieser Absicht durchgegangen zu sein, unterstände ich mich zu wetten, daß keine von seinen Oden mehr als eine sinnliche Empfindung enthält. Doch genug von der Ode!

Sie sehen, daß ich mich nicht unterstehe, Ihnen das Wort Empfund nachzusprechen. Sie haben es aus dem **Supino** empfunden gebildet, und ich wüßte nur das einzige Wort Fund, das vielleicht aus dem **Supino** gebildet sein mag, wo nicht gar hier das Zeitwort aus dem Nennworte gebildet worden. Gefühl bedeutet **facultatem**, also bleibt Fühlung, oder Empfindniß noch für den **actum** übrig. Empfindniß klingt seltsam, Fühlung ist ein altes Wort, das hervorgesucht zu werden verdient, daher haben wir (Herr N.— und ich, nachdem wir Herrn Ramler gefragt,) es Ihnen statt des Empfund empfohlen. Herr N.— hat Ihnen einen guten Grund angeführt, warum sich Fühlung besser für Sensation schicke, als für Sentiment. Ich glau-

be, daß er nicht Unrecht hat. Jedermann weiß, wie unterschieden es z. B. ist, einen Kuß fühlen, oder empfinden. Die schöne Natur sehen, hören, fühlen, oder empfinden. Sie könnten also gar füglich Fühlung für Sensation, und Empfindung für Sentiment setzen, denn Empfund kann unmöglich bleiben.

Und nunmehr machen Sie sich gefaßt, mein Freund! sehr unangenehme Wahrheiten zu hören. Ihr Werk vom Verdienste enthält sehr gute Sachen, in einer sehr guten Ordnung, aber in der unerträglichsten Schreibart von der Welt. Ich habe es zweimal mit wahrem Vergnügen über den Inhalt und den Vortrag, aber mit so viel Verdruß über die seltsame Affektion der Schreibart durchgelesen, daß ich sehr oft mit Unwillen die Bogen aus der Hand werfen, und mich zerstreuen mußte. Um des Himmels willen! verunzieren Sie das schöne Werk nicht durch den eitlen Kützel, Alles selbst zu schaffen, nichts einem Andern schuldig zu sein, auch nicht einmal Worte und Redensarten. Ich habe das Werk nicht mehr zur Hand, denn nachdem ich es mit Aufmerksamkeit, wie gesagt, zweimal durchgelesen, und meine Zeichen auf den Rand gesetzt, habe ich es unserm N.— gegeben, der seine Anmerkungen hinzuthun wird. Ich kann Ihnen also heute nur wenige Beispiele anführen, so viel ich mich nemlich, ohne das Buch da zu haben, erinnern kann. Fürs erste wagen Sie allzuviel neue Wörter, die kein Mensch vor Ihnen gesagt hat, Ausgebohren, Ankindern, Vernämlichung, gleichalterig u. a. m. die noch dazu zum Theil der Analogie zum Trotze erfunden sind. Ein neues Wort erfinden, heißt über Mangel klagen, und wer so oft über Mangel klagt, macht sich verdächtig, wenn er nicht beweis't, daß er das Vermö-

gen gut gebraucht hat. Der Prosaist kann bei Erfindung neuer Wörter nicht behutsam genug sein. Der Sinn muß ohne sein erfundenes Wort nicht anders als durch eine etwas lange Umschreibung gegeben werden können. Wenn sie kurz ist, so ziehe ich sie dem neuen Worte vor; ich höre lieber Knaben seines Alters, als gleich alterige Knaben; lieber an Kindes Statt annehmen, als ankindern. Um gedrängt zu schreiben, muß die Sprache nicht verstümmelt werden. Hingegen für **respondere**, entsprechen, allenfalls Vervollkommnung, für die Aktion des Vollkommenmachens ließe ich gelten. Ferner muß die Analogie den Sinn so deutlich anzeigen, daß der Leser das Wort verstehet, sobald er es sieht. Ist dieses nicht, so muß er dazu vorbereitet werden. Der Schriftsteller muß ihm die Sache so lange vorhalten, von so verschiedenen Seiten zeigen, bis er selbst sich nach einem Namen umsieht, und wenn er keinen finden kann, froh ist, daß ihm der Schriftsteller einen von seiner Erfindung anbietet. — Jedoch bin ich nicht ein Thor, daß ich Ihnen Regeln herschreibe? Die Theorie ist Ihnen bekannt, aber Sie begehen praktische Sünden. — Als ich Musik lernen wollte, und im Spielen sehr oft wider den Takt sündigte, sagte mein kluger Meister: mein Gott! wissen Sie denn nicht, daß $\frac{6}{8}$ so viel sind als $\frac{12}{16}$? Prägen Sie sich doch das ein! $\frac{3}{4}$, $\frac{6}{8}$, $\frac{12}{16}$. — Der gute Mann! theoretisch wußte ich es so gut, und wohl noch besser als er.

Ferner lieben Sie allzusehr Metaphern, und je ungewöhnlicher sie sind, desto willkommener scheinen sie Ihnen zu sein. Das Schlimmste ist, daß Sie die gewöhnlichsten Dinge mit ungewöhnlichen Metaphern sagen. Die Erfahrung stempelt einen Satz zur Wahrheit, einen gewissen

Punkt in der Rechnung durchfallen lassen, die Grade des Verdienstes aufschwellen und verdünnen. Sehr oft sogar niedrige Metaphern: unter die Nase reiben; Gott, der bis auf die Nieren heruntergreift, und die Zollbedienten der Seele, die die geheimen Kisten der Religion aufschlagen. — Doch diese gehört zu den ausgeführten Metaphern, oder Allegorien, davon viele in Ihrem Werke ganz unerträglich sind. Z. B. der Landrath, der einen Prozeß auszumachen hat.

Und Ihre Gleichnisse? wozu in einer prosaischen Schrift so viele, die doch fast alle nichts erläutern? Einige schleppen hinter sehr nachdrücklichen Stellen her, und benehmen ihnen die Kraft, andere sind fast possirlich, und noch andere scheinen nur da zu stehen, um den Verfasser der Mühe zu überheben, sich deutlich zu erklären. Ich bin so kühn, so verwegen möchte ich fast sagen, gewesen, viele derselben durchzustreichen, andere durch einen kleinen Pinselstrich etwas zu veredeln. Z. B. Wie Seife an der Sonne, so wird unser Herz von den Leidenschaften verhärtet. Dafür habe ich gesetzt: wie Thon in der Sonnenglut, so wird unser Herz von dem Feuer der Leidenschaft gehärtet. Sie haben mir die Erlaubniß zu solchen Veränderungen gegeben, und ich weiß, daß Sie mit Ihrem Freunde keine Komplimente machen. Allein die wesentlichsten, diejenigen, welche die Stelle deutlicher Erklärungen vertreten sollen, kann Niemand als der Urheber umbilden. Sie müssen alle zum zweiten Male durch seine Hand gehen.

Ihre Schrift soll die Ehre der deutschen Prosa retten, soll großen Herren beweisen, daß auch Deutsche, die gründlich denken, mit Geschmack schreiben können, und sie kann dieses alles

wenn sie noch einmal polirt wird. Ein Vierteljahr, um das sie später erscheint, verlängert ihr Leben um 100 Jahre.

Wir haben also beschlossen, Ihnen die Schrift sammt unsern Anmerkungen wieder zuzuschicken. Vor der Ostermesse kann sie ohnedem nicht bekannt werden, und unterdessen können Sie sich wohl Zeit nehmen, mit der Feile in der Hand, unsere Vorschläge in Erwägung zu ziehen, und Ihrem Werke die letzte Vollkommenheit zu geben. So wie es jezt ist, kann es Ihnen nur bei solchen Lesern Ehre bringen, die den innern Werth vom äußern Anscheine zu unterscheiden wissen, und ich wette, Sie haben es gar nicht in dieser Absicht geschrieben. Sie haben vielmehr auch der großen Welt gefallen wollen.

Ich mache keine Entschuldigung für die Art, mit welcher ich Ihnen diese verdrießlichen Wahrheiten sage. Wenn Sie nicht mein Freund, nicht Abbt wären, so hätte ich Ihnen dergleichen Wahrheiten — vielleicht auch sagen können, nur hätte ich schmeichelhaftere, kriechendere Wendungen suchen müssen. Dieser Mühe bin ich nunmehr überhoben, denn Sie kennen die Pflichten der Freundschaft. Leben Sie wohl, und fahren Sie fort mich zu lieben.

Mendelssohn an Abbt.

Berlin, den 16. Hornung 1765.

Auf Alles hatte ich mich gefaßt gemacht, nur nicht auf den sanftmüthigen, lammsartigen Ton, in welchem Sie, der beleidigte Theil, mich den Beleidiger um Verzeihung bitten. Höhnischer hätten Sie mich mein Unrecht unmöglich können

empfinden lassen. Was bleibt mir nun übrig? Soll ich noch tiefer mich bücken, noch schmeichelnder zu Ihren Füßen flehen, daß Sie mir vergeben? Nein, lieber will ich Ihnen künftig so oft und so viel schreiben, daß Sie mein Stillschweigen zurückwünschen sollen. Von meinem Vielschreiben hoffe ich heute eine kleine Probe abzulegen.

Aber wissen Sie wohl, daß ich Ihren letzten Brief nicht finden kann? Alle Winkel, Taschen, Pulte habe ich durchsucht. Vergebens! ich werde Mühe haben, mich auf alle Punkte zu besinnen, die beantwortet werden müssen, und gleichwohl kann ich, ohne Unverschämtheit, meine Antwort nicht länger verschieben. Ich will immer anfangen:

Herr N.— hat Ihr Manuskript richtig erhalten, dieses werden Sie nunmehr von ihm selbst vernommen haben. Die Vorrede zu den Briefen, wofern wir eine machen, muß allerdings ernsthaft und bescheiden sein, und von Ihnen gesehen werden, bevor sie bekannt gemacht wird. Ein Schattenriß der deutschen Literatur überhaupt, und eine kurze Geschichte der Veränderungen, die sich seit zehn Jahren in derselben zugetragen, würde meines Erachtens in dieser Vorrede nicht übel angebracht sein. Aus der Beschaffenheit unserer Literatur ließen sich die gegenseitigen Pflichten der Schriftsteller, Leser und Kunstrichter herleiten, und vielleicht die Dreistigkeit vertheidigen, mit welcher wir unser Amt verwaltet haben. Was in den Briefen selbst über diese Materie vorkommt, sind zerstreuete Anmerkungen, die unter einem einzigen Gesichtspunkte dargestellt zu werden verdienen. Hingegen kann ich Ihren Vorschlag, daß wir uns nennen, auf keinerlei Weise billigen. Nicht, daß wir uns der Briefe, als unehelicher Kinder zu schämen hätten. Ich bin vielmehr stolz genug zu glauben,

daß sie sich unter der Menge periodischer Schriften, die in Deutschland, und selbst derer, die in Frankreich zum Vorschein kommen, mit einigem Vortheile auszeichnen. Meine Ursachen, daß wir uns nicht nennen können, sind diese. 1) Wir können uns ohne *** nicht nennen, dessen Einwilligung wir schwerlich erhalten werden. 2) Wir haben unsere Zeichen öfters verwechselt. Ich habe z. B. manche Briefe mit Fll. bezeichnet, Buchstaben, die anfangs *** eigen gewesen sind. Auch habe ich so vielerlei Buchstaben unter meine Briefe gesetzt, daß es Mühe kosten würde, sie herauszusuchen. Endlich müßten wir alle unsere Briefe in dieser Absicht durchlesen. Unter der Maske erlaubt man sich kleine Thorheiten, die man in der natürlichen Gestalt unanständig finden kann. Ich dächte also, wir ließen den Findling immer ohne Vater unter den Menschenkindern herumwandeln. Wollen die Herren Pauli, Bergmann, Ziegra u. s. w. so böse sein, ihm die Augen auszukratzen, oder gar das junge Gehirn auszuschlagen? Immerhin!

Alles, was das schwarze Wesen vom Rekt. Damm schreibt, ist erlogen. Er ist immer in seinem Amte geblieben, und hat nur angeloben müssen, der Jugend keinen Unterricht in der Theologie zu geben. Er konnte dieses gar füglich thun, da er der Jugend seit zehn Jahren gar keinen Unterricht gegeben. Seine Korrespondenz über Homer und Pindar ist nunmehr fertig, und mit seinem Kupfer geziert. Freilich war ihm der dreiste Schritt nicht anzurathen. Ich habe ihn sehr oft, durch bloß politische Gründe, von dem Vorhaben abzubringen gesucht, allein er war zu sehr dafür eingenommen. Nunmehr hat er, wie er selbst gesteht, den Verdruß, daß seine besten Freunde und Schüler vor ihm vorbeigehen, als

wenn sie ihn nicht kennten, und daß Leute, die ihn nicht kennen, ihm mit Fingern nachweisen. O Wahrheit, Wahrheit! die sich in dich verlieben, sind die geplagtesten Geschöpfe. Mit Steinen muß man dir nachwerfen, wenn man vergnügt leben will.

Das **Dictionnaire philosophique** ist allhier nachgedruckt worden. Der alte Mann hat einen Vorrath von Spöttereien, die er bald in Romane, bald in Oden, bald in philosophische Abhandlungen einkleidet. Ein Possenspiel, Saul und David, ist gleichfalls von ihm. Das ausgelassenste Ding von der Welt! diese Herren gehen in der That zu weit. Voltaire und Helvetius haben durch ihre Zügellosigkeit manches gute Gemüth zum Aberglauben zurückgejagt, und also ihrer eigenen Sache geschadet. Ich sage es zum Theil aus meiner eigenen Erfahrung, in einer Sache, die die Religion nicht unmittelbar angeht. Lieber möchte ich zehnmal ein Phantast, ein Schwärmer in der Freundschaft genannt werden, als die frostigen, empfindungtödtenden Grundsätze annehmen, die Helvetius von ihr hegt. Und so haben diese Herren Encyklopädisten so manches Vorurtheil gestärkt, indem sie die Wahrheit nicht verschont haben, die einigen derselben anhängt. Shaftesbury und Rousseau mit ihrer reinen natürlichen Religion und heiligen Sittenlehre, sind der geoffenbarten Religion weit gefährlicher. Sie entführen ihr die edelsten Seelen; statt daß die Grundsätze verderbter Herzen auch nur in verderbten Herzen Wurzel schlagen können.

Sie wollen meine philosophischen Schriften in den Briefen beurtheilen? Gut! ich erwarte Sie. Aber etwas entscheidender, wenn ich bitten darf, als meine Abhandlung von der Evidenz in eben den Briefen angezeigt worden. Man ver-

langt ja von den Verfassern der Briefe keine Auszüge. Dazu ist Ihr Geist zu lebhaft. Sie sollen Kurzweil machen, und die Wahrheit sagen. Dieses ist Ihr Amt, und ich fodere Sie auf, diese Pflichten auch in Ansehung Ihres besten Freundes nicht aus den Augen zu setzen.

Sie haben mich einst, wenn ich mich anders recht besinne, über eine gewisse Geschichte, die Sie schreiben wollten, zu Rathe gezogen, und ich habe Ihnen nichts darauf geantwortet. Ich konnte nicht, denn was weiß ich von der Geschichte? Was nur den Namen von Geschichte hat, Naturgeschichte, Erdgeschichte, Staatsgeschichte, gelehrte Geschichte, hat mir niemals in den Kopf kommen wollen, und ich gähne allezeit, wenn ich etwas Historisches lesen muß, es müßte mich denn die Schreibart aufmuntern. Ich glaube, die Geschichte ist eines der Studien, die nicht ohne Unterricht erlernt werden können. Haben Sie Zimmermann von der Erfahrung, und Wielands Don Sylvio von . . ., der verzweifelte Name ist mir entfallen, und ich schreibe hier im Comtoir, genug es ist eine Nachahmung des Don Quixots, die Wielanden mehr Ehre macht, als sein ganzer Wust von Heldengedichten; haben Sie diese beiden guten Originalschriften gelesen? Haben Sie ferner Klotzens **Epistolas Homericas** und Mag. Bahrdts verbesserten Christen in der Einsamkeit gelesen? Von dem letzten Buche habe ich nichts mehr gelesen, als die liebreiche Beschuldigung, die Akademie hätte durch mich die christliche Religion bestreiten lassen. Trescho, Ziegra, Bahrdt, und einige Andere ihres Gelichters ärgern sich fast zu Tode, daß Unchristen auch Vernunft haben sollen. O wohl uns, daß der liebe Gott gütiger ist, als Trescho, Ziegra und Bahrdt!

Ich war Willens, unsern Briefwechsel über die Bestimmung des Menschen weiter fortzusetzen. Da ich aber, wie Sie längst wissen, ein Werkchen über die Unsterblichkeit der Seele unter der Feder habe, so bin ich Willens, den zweiten Theil desselben mit Betrachtungen über unsere Bestimmung anzufüllen, und will mir also Zeit lassen, gehörig darüber nachzudenken. Fahren Sie fort, liebster Freund, mir Einwürfe zu machen, und Zweifel zu erregen. Ich kann nicht umhin, Ihnen offenherzig zu gestehen, daß mir Ihre letzteren Einwürfe ziemlich schwach geschienen, und daß ich weit stärkere Angriffe von Ihnen erwarte. Statt meinem Orakel neue Fragen vorzulegen, warum ist dieses so, und nicht vielmehr so? suchen Sie lieber dasselbe einer Unwahrheit zu zeihen. Widerlegen Sie meine Gründe, oder meine Eigenliebe schreibt sich den Sieg zu. — Ich muß schließen. Leben Sie wohl, mein Freund! der Sabbath ist da, und da das Kalb längst in eine Goldtinktur zerrieben worden, so sind die Gesetze mir heilig.

Mendelssohn an Abbt.

Berlin, den 26. März 1765.

Ich erkläre Ihnen ein für allemal, daß ich mit Vergnügen an Sie schreibe, und daß es mein rechter Ernst ist, wenn ich Ihnen mit allzu langen Briefen drohe, ob ich gleich, leider! diese Drohung so selten erfüllen kann. Mein lieber Freund! ich höre den langen Tag so viel unnützes Geschwätz, ich sehe und thue so viel gedankenlose, ermüdende und dummmachende Dinge, daß es keine geringe Wohlthat für mich ist, wenn ich

mich des Abends mit einem vernunftliebenden Geschöpfe unterhalten kann. Gelehrten Umgang habe ich nicht, haben vielleicht nur überaus Wenige in dem großen musenlosen Berlin. Die wenigen Freunde der Wissenschaften, die hier sind, suchen sich einander nicht, wenigstens sucht mich Niemand, und Sie wissen, wie wenig ich aufgelegt bin, Andere zu suchen. Lessingen habe ich nunmehr in drei, und er mir in vier Jahren nicht geschrieben. Sie sind also der einzige, mit dem ich mich von literarischen Sachen unterhalte, und wenn ich nicht aus dem Buche der vernünftigen Geschöpfe ganz ausgestrichen sein will, so muß ich Ihnen sehr oft und sehr lange Briefe schreiben. — Welches zu erweisen war. — Nun fragen Sie mich ja nicht, warum es denn so selten geschieht? und glauben Sie einem ehrlichen Israeliten auf sein Wort, daß es niemals anders als aus Mangel der Muße unterbleibt. Dies sei Ihnen hiemit ein für allemal gesagt.

Der bekannte Satz, daß in den Werken Gottes alle Mittel Absichten und alle Unterabsichten Mittel sind, ist einer größern Fruchtbarkeit fähig, als man ihm bisher gegeben hat. Wenn z. B. Maupertuis fragt, ist die Fliege deswegen so wundervoll gebauet, damit alle ihre Herrlichkeiten von der raubbegierigen Spinne in einem Augenblicke verzehrt werden? so antworte ich, in den Werken Gottes giebt es kein so bestimmtes Deswegen. Der künstliche Bau dieser fliegenden Maschine hat zur ersten Absicht das Leben des Thierchens. Wozu? Damit auch solche Dinge Leben und Empfindung haben sollen, die wie Fliegen aussehen. Fahret fort mit eurem kurzsichtigen Wozu? so könnt ihr die Schöpfung in eine Wüste verwandeln. Das stolze armselige Ding, der Mensch, fragt auf Alles, was Er nicht brauchen kann, wozu dieses? —

Das Dasein der Fliege mag auch einige Nebenabsichten befördern; ja, es muß vielmehr, wenn der Begriff nicht irrig ist, den ich mir von der Verbindung der Mittel und Absichten in der Natur mache. Sie mögen die Luft vielleicht reinigen, verkündigen dem Menschen durch ihre Stiche, daß sich das Wetter verändern wird, und dienen den Spinnen zur Nahrung, und sodann führt Gott wahrscheinlicherweise mit jeder einzelnen Fliege auch gewisse besondere Absichten aus, aber wer wird sie ergründen?

Eine ähnliche Frage in der Naturlehre ist folgende: Wozu so unendlich viele Thierlein und Körnlein, in dem Samen der Thiere und Pflanzen, wenn nur ein einziges fortkömmt, und die übrigen verwesen? Ich antworte hierauf: die kleinen Thiere und Pflanzen sind in der Natur verhältnißmäßig so wichtig, als die großen, und man kann nicht sagen, daß jene nur deswegen da sind, damit diese aus ihnen entstehen mögen. Wahr ist's, die Samenthierchen und Samenpflänzchen haben alle eine innere Disposition, große Thiere und Pflanzen zu werden. Wo ist aber die Nothwendigkeit, daß sie es jezt werden müssen? und warum spricht man ihrem Dasein allen Nutzen ab, sobald sie nicht durch die Entwickelung groß geworden sind? Sie sind auch in ihrer unendlichen Kleinheit eine Zierde der Schöpfung. Aber so geht die Disposition sich zu entwickeln bei dem größten Theile derselben verloren? Nicht verloren. Sie hören nicht auf zu sein, sie hören nicht auf, die Absichten Gottes zu erfüllen, die bis ins Unendlichkleine herabsteigen, und würden wahrscheinlicherweise, wenn ihre innere Organisation nicht so wäre, wie sie ist, diese Absichten nicht haben erfüllen können. — Welches sind denn aber diese Absichten? ich glaube, daß es hier Zeit sei, den

Finger auf den Mund zu legen. Dieses kluge ich weiß nicht ist unsere letzte Zuflucht in allen unsern Untersuchungen. Nur müssen wir deswegen nicht das verwerfen, was wir wissen.

Ich glaube, daß ich Ihrer Frage immer näher komme. Mit dem Menschen, mit unserm Leben hienieden, mag es eine ähnliche Beschaffenheit haben, wenn Sie das näher bestimmen, was wir als vernünftige Geschöpfe Eigenes haben. Wir sind da, also können wir sicher schließen, daß die Welt nicht so vollkommen gewesen sein würde, wenn es keine Menschen gegeben hätte. Was sollen wir hier? Das, was wir alle thun, und niemals unterlassen können, nemlich die Kräfte unseres Geistes ausbilden; dieser mehr, jener weniger. Worin ist die Bestimmung der Menschen von der Bestimmung anderer Geister unterschieden? Darin, daß wir durch diese Sinne, die wir haben, auf dieser Erde, die wir bewohnen, den bestimmten Grad der Vollkommenheit entwickeln, der uns beschieden worden. — Warum wissen die Wenigsten den Zweck ihres Daseins? Darum, weil sie ihn eben so gut erfüllen, wenn sie ihn nicht wissen. Wissen doch die wenigsten Menschen den Zweck des Hungers, und diese wenigen haben sogar den schlechtesten Appetit. Die Menschen wissen nicht, warum sie hier sind! O ja, sie wissen es recht sehr gut. Sie hören, sehen, fühlen, vergleichen, üben sich und denken unaufhörlich, und mit großer Begierde, nur daß sie die allgemeinen Notionen nicht haben von Zweck, Dasein, Mittel u. s. w. um dasjenige, was sie unaufhörlich empfinden und thun, in einen logischen Satz zu verwandeln. Ich weiß nicht, warum Sie dieses so nöthig finden. — Aus der Einschränkung, daß wir unsere Geisteskraft durch Hülfe unserer Sinne

ausbilden sollen, fließen die Pflichten gegen unsern Körper, und weil es auf dieser Erde geschehen soll, eine Menge anderer Pflichten, die den Menschen in dieser bestimmten Relation angehen.

Einige Menschen sterben, bevor sie den Grad der Ausbildung erreichen, der hier auf Erden möglich ist. — Ja, wenn Sie diese Möglichkeit so im Ganzen nehmen. Nehmen wir aber die Möglichkeit in Absicht auf dieses oder jenes einzelne Ding, mit seinen individuellen Bestimmungen und Verhältnissen, so werden wir anders urtheilen. Wir werden finden, daß jedes den Grad der Ausbildung bekommen, den es in diesen Umständen, in dieser Verbindung hat haben können und sollen; so wie das Samenthierlein, das nicht empfangen wird, sich diesesmal nicht weiter hat entwickeln können, noch sollen. Es geht deswegen nicht die geringste Disposition, nicht der geringste Grad der Entwickelung völlig verloren; denn wie gesagt, in den Werken Gottes giebt es keine so bestimmte, hervorstechende Absicht, außer der allgemeinen Hauptabsicht, davon man sagen könnte, wenn wir sehen, daß sie nicht erreicht wird, so seien alle Mittel verloren.

Mendelssohn an Abbt.

Berlin, den 11. Brachmonat 1766.

Es sind nunmehro wohl sechs Monate, daß Sie an mich, daß ich an Sie nicht geschrieben. N.— der Buchhändler hat einige Briefe von Ihnen erhalten, aber N.— der Freund, auch keine Zeile. Was hat zu dieser langen Pause Gelegenheit gegeben? Wer von uns hat den freundschaftlichen Briefwechsel unterbrochen? — Nicht ich! ob ich gleich die gültigste Entschuldigung von der Welt hätte. Ich habe beinahe die

ganze Zeit über in der äußersten Gemüthsunruhe gelebt. Ich habe einen alten Vater, ich habe ein zartes Kind von einigen Monaten verloren; ich bin in Gefahr gewesen, meine Frau, die ich mehr als Vater und Kind liebe, zu verlieren. — Nächst diesem bin ich die ganze Zeit über mit einem Wuste von Geschäften geplagt gewesen, die so unangenehm waren, daß ich meine ganze Philosophie zusammen nehmen mußte, das Leben erträglich zu finden. Der Himmel behüte Sie vor ähnlichen Entschuldigungen! Indessen wünsche ich doch lieber, daß Ihnen Frau, Kind und Vater gestorben wären, als daß Sie aufgehört hätten, unser Freund zu sein.

Wie steht es mit Ihnen, mein theuerster Freund! haben Sie in Ihrer jezigen Verfassung die Muße, die Sie sich wünschen, oder ist Ihre Bedienung mit Geschäften verknüpft? Der Meßkatalogus hat von Ihnen den ersten Theil des Auszugs der Welthistorie gelogen. Wenn Sie immer noch Willens sind, diese mühsame Arbeit zu unternehmen, so muß das nicht wahr sein, was das Gerücht will, daß Sie mit Ihrem Grafen nach Portugal reisen. Mein Gott! wohin ist es mit uns gekommen! wir haben keine andern Nachrichten von Ihnen, als durch den Meßkatalogus, oder durch das Gerücht. Was mich betrifft, so wünschte ich lieber, daß Sie nach Portugal reiseten, als daß Sie sich zu einer so undankbaren Arbeit, wie der Auszug ist, gebrauchen ließen. Was Sie nunmehr vornehmen, muß Ihres Werks vom Verdienst würdig sein. Herr Alber, der Ihre Abhandlung vom Verdienste bis auf den rothen Titel hat nachahmen wollen, mag aus der Welthistorie einen Auszug machen, dies wird er Ihnen besser nachthun, als Originalwerke schreiben.

Von und an Hamann

Hamann an Mendelssohn.

Königsberg, den 11. Hornung 1762.

Catull.

Sudaria Setaba ex Hiberis
Miserunt mihi muneri Fabullus
***Et Veranius.* Hinc amem necesse est**
***Ut Veraniolum* meum et Fabullum.**

Die zwei ersten Bogen des XII. Theils habe ich den 9ten dieses auf dem Bette richtig erhalten. Von einem Invaliden erwarten Sie keinen Tanzmeisterbrief. Der Vogel יענה, welcher Eisen verdauet, seine Eier mit den Augen ausbrütet, und dessen Federn dem allerjüngsten Herrn ein so ritterliches Ansehen geben, mag seinen kleinen runden Kopf verstecken wie er will, sein geflügelter Kameelleib verderbt immer das ganze Spiel — Aber auf Ihren Kulm zu kommen, er hat die Laune Ihres Freundes noch nicht von der besten Seite gefaßt, und hätte von den Blößen, die man ihm gegeben, mehr Vortheil ziehen sollen. Denn Schamhaftigkeit und Weichherzigkeit kleiden keinen Athleten. Sie haben Recht, mein lieber M***, daß Sie mich für Ihren Freund ansehen, und der Ahnung des Herzens mehr, als dem Blendwerke des Witzes trauen, aber die Menschlichkeit meiner Seele macht mir meine Grillen so lieb, daß ich oft der Versuchung unterliege, diesen Grillen meine nächsten Bluts- und Muthsfreunde (M** den Philosophen und L. — — den Propheten) **Veraniolum meum et Fabullum** aufzuopfern. **Respondes altero ad frontem sublato, altero ad mentum depresso superci-**

lio, **crudelitatem Tibi non placere.** — Als Kunstrichter hab' ich ein Recht, sagt Fulbert Kulm, den starken Geist zu spielen; als Israelit, in dem kein Falsch ist, hätte ich ein Recht, sagt der Phantast, den Kindermörder Abraham — den Untertreter Jakob zu spielen. — Welche Opfer sind grausamer? — Demonstrativische, oder paraboliſche? Der Beweis ist der Despotismus Apolls; die Parabel schmeckt nach der Aristokratie der Musen. Anakreon der Sünder — Anakreon der Weise, — wird keine Regierungsform von neun Jungfern verschmähen. Damit das Lächeln des Publikums über die wechselsweise Thorheiten Fulberts und Abälards nicht in einen Skandal ausarte; so ist das Stillschweigen für beide eine philosophische Pflicht. Meine Duplik besteht in einer Appellation an die Zeit, die alle Fragen beantworten wird, in meinem Namen; denn sie erobert, aber sie erfüllt auch Alles.

Palinodie ist ein Wort, das Sie mir aus dem Herzen und aus dem Munde geschrieben haben. Ja, Palinodie will ich singen, aber nicht mit der belegten Brust, womit ich Beleidigung keiche. — Noch habe ich nicht auspräludirt — Ihre zwei Bogen kamen recht zu gelegener Zeit, nicht später, nicht früher als sie kommen sollten, da Virbius eben unter der Presse schwitzte. Die Zueignungsschrift der dritten Auflage an **Narruccinum Asinium** war schon fertig. Unter dem **Frater Pollio** mögen die Exegeten den hamburgischen Korrespondenten verstehen, **est enim lepide disertus puer ac facetiosus.** Ich besorge nemlich jezt (vermuthlich für den V. der sokratischen Denkwürdigkeiten) eine kleine Sammlung aufgewärmten Kohls, zu dem Agorakrit,

den Sie aus dem Aristophanes kennen werden, zwo neue Würste erfunden hat.

Abermal Schimmel! — Graut Ihnen nicht vor einer Nachahmung des hellenistischen Briefstils, des Kabbalistischen **vox faucibus haesit.** Das letzte Scheusal zu vergrößern, hat der Verfasser den Kabbalisten mit dem Rhapsodisten zusammengeflochten.

Weil im ältesten Verstande ῥαψωδοι, ἑρμηνεων ἑρμηνεις waren, so wird Fulbert Kulm, nach dieser ersten Grundbedeutung den Zusammenhang der Rhapsodie mit der Kabbala nicht verfehlen können.

Ich meide, mein lieber M**, das Licht, vielleicht mehr aus Feigheit, als Niederträchtigkeit; 1) aus Furcht, die auch wie die Liebe von sich selbst anfängt; 2) aus Furcht vor meinen Lesern, da ich feierlich dem großen Haufen und der Menge resignirt habe; 3) aus Furcht vor solchen Kunstrichtern als Fulbert Kulm, die nicht so viel Spleen und Langeweile zu verlieren haben, als ich Grillen zu pflanzen, deren Wachsthum von Sonne, Boden und Wetter abhängt. Was ich aus Achtsamkeit (nach meinem Urtheil), nach Anderer Meinung hingegen, ohne Noth, dem Augenschein entziehen muß, sind nichts als zufällige Bestimmungen, die sich von selbst gleich dem Unkraute ersetzen; **vehicula,** an deren Werthe nichts gelegen ist. Ich erinnere mich hiebei einer Stelle, die ich irgendwo gelesen:

Auch in der Dunkelheit giebt's göttlich schöne Pflichten,
Wer unbemerkt sie thut u. s. w.

Ich habe Sie, geschätzter Freund! bei der ersten Stunde unserer zufälligen Bekanntschaft geliebt, mit einem entscheidenden Geschmacke. Die Erneuerung dieser flüchtigen verloschenen

Züge setze bis zu einer bequemern Epoche aus, die uns der Friede mitbringen wird. Weil der Karakter eines öffentlichen und Privatautors collidiren, kann ich mich Ihnen noch nicht entdecken. Sie möchten mich verrathen, oder wie der Löwe in der Fabel, bei jedem Hahnengeschrei Ihre Großmuth verleugnen. Fahren Sie fort, mein Herr, mit der Sichel, und Sie mein Herr, mit der scharfen Hippe, meine Muse mit besudeltem Gewande kommt von Edom und tritt die Kelter alleine.

Noch ein Wort von der Gelegenheit zum Spaß, die an jedem Zaune wächst. Der Verfasser eines kleinen dramatischen Versuchs, der sehr unzeitig der deutsche Thespis genannt worden; **for the play, I remember**, sagt Hamlet, **pleas'd not the million, 'twas Caviar for the General** — erhielt von einem Unbekannten ein **Billet-doux**, von dem einiger Verdacht auf die Verfasser der Briefe über die N. L. durch eine eitele Präsumtion fiel — hierauf verglich jener bei einer müßigen Stunde die Aspekten des deutschen Horizonts mit den Grundsätzen Ihrer Kritik. Das deutsche Genie schien ihm ein so schwaches Reis zu sein, wo die Gießkanne nöthiger sei, als das Gartenmesser, endlich, daß die Nachsicht gegen sich selbst zur Strenge gegen Andere geführt. — Man wagte also ein blaues Auge, um einen homerischen Schlummer nicht einwurzeln zu lassen, der Ihnen selbst mit der Zeit, der Ehre des deutschen Namens und der Unsterblichkeit der neuesten Literatur nachtheilig sein könne.

So viel halte ich für nöthig, geschätzter Freund, Ihnen **NB sub Rosa** mitzutheilen. Da Sie leider wissen, daß ich nicht Mardachai heiße, so kann die alte Adresse auf allen Fall bleiben.

N. S. Es versteht sich am Rande, daß diese Erklärung Sie und ein Freund, aber kein Publikum interessirt. Sie würden mich unterdessen verbinden, mir auf gleiche Art zu verstehen zu geben, ob und wie Sie Ihren Freund verstanden. — **Vale.**

Mendelssohn an Hamann.

Berlin, den 2. März 1762.

Moi, votre ami? Rayéz cela de vos papiers!

Unser öffentlicher sowohl als Privatkarakter zeigt angeborne Gramschaft. Schriftsteller und Kunstrichter, Abâlard und Fulbert, Hamann und ein hartnäckiger Mardachai:

Ὡς ὀυκ ἐστι λεουσι και ἀνδρασιν ὁρκια πιστα
ὀυδε λυκοι τε και ἀρνες ὁμοφρονα θυμον ἐχουσιν
ἀλλα κακα φρονεουσι διαμπερες ἀλληλοισιν
Ὡς ὀυκ ἐστ' ἐμε και σε φιλημεναι.

Die güldnen Tage sind, meines Glaubens, noch nicht da, von welchen es heißt, וגר זאב עם כבש ונמר עם גדי. Der Herausgeber unserer Briefe ist ein listiger Partheigänger, der Sie Freund nannte, um Ihnen das Feldgeschrei abzulocken. Nun sind Sie gefangen, oder müssen Dienste nehmen.

Ja, ja, Dienste nehmen! Das ist das einzige Mittel zum Freundschaftsbündniß. Lassen Sie sich in die Rolle unseres Rottmeisters einschreiben, und gehen Sie mit auf Beute aus. Sie wissen, was geschrieben steht, wer nicht mit uns ist, ist wider uns. — Sie sind ein Invalide? — Desto besser! Da wir die Strafen sind, die den gelehrten Missethätern nachhinken, so schickt sich kein Tanzmeister in unsere Rotte.

Damit Sie aber Ihre Kameraden nicht verkennen, so muß ich Ihnen zum voraus melden, daß der brave Fabullus schon längst Abschied genommen, und seine glänzenden Waffen, weit von uns, im Staube bürgerlicher Arbeiten verrosten läßt. Die nunmehr die Ehre unserer Fahne retten, sind B. — ein Satrape im despotischen Reiche des Apoll; R. — ein freier Bürger von der Eidgenossenschaft der Musen, und D., den Sie — ein anderer Diomed oder David, im Schlummer überrascht, oder vielmehr beschlichen und entwaffnet haben. Aber wenn Sie nach erfolgtem Frieden zu uns kommen, so werfen Sie sowohl die Furcht, als die Gießkanne weg. Jene würde dem **Asinio** geziemen, und **frater Pollio** mag des schwachen Reises warten, das weder Früchte noch Blumen verspricht, und nur, die Neubegierde zu befriedigen, im Treibhause aufbehalten wird.

Feigherzigkeit kleidet keinen Athleten. Recht! aber auch die gar zu achtsame Schüchternheit, die uns zu Winkel kriechen, und göttlich schöne Pflichten nicht anders als im Dunkeln ausüben lehrt, kleidet keinen Freigebornen. Unter dem Schilde der Minerva scheut die Eule selbst des Tages Licht nicht mehr. Eine solche Schüchternheit ist es, mein Freund, die Ihre (halten Sie Ihrem Bruder in Apoll die Freimüthigkeit zu gute!) sehr oft Räthsel keichen läßt, wo wir Bürger eines freien Staats auf demosthenische Reden lauern. — Die zufälligen Bestimmungen, meinen Sie, ersetzen sich, wie das Unkraut, von selbst. — Was ist Unkraut? Haben Sie den Küchengärtner, oder den Naturforscher darum gefragt? Damit ich Sie in der stolzen Einbildung störe, als wären Sie mir noch unbekannt, so merken Sie sich meine Politik. In der kleinen Stunde unserer zufälligen Bekanntschaft

habe ich nicht nur Ihr ruhiges Gesicht aufmerksam beschaut, sondern (weil die Leidenschaften den Menschen umbilden, und ein Apoll, wenn er den Marsyas schindet, anders aussieht, als wenn er die Flöte bläs't) Gelegenheit gesucht, auszuspähen, wie Sie sich in Gemüthsverwirrungen geberden. Nicht umsonst ward Ihnen der freundschaftliche Erschütterungsstoß gegeben, womit ein Naturforscher seinen Bruder grüßt. — Ich wollte Sie in Furcht, in Schrecken, und, wenn die Gefahr vorüber ist, wieder froh sehen. Bei einem zweiten Besuche soll ein sokratischer Becher holdere Leidenschaften aus Ihrer Brust locken. Leben Sie wohl, und verwahren Sie meine Erklärung, wo ich die Ihrige verwahre, **in petto.** — Mein Freund Nikodemus hat mit mir eine Seele, und wir wissen nichts von dem **Billet-doux**, das den Verfasser eines kleinen dramatischen Versuchs beleidigt haben soll. Von den Wolken haben wir aus Nachsicht für den schätzbaren Verfasser der Denkwürdigkeiten niemals ein Urtheil gefällt.

Hamann an Mendelssohn.

Königsberg, den 5. März 1762.

Ἀμην, ἀμην, λεγω ὑμιν; wenn das Weizenkorn unserer Freundschaft nicht in die Erde fällt und erstirbt, so bleibt es alleine. Wo es aber erstirbt, so bringt's viel Früchte. — Ihr Scheidebrief war also schon ausgefertigt, ehe es Ihnen noch eingefallen sein mag, mich durch einen französischen Vers darum zu ersuchen; auch jene Reden, auf welche Sie lauern, und deren Nachahmung mehr als die Rache einer Weibernadel verdiente — aber Alles wider und unter Ihre Erwartung, prophetischer Erfüllung gemäß.

Die güldenen Tage sind meines Glaubens noch nicht da, daß Mardachai und der böse Agagite sitzen, und sich einander zutrinken werden. Die güldenen Tage sind meines Glaubens noch nicht da, von welchen es heißt, daß in denselben die Parder, welche den Triumphwagen des Bachus ziehen, und die Böcke, die seine Weinberge verderben, ihr Lager miteinander theilen werden.

Kein Freigeborner nimmt Dienste in einer fremden Rotte von Unbekannten, die das Tageslicht scheuen, und den פחד יצחק an ihren Brüdern lästern. Soll mir nicht die Haut schauern, wenn ich B. R. D. drei Buchstaben gegen einen oder keinen rechne, und wer sagt mir gut dafür, was für Legionen hinter diesen Masken stecken.

Nicht einmal eine Gießkanne, damit ich doch nur etwas in der Hand hätte, im höchsten Nothfall. — Sagt Ihnen diese Gießkanne nicht, daß ich ein Küchengärtner und praktischer Naturforscher bin? Was halten wir uns einander mit unnützen Fragen auf?

Was Ihren Fabullum betrifft, und seinen Abschied, den hätte ich wohl riechen können und sollen; doch der liebe Schnupfen, den der Pole dem Deutschen nicht gönnt, war ja Schuld daran. Jezt heißt es anders:

Ergo Quintilium perpetuus sopor
Urget? — — — —
Nulli flebilior quam Tibi Virgili!

Doch pflegt man Gelegenheit zu machen, wenn man nicht mehr buhlen will, und belustigt sich mit Klatschen, wenn man des Reitens überdrüßig ist.

Die Nachsicht, aus der Sie sich ein Verdienst machten, ist eben die Beleidigung, die unerkannte Sünde,

die ich Ihnen nicht vergeben kann, noch vergeben will. Ich dringe darauf, mit dem Maße wieder gemessen zu werden, womit ich selbst messe, und brauche keins, als das ich finde. Ich gebe kein Quartier, und nehme keins an.

Behalten Sie ja die Regel: **Principiis obsta**, und handeln Sie nicht mehr nach kleinen Achtsamkeiten, sondern nach Grundsätzen. Ich habe diese Woche, Gott Lob! einen Strich unter meine **Juvenilia** gezogen, und sehne mich von der Bühne nach meiner Zelle. Unter allen Eitelkeiten, die Salomo begangen, weiß ich keine größere, als seine Schwachheit, Autor zu werden. Er hat uns auch zur Lehre geschrieben. Doch wenn die sechs Wochen vorbei sind, treibt man das Spiel oft ärger, als vorher. Siehe, das ist auch eitel.

Meine **Juvenilia** mögen also aufhören. Ich habe zu viel, das ist, genug gethan. Was eine Gans anfängt, mag der Schwan vollenden. Wir müssen ohnedem aufhören, weil uns Gott Gränzen gesetzt hat, durch die Natur der Dinge selbst, oder durch Kleinigkeiten, deren es so viel giebt, als Sand am Meere.

Wer sich daran ärgert, muß mich nicht lesen. Wer einen beurtheilen will, muß ihn ganz hören. Ein Acker, der Disteln und Dornen trägt, ist ein gut Feld für die Naturforscher. Wer sie aber ausjäten will, muß, wie David sagt, eiserne Handschuhe und Instrumente haben.

Als Naturforscher wird man die ganze Geschichte meiner Autorschaft übersehen können, vom Most, der Jungfrauen zeugt, יגובב בתלות, bis zum Essig, der Alpen aufthaut, wie Livius lehrt.

Da ich dies ganze neue Jahr mein Griechisch und Arabisch kaum ansehen können, so fange ich gleich nach Ostern

mein Tagewerk an, um das Versäumte einzuholen, um den Sommer durch zu meiner Erholung alle Zerstreuungen, die sich anbieten werden, genießen zu können. Briefe zu lesen ist eine Gemüthsermunterung für mich; im Antworten werde ich nicht so pünktlich sein können. Auf Fragen mag ich nicht gern selbst warten, noch Andere warten lassen.

Wieland an Mendelssohn.

Mir däucht, es würde mir um die Hälfte leichter ankommen, an Moses Mendelssohn zu schreiben, wenn wir einander nur eine Viertelstunde gesehen hätten. Und gleichwohl bin ich unzufrieden mit mir selbst, daß es mir schwerer werden soll, weil wir uns nie gesehen haben. Ist es denn wahr, daß wir uns nie gesehen haben? Kennt nicht einer des andern besten Theil? Ist kein Verständniß zwischen unsern Seelen? Keine Sympathie zwischen unsern Herzen? Gehören wir nicht zu Einer Klasse? Wo sollte man Freunde auf diesem Erdenrund suchen, wenn die von unsrer Art es nicht wären? — Es ist etwas in mir, das alle diese Fragen beantwortet. Meine Schüchternheit ist fort. Ich besorge keinen Augenblick mehr, daß Sie, bester Moses, bei diesem Briefe nicht empfinden sollten, was ich empfand, da ich ihn schrieb. Ich grüße Sie mit dem heiligen Namen der Freundschaft; mein Herz sagt mir, daß ich die Ihrige, daß Sie die meinige verdienen. Und nun sage ich Ihnen nichts weiter über diesen Punkt. Sollten wir einander nicht schon lange so gut kennen, um ohne Dollmetscher einer in des andern Seele zu lesen? Ich sende Ihnen die Anzeige eines deutschen Merkurs, den ich unternommen habe. Dies ist ein Zeichen, daß ich eifrig wünsche, daß meine Un-

ternehmung Ihren Beifall verdienen möge. Ich würde selbst vor ihr erschrecken, wenn ich nicht auf den Beistand, auf die Mitwirkung der Besten unter meinen Zeitgenossen rechnete. Ich wage es nicht, einen Moses Mendelssohn um Beförderung meines Vorhabens, noch weniger um Uebernahme eines so mechanischen Amtes, als das Amt eines Collektors ist, zu ersuchen. Er wird jenes ungebeten thun, und vielleicht auch dieses Seiner nicht unwürdig halten, wenn Er mein Vorhaben billigt. Aber wenn ich Sie, mein vortrefflicher Freund, erbitten könnte, nur dann und wann (denn ich kann nicht unbescheiden sein) den deutschen Merkur mit kleinen Beiträgen zu bereichern! Wenige Blätter von Ihnen werden ihm einen so viel größern Werth geben! — Thun Sie es, bester Moses, machen Sie mich so glücklich, wenn es anders ohne Ihre Beschwerde geschehen kann. Alles, was ich Ihnen bisher geschrieben, gilt auch unserm Ramler. Er ist Ihr Freund; ich liebe, ich ehre ihn, auf eben die Art, aus eben dem Grunde, wie ich Sie liebe. Sagen Sie es ihm an meiner Statt. Bin ich eitel und hoffärtig, oder ist es die untrügliche Stimme meines Genius, die mir sagt, daß Ramler und Moses mich lieben, oder doch gewiß lieben würden, wenn wir nur etliche Tage mit einander gelebt hätten?

Ein Verehrer von Ihnen beiden, der vor kurzem an meinen Freund, den Grafen von Görz allhier schrieb, hat mich für Ihre und Ramlers Gesundheit zittern gemacht. Gebe der Himmel, daß Sie mich bald wieder beruhigen können! Geister, welche herabgesendet worden sind, Licht und Wärme in die dunkeln, erkälteten Seelen der Erdbewohner zu bringen, können nie spät genug in ihr Vaterland zurückkehren.

Weimar, den 28. Januar 1773. Wieland.

Mendelssohn an Nicolai.

An meinen Freund, Friedrich Nicolai.

Berlin, den 22. Nov. 1780.

Ich denke nicht, daß Ihr Freund, der Wahrheitsforscher, Stimmen sammeln will, um sie zu zählen. Sie wollen gewogen, und nicht gezählt sein.

Die Meinung, die der Verfasser der Urbegriffe vertheidigt, hat Turneiser, (ein Freund, und, wo ich nicht irre, Lehrer von Bonnet,) vor etwa dreißig Jahren in einer kleinen Brochüre: **Sur le fatalisme**, vorgetragen, und nachher Basedow in verschiedenen seiner Schriften ziemlich weitläuftig ausgeführt.

Meines Erachtens liegt die Schwierigkeit mehr in der Sprache, als in der Sache. Unsere Sprache ist zu schwankend, die Wörter zu vieldeutig, um genau in die Fugen der Wahrheit zu passen. Die Natur hat die Umrisse der Begriffe sanft in einander laufen lassen; wir tappen gleichsam mit breiten Tatzen hinein, und vermischen sie.

Das Wort nöthigen, würde ich z. B. von den freien Handlungen der Menschen nicht gebrauchen. Wie kann ich genöthigt sein, so zu handeln, wenn ich nur deswegen so und nicht anders handeln will, und wenn ich anders handeln wollte, auch anders handeln würde?

„Allein ich werde von den Bewegungsgründen genöthigt, so und nicht anders zu wollen. Ich kann nicht anders wollen."

Genöthigt zu wollen! Kann nicht anders wollen! — Diese Redensart begreife ich nicht. Was versteht

man denn unter Freiheit des Willens? Wie soll denn der Wilde frei sein?

„Ich möchte gern, allen Bewegungsgründen zuwider, auch dasjenige wollen, was ich, ihnen zufolge, nicht wollen muß."

Wenn ich Sie recht verstehe, so nennen Sie nur das Freiheit des Willens, wenn der Wille gar keiner Richtschnur folgen darf; wenn er sich dem blinden Ungefähr überlassen kann. Ob Sie einer Richtschnur folgen, oder nicht folgen, soll abhangen, nicht von Motiven, sondern von Ihrem Belieben, von Ihrer Willkühr, von Ihrem Eigensinne. — Sie sehen, alle diese Wörter helfen den Knoten nicht lösen, und sie verwirren, so wie die Wörter nöthigen und können, die Begriffe nur noch mehr.

Ich will es versuchen, ohne diese durch zu häufigen Gebrauch und Mißbrauch vieldeutig gewordenen Redensarten, die Sache ins Reine zu bringen.

Meine Hand schreibt, meine Hand dünstet aus. Beides nicht ohne zureichende Ursache. Warum nenne ich das Schreiben eine willkührliche, das Ausdünsten aber eine unwillkührliche Handlung?

Jede Veränderung in der Natur, und also auch in dem menschlichen Körper, hat ihre wirkende Ursache und ihre Endursache. Bei einigen sind diese Ursachen verschieden, und ohne unmittelbaren Einfluß auf einander. Von dieser Art sind alle unwillkührliche Veränderungen des menschlichen Körpers. Sie erfolgen aus wirkenden Ursachen; harmoniren zwar mit einem gewissen System der Endursachen, sind aber keine unmittelbare Wirkung derselben. Ich verdaue, mache Blut, dünste aus, nicht weil und in so weit dieses meine Absicht ist, sondern aus physischen wirkenden Ursachen. Andere

Veränderungen erfolgen aber entweder unmittelbar aus Endursachen selbst, oder aus nächsten wirkenden Ursachen, welche unmittelbar Folgen der Endursache sind. Sie selbst, oder ihre nächsten wirkenden Ursachen, sind Wirkungen der Endursache. Das Schreiben z. B. erfolgt zum Theil mittelbar, auch zum Theil unmittelbar aus dem System meiner Absichten, weil ich die Absicht habe, für gut finde, beliebe zu schreiben. Dieses sind willkührliche Handlungen. Willkührlich ist also jede Handlung, jede Veränderung, bei welcher die Endursache zur wirkenden Ursache geworden. Ich handle willkührlich, wenn eine Veränderung in der Natur dadurch wirklich geworden, daß sie zu meinen Absichten gehört, daß sie mir gefallen, daß ich sie beliebt, gut gefunden, gewählt habe. Ich handle unwillkührlich, oder (wenn wir uns dieses nunmehr genau bestimmten Wortes bedienen wollen,) nothwendig, wenn meine Endursache zur Existenz einer Veränderung nichts beigetragen, wie beim Ausdünsten, Blutmachen u. s. w.

Meine Handlung ist vermischter Natur, oder nur zum Theil willkührlich, wenn die Endursache nicht die einzig, vollständig wirkende Ursache der Veränderung, sondern nur eine Mitursache derselben ist, wie beim Athemholen, Gähnen, Husten u. s. w.

Da ich mir meiner Endursache dunkel, klar oder deutlich bewußt sein kann, so kann ich auch zur Handlung durch Instinkt, Triebfedern oder Bewegungsgründe angespornt werden. In dem letzten Falle handle ich freiwillig.

Vorhergesehene Vergeltung wirkt auf das System der Endursachen, und vermittelst derselben auf unsere freiwillige Ent-

schließung. Ich kenne kein System, nach welchem sich der Einfluß der Belohnung und Bestrafung auf den freien Willen natürlicher, oder auch nur natürlich erklären ließe.

„Die Moral wird eine Art von Mechanik." Ja, wenn man sich so ausdrücken will; aber mit dem Unterschiede, daß in der moralischen Mechanik die Erkenntniß des Guten und Bösen, in ihrem ganzen Umfange, und nach allen Graden der Erleuchtung das einzige Triebwerk ausmacht, die erste und letzte Kraft der Maschine ist.

„Man wird toleranter. Die Tugend verliert zwar nicht ihren Werth, aber doch allen Stolz." Diese Konsequenz sehe ich nicht ein. Kann ich nicht auf meine Erkenntniß des Guten und Bösen eben so stolz, eben so intolerant sein, als auf ein bloßes eigensinniges Belieben, welches durch keine meiner guten Eigenschaften veranlaßt wird?

Der Zorn Gottes über alle Sünder läßt sich gar wohl vertheidigen. — Doch diese Erörterung führt zu bloßen Wortgrübeleien.

Aber rächende Strafen, Genugthuung der beleidigten Gottheit durch Strafen, Böses thun, weil Böses geschah, Böses um des Bösen willen, ewige willkührliche Strafen. Auf allen Dächern muß gegen diese Ungeheuer gepredigt werden. Welcher Mißbrauch wäre davon zu befürchten? Mißbrauch, der das Ersprießliche, das Wohlthätige aufwiegen soll, das der Mensch hier in der Wahrheit findet. Ich für meinen Theil danke für alles Gute, das aus der Lehre von der rächenden ewigen Bestrafung entstanden sein soll.

Noch ein Wort! Sind Narr und Schurke nach dieser Lehre Synonyme? — In einem gewissen Verstande. Die

Rabbiner sagen: Der Mensch sündigt nie, wenn nicht ein Geist der Narrheit in ihn gefahren. Der Narr kann Achtung, kann Liebe verdienen, wenn in dem Systeme seiner Begehrungsvermögen Harmonie ist, wenn seine Wünsche, Triebe, Verlangen, Begierden und Verabscheuung zur Vollkommenheit übereinstimmen, mit der Bestimmung des Menschen übereinkommen, — wenn er ein guter Narr ist. Beim Schurken liegt Disharmonie in dem Systeme der Begehrungsvermögen, Disharmonie in dem Grunde der Seele, Streit zwischen Trieben und Bewegungsgründen, verkehrter Einfluß der Begierden auf Vernunft — Unvollkommenheit, die Mißbilligung, Mißfallen, Verachtung u. s. w. erregt. Ich kann mir diesen Unterschied nach keinem andern Systeme so deutlich erklären.

Ueber Mendelssohn,

seinen Karakter, seinen Wirkungskreis und seine Verdienste um die Israeliten.

Ein Fragment,

von David Friedländer.

Daß der Verewigte für uns ein großes Muster und Vorbild war, und es unsern Nachkommen bleiben wird; daß wir ihm, als Religionsgenossen und Menschen, viel verdanken, bedarf keines ausführlichen Beweises; wohl aber bedarf es einer nähern Andeutung des Wie und wie viel. — Ein Bild von ihm, auch das einfachste und getreueste, wenn auch von keiner Meisterhand geschildert, wird immer belehrend und erquickend bleiben. Sein Leben lehrte. Sein fleckenloser Karakter bedarf keiner Verbergung der Schwächen, seine Tugenden keiner Verschönerung, seine Liebenswürdigkeit keiner Nachhülfe durch Redeschmuck. Damit wird aber nicht geleugnet, daß er zu unserer Gattung gehörte, daß er ein Mensch, und kein Engel war. — Aber auch der innigste und strengste Freund darf mit Sicherheit die Fackel in sein Inneres halten; die Hand wird ihm nicht zittern. Kein Zeitgenosse stand auf und sprach öffentlich oder leise: ich bin besser. Darüber waren alle seine Freunde, — er hatte Freunde unter allen Confessionen, auch unter Katholiken, — alle seine Zeitverwandte, die ihn näher kannten, durchaus einig. Das beweisen selbst die Wenigen, welche vorlaut genug waren: Schade um die schöne Seele! auszurufen. — Aber auch die Männer von entschiedenem Ver-

dienst unter seinen Mitbrüdern, die unmittelbar nach ihm auftraten und den Pfad verfolgten, den er gebahnt, bekennen einstimmig und bekennen mit Freuden, daß alle Bildung des Geistes, alle wahre Aufklärung der Israeliten von ihm, wenn auch nicht zuerst ausging, — denn vieles war Wirkung von des Einzigen weiser Regierung — ihm doch zum größten Theil verdankte. Diejenigen, die ihn nicht persönlich, oder genau kannten, noch mehr die, welche zu nachdenkenden Männern nach seinem Tode gereift sind, scheinen zu glauben, er habe für seine Mitbrüder mehr thun können; er sei in seinen Aeußerungen zu schüchtern gewesen. Allein ihr Urtheil ist durchaus ungegründet und zu voreilig. Diese Männer versetzen sich nicht in die Zeit, wo er zu wirken anfing, kennen seine Lage, seine Verhältnisse, selbst seine körperliche Beschaffenheit nicht genug; er war zu keinem Kunstringer — wie er selbst sagt — weder im physischen noch im moralischen Sinne geboren. — Mit eben dem Grunde könnte man den Riesen Franklin tadeln, daß er die Feldherrntalente des andern Riesen Washington nicht besaß. Der große Mann wird freilich geboren, aber die Ausbildung des Geistes und seine Wirksamkeit ist von der Zeit, der Erziehung und tausend andern Umständen abhängig. Die innere Kraft seiner Leistungen, so wie ihre Ausdehnung, ist nicht zu berechnen; denn sie erstreckt sich selbst auf seine Mitbrüder im Auslande; selbst in Polen entzündete seine hebräische Gelehrsamkeit, gleich einem elektrischen Schlage, die fähigen Köpfe. Sachkundige wissen, welch eine Masse von Lichtstoff in dem Geiste dieser unserer so sehr vernachlässigten Mitbrüder ruht. — Die Wege der Vorsehung sind unerforschlich, aber zu ihrer Allgüte dürfen wir vertrauungsvoll hoffen, daß früher oder später auch da die

Strahlen der Sonne sich sammeln und die Eisrinde schmelzen werde, welche die Funken theils verbergen, theils zurückhalten.

Eben so wenig kann es dem blödesten Auge entgehen, daß M's. Gelehrsamkeit allein die Verbreitung des Lichts mit dieser Wirksamkeit nicht hervorgebracht haben würde, wenn seine hohe Sittlichkeit nicht Achtung, Gerechtigkeit und Liebe erst für ihn, dann auch bei näherer Kenntniß für seine Mitbrüder dem Nebenmenschen und Mitunterthanen gleichsam abgezwungen hätte. Das gesellige Verhältniß zwischen Nicht-Juden und Juden in unsern Gegenden ist ganz sein Werk, und mußte unausbleiblich durch seine Persönlichkeit erfolgen. Kein Jahrhundert war so arm, daß sich nicht einzelne Männer unter uns durch Gelehrsamkeit, Scharfsinn und Talent ausgezeichnet hätten, aber sie standen einsam, allein, ohne Aufmunterung, oft gedrückt und verfolgt, wenn auch nicht immer von Menschen, doch von Lage und den Umständen, (ein unsichtbares, für die Wahrheitsliebe wahrlich! um so gefährlicheres Uebel) und trennten sich von ihren Gemeinden. Indem sie mit dem Ausscheiden ihre Namen änderten, konnten sie freilich auch nicht mehr die Judenheit verherrlichen. Für diese war, wenn auch nicht der einzelne Mensch, doch der Ruf verloren. Wie viel Männer von Bedeutung wären hier zu nennen! Wie viele sitzen noch zu unsern Zeiten auf Lehrstühlen mit Ruhm, wie viele bekleiden Staatsämter, welche, wenn auch nicht selbst in dieser Religion geboren, doch unmittelbar von Israeliten abstammen! *)

*) Es wäre eine interessante literarische Arbeit, ein Verzeichniß von Ex Judaeis anzufertigen, die nur in den letzten drei Jahrhunderten die Republik der Wissenschaften mit Schriften bereichert haben. An Quellen dürfte es nicht fehlen. Man müßte mit dem großen Kanzler Michel de l'Hopital anfangen.

Also, wie gesagt, der albernste so wie der bösartigste Judenfeind, sprach ihnen Geistesfähigkeiten nicht ab, man übertrieb sie vielmehr, und klagte bitter über den Mißbrauch, den sie davon machten, aber darüber war man einig, daß kein moralischer Sinn sich bei ihnen entwickeln könne. Ja, man trieb den Frevel so weit, daß in den Götting'schen gelehrten Anzeigen ein Rezensent gegen Lessings Schauspiel: die Juden, den Satz aufstellte: es könne unter den Juden keinen ehrlichen Mann geben! — Mendelssohn erschien. — Kann dieser Judenbursche, ohne Erziehung, ohne andere Bildung, als die aus der Kraft seines Gemüths und des ihm angebornen Sinnes, sich zu dieser eminenten Höhe der Sittlichkeit emporschwingen; kann er in seiner Seele Gottesverehrung, Gottergebung und Menschenfreundschaft vereinigen, warum nicht mehre und andere Jünglinge dieses Volks? — Diese Frage drang sich unwiderstehlich auf, „das Beispiel dieses Jünglings, beweis't es nicht unwidersprechlich, daß durch Anleitung, Erziehung und Bildung die ganze Masse der Judenheit zu brauchbaren Menschen und endlich zu nützlichen Bürgern umgeschaffen werden könne?" Diese zweite Frage war die Folge der erstern. — Vernunft, Erfahrung, Beispiel anderer Völker, Menschenliebe, die wahre, ächte, unverschleierte, heilige Religion, sprachen dafür. Diese Gedanken reiften in der Seele der edlen Staatsmänner, wenn auch nur langsam unter der Herrschaft des weisesten Fürsten, bis sie unter der Regierung des Tugendfreundes zur schönen Frucht gediehen. Die Fragen wurden bejahend beantwortet, und die Sache der Menschheit entschieden. Nur herzlose Wesen, theils aus Unkunde, theils aus Neid, wagen es noch zu unsern Zeiten: Nein! Nein! zu kreischen; sie werden aber nicht gehört. Ihre

Stimme wird verhallen, und endlich wird man sich selbst der Zweifel eben so schämen, wie schon gegenwärtig jeder Dorfpfarrer sich schämt, jenem Götting'schen Rezensenten nachzusprechen.

Wir können nicht ohne den gerührtesten Dank gegen die Vorsehung die Erscheinung dieses Mannes betrachten, der wie ein leuchtender Stern in den Tagen des glorreichen Friedrich uns aufging. Die Umwälzung der Ideen bei den Beschützern, so wie bei den Beschützten, verdanken wir ihm, und in dem ganzen kultivirten Europa ward er das Hauptwerkzeug des moralischen Erwachens der Israeliten aus dem tiefen Schlafe. Ein zweiter Moses erlösete er sie aus einer der ägyptischen ähnlichen Sklaverei, führte sie in das Land des Lichts und der Freiheit, und entnahm die Binde ihren Augen, die Fesseln ihren Händen. Sein Andenken darf nie unter uns erlöschen!

Was von unserm Weltweisen äußerlich in der großen Welt geglänzt; was er, als deutscher Schriftsteller, als Mitbildner der Literatur, als Schöpfer der wahren Kritik geleistet hat, gehört nicht zu unserm Gegenstande. — Die Preisvertheiler seiner Zeit haben ihm manche Krone zugetheilt, und sein Rang unter den Gelehrten jener Epoche wird ihm unverkümmert bleiben. Aber so viel ist unstreitig, alle Spenden seines Geistes wiegen das Verdienst nicht auf, das er sich um seine Mitbrüder mittelbar und unmittelbar erwarb. — In einem häuslichen Denkmale, das einer seiner dankbaren Schüler ihm gesetzt hat, stehen die Worte auf einem Sarkophag eingezeichnet:

Moses Mendelssohn
Unter Allen selten
Unter den Seinigen
Der Einzige.

Dieses gilt vorzüglich seinem Herzen, und in dieser Hinsicht wird diese Inschrift ewig wahr bleiben. — Von der Vorsehung zu seiner Bestimmung auserkohren, war er mit Seelen- und Gemüthsgaben ausgestattet, wie sie selten den Menschen zu Theil werden. Beide erwärmten mehr, als sie blendeten, leuchteten mehr, als sie glänzten, und eben diese Eigenschaften waren Ursache, daß sein Wirkungskreis sich immer mehr erweiterte, und sein Beispiel so lehrreich wurde. — Sein reiner moralischer Sinn, seine ächte, ihm so natürliche Bescheidenheit, sein Anerkennen jedes, auch des kleinsten Verdienstes, verbunden mit wohlgeordneten und gründlichen Kenntnissen, und einem geläuterten, gleichsam angebornen Geschmacke, versammelte zuerst die Nicht-Israeliten um ihn. — Die erste Empfindung, die er hervorbrachte, war Erstaunen, ganz wie dieses bei jeder unerwarteten Erscheinung zu sein pflegt. Ein Jude, der Griechisch und Latein las und reines Deutsch sprach, war, zu seiner Zeit, ein nie gesehenes Phänomen. Man trat ihm näher, und die Verwunderung lös'te sich in Bewunderung auf, und so wie man die Verbindung der Verstandeskultur mit dem moralischen Sinne in ihm inne wurde, verschmolz alles in Zuneigung und Liebe. — Die Hochachtung, die er sich bei den verschiedensten Ständen, vom Fürsten bis zum Handwerker herab, erwarb, das allgemeine Vertrauen zu seiner redlichen Wahrheitsliebe ist weltkundig. Weniger bekannt, aber eben so merkwürdig als wahr ist es, daß ein Prediger evangelischer Religion mit Zutrauen zu ihm kam, und ihm seine mannigfaltigen Skrupel vorlegte. Mit weisem Ernst belehrt, und durch sanfte Vorstellungen beruhigt, ging der Gottesmann von ihm, und legte sein geistliches Amt nicht nieder,

wie er Willens gewesen war. Vielleicht ist dieses Benehmen von beiden Seiten ohne Beispiel.

Von dem Edelmuthe seines Wandels, und der Harmonie aller seiner Handlungen, können nur diejenigen urtheilen, die ihm nahe genug standen und zugleich das Interesse hatten, sein Wirken mit Aufmerksamkeit zu verfolgen. Nur diese konnten sich alle Räthsel lösen, und von der Uebereinstimmung seiner Grundsätze sich überzeugen.

Mehrere seiner vertrauten Freunde machten sich diese Aufgabe, theilten sich Beobachtungen und Bemerkungen mit, und immer erschien er ihnen in dieser Hinsicht als ein unerreichbares Muster. Alles, selbst das anscheinend Widersprechende in seinem Betragen, im Allgemeinen und im Einzelnen, lös'te sich in Einhelligkeit auf, war entweder der Klugheit oder seiner eigenthümlichen Empfindungsweise gemäß. Alles erklärte sich aus seiner Bildung, aus seiner Lage, aus dem Standpunkte, den er sich gewählt hatte, selbst was man nicht billigte, konnte man wenigstens nicht tadeln. Die stille Thätigkeit, die alles Aufsehen vermied, und die Bedachtsamkeit, mit welcher er seinen Plan verfolgte: wer darf sich unterstehen, darüber abzusprechen? —

Seine ächte Religiosität füllte oft seine Augen mit Thränen, die er nicht verbarg, besonders wenn er seinen Freunden Psalmen vorlas, und sein Antlitz ward glänzend heiter, wenn sie auch bei ihnen Rührung hervorbrachten; seine Frömmigkeit war weder kalte Berechnung, noch viel weniger Heuchelei. — Er war nicht ohne heftige Leidenschaften, wie er selbst gestand; und ihre Unterdrückung kostete ihm große Anstrengung. Er hatte Hang zur Satyre, und konnte in seinen

Ausdrücken bitter werden, besonders da er oft öffentlich, und auf eine unwürdige Weise angegriffen wurde, aber er strich die Stellen, nachdem sich die erste Aufwallung gelegt hatte, entweder selbst, oder auf die mindeste mißbilligende Miene seiner innigen Freunde weg. Hingegen war sein Vertrauen zu der Macht der Wahrheit uneingeschränkt, und unerschütterlich. Heuchelei und Menschenfurcht war gleich weit von ihm entfernt, so behutsam er übrigens, durch seine Lage aufgefodert, den Weg seiner Bestimmung verfolgte. Hierin glich' er seinem hochverehrten Freunde, den er bis an sein Lebensende als Lehrer und Muster anerkannte. Lessings Grundsätze waren ihm in dieser Hinsicht Drakelsprüche. „Ich weiß nicht — „sagt dieser irgendwo — ob es Pflicht ist, Glück und Leben „der Wahrheit aufzuopfern, wenigstens sind Muth und Ent„schlossenheit, welche dazu gehören, keine Gaben, die wir uns „selbst geben können. Aber das, weiß ich, ist Pflicht, wenn „man Wahrheit lehren will, sie klar und rund, ohne Räth„sel, ohne Zurückhaltung, ohne Mißtrauen in ihre Kraft zu „lehren, und die Gaben, welche dazu gehören, stehen in un„serer Gewalt. Wer die nicht erworben, oder wenn er sie „erworben, nicht brauchen will, macht sich um den menschli„chen Verstand nur schlecht verdient, wenn er grobe Irrthü„mer uns benimmt, die volle Wahrheit aber vorbehält, und „mit einem Mitteldinge von Wahrheit und Lüge uns befrie„digen will. Denn je gröber der Irrthum desto kürzer und „gerader der Weg zur Wahrheit. Dahingegen der verfeinerte „Irrthum uns auf ewig von der Wahrheit entfernt halten „kann, je schwerer es uns einleuchtet, daß es Irrthum ist.“

Daher war auch ihm der Heuchler und der Zweizüngige, vor-

züglich in der Religion, so ungemein verhaßt. Für den Abtrünnigen, der offen und frei handelte, suchte er, wenn der Schritt geschehen war, Entschuldigungsgründe; den Scheinheiligen hingegen verachtete er. Auch das war in dem Sinne seines Lessings.

„Der Mann, der bei drohenden Gefahren, — sagt dieser — der Wahrheit untreu wird, kann die Wahrheit doch „sehr lieben, und die Wahrheit vergiebt ihm seine Untreue, „um seiner Liebe willen. Aber wer nur darauf denkt, die „Wahrheit unter allerlei Larven und Masken an den Mann „zu bringen, der mochte wohl ihr Kuppler sein, nur ihr Liebhaber ist er nie gewesen. Ich wüßte kaum etwas Schlechteres, als einen solchen Kuppler der Wahrheit."

Seine Verfahrungsart, auf der einen Seite streng auf die Vorrechte der Vernunft zu halten, auf der andern keinem seiner Mitbrüder ein Aergerniß zu geben, wurde nur von den Wenigen seiner vertrauten Schüler ganz begriffen. Er ging ruhig seinen Gang, und vermied gern alle Kollisionen. Da er kein öffentliches Amt verwaltete, so hatte er nicht nöthig, sich gegen die sogenannten Frommen, oder gegen die sogenannten Freidenker zu vertheidigen. — Im vertraulichen Zirkel, wenn die Rede auf Reformen kam, rief er dem Feurigen, Raschen oft zu: Nichts übereilen! viel öfterer noch dem Besorglichen oder Aufgebenden: Nicht verzweifeln! alles hat seine Zeit und Stunde unter der Sonne. Nach diesen Maximen wirkte er, stets heiter, ruhig und Gott vertrauend. — In seinem hebräischen Kommentar zum Prediger, den er, ohne sich als Verfasser zu nennen, zum Besten lehrbegieriger Schüler herausgab (so heißt es auf dem Titelblatt), wagt er

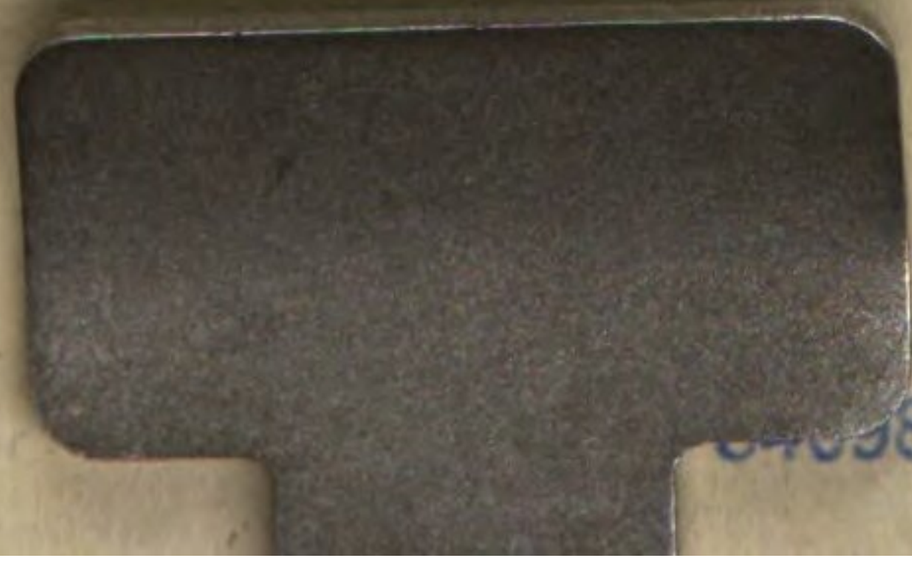
es, diesem alten Werke eine neue Eintheilung zu geben, und in der Vorrede mit einer Eleganz, die auch seinem orientalischen Stil eigen war, seinen Lesern zu sagen, daß er bei seinen Erklärungen auch nichtisraelitische Bemerkungen benutzt habe. „Was ich in den Kommentarien der nichtisraelitischen Schriftsteller Gutes gefunden, — dieses ist sein buchstäblicher Ausdruck — habe ich als Hebe vor Gott herausgehoben: es soll heilig sein.“ Dieses war zu dieser Zeit eine überaus freimüthige Aeußerung. In seiner gehaltreichen Vorrede zum Pentateuch, ging er, und mit Nennung seines Namens, einen bedeutenden Schritt weiter, und empfahl seinen Mitbrüdern das Studium des sehr gelehrten aber auch sehr freisinnigen Werks des Hofraths Eichhorn in Göttingen, und dessen „Einleitung in das alte Testament.“ Ein Werk, welches eine Quelle der Erkenntniß und der Aufklärung für die studirende Jugend ward, und sie auf das ächte Studium der heiligen Urkunden überhaupt leitete. Sonderbar genug war die Erscheinung, daß, wenn auf der einen Seite er den feurigen muthigen Jünglingen in den Erklärungen zu den 5. B. Moses zu leise auftrat, seine innigen vertrauten Freunde für seine Kühnheit zitterten.

Aber auch von diesen wenigen Eingeweihten ruht der Mehrtheil mit ihm im kühlen Schooße der Erde. — — Wenn ihre Tugend sie in seine Umgebung geführt hat, wenn sie nun, überzeugt von der Unsterblichkeit, die er hienieden mit so vieler Wohlredenheit lehrte, mit ihm in jenen ewigen Gefilden fortdauern, wenn sie nun fortfahren, mit ihm nach Wahrheit zu ringen, um nach seiner Lehre in ihrer Erforschung die erwartete Seligkeit zu finden; wie ist ihr Loos so beneidenswerth!

Wie erleichtert dieser gottselige Gedanke den Uebergang in die ewige Wohnung der Wahrheit und des Friedens! —

Nach diesem unwillkührlichen Ausbruche der Empfindungen bei der lebhaften Erinnerung eines dankbaren Schülers an einen unvergeßlichen Lehrer und Freund, der seinen Umgang funfzehn volle Jahre fast täglich genossen hat, sei vor der Hand auch dieses Bruchstück geschlossen. —

Bayerische Staatsbibliothek München



. Buchner
chbinderei
98 Hohenthann

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Mendelssohn, Moses,

Moses Mendelsohn Sammlung theils noch ungedruckter, theils in andern Schriften zerstreute Aufsätze und Briefe von ihm, an und über ihn ; Mit seinem u. Sokrates Bildniß

Leipzig 1831

Biogr. 770 d
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10065049-7